

6.143



Ein Jahrhundert Römischen Lebens.

DEUTSCHE ROMFAHRER VON WINKELMANN BIS BÖCKLIN

EIN JAHRHUNDERT RÖMISCHEN LEBENS
IN TAGEBUCHBLÄTTERN UND BRIEFEN

GESAMMELT VON

Dr. H. SMIDT

(1904)

DYKSCHER BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG

THE GETTY CENTER
LIBRARY

„Die Geister der Heiligen, der Helden,
der Künstler gehen dem lebendigen Menschen
nach und fragen zornig: was bist Du?“

Jean Paul, Titan.

Dorwort.

Dieses Buch soll denen gewidmet sein, welche das ewige Rom suchen. Wem schon die moderne Großstadt Genüge tut, der erfreut sich an den Prachtbauten der Piazza delle terme, dem regen Verkehr der Via nazionale, den schönen Gespanssen und Toiletten auf dem Pincio. Er wird kein Bedürfnis haben, von jenen Zeiten zu lesen, als Rom noch kaum 150 000 Einwohner zählte, als jenseits der Via Sifcina nur Vignen mit vereinzeltten Häusern waren, als auf dem Forum die Campagnolen ihre Ochsen weideten, und als Goethe fühlte, daß er ein anderer Mensch werde.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Gegenwart noch nicht grade günstig scheint für die Vergrößerung der Gemeinde der „Roma nobilis“. So viele sind heute in der glücklichen Lage, ihre metaphysischen Bedürfnisse lediglich aus den Naturwissenschaften zu bestreiten, und sie begreifen nicht recht, wieso die Versenkung in eine nur 2000 jährige Entwicklung das innere Leben vertiefen, ja umwandeln kann. Sie werden auch an diesem Buche keinen Anteil nehmen. Aber Weltanschauungen sind heutzutage kurzlebig, und die Zahl der Kämpfer für die alten Götter und damit auch jene Gemeinde nimmt zu!

Für diese wahren „Romsucher“ ist es ein ganz besonderer Genuß, sich in die „gute alte Zeit“ der Stadt zu vertiefen, und zwar vor allem nicht an der Hand reflektierender Geschichtsschreibung, sondern im Verkehr mit Augenzeugen.

Diesen Genuß hat der Sammler der nachfolgenden Blätter in hohem Maße empfunden. Die Anregung zum Sammeln gab ihm eine kleine Geschichte, die ziemlich versteckt in Eckermanns Gesprächen zu finden ist, und die mit wenigen Strichen ein plastisches Zeitbild hinstellt (s. pag. 28). Ähnliches in verschollenen Tagebüchern und Briefsammlungen zu finden, war der nächste Zweck, und bald häufte sich das Material so, daß die größere Schwierigkeit in der richtigen Auslese bestand.

Die Bestimmung der zu berücksichtigenden Zeitperiode ergab sich aus der Natur der Sache. Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu beginnen, empfahl sich sowohl deshalb, weil mit Winkelmanns Wirken eine neue Epoche eifriger Kunstpilgerfahrt nach Rom beginnt, als auch, weil mit dieser Zeit erst, dem Anfange unserer klassischen Literaturperiode, die Quellen persönlicher Mitteilungen reichlicher fließen.

Es erscheint fast selbstverständlich, daß mit dem Jahre 1870 abgeschlossen wurde. Die Erhebung Roms zur Hauptstadt Italiens hat auch das äußere Bild der Stadt so gewandelt, daß dem heutigen Romfahrer die Zeit der weltlichen Papstherrschaft wie eine ferne Vergangenheit dünkt mit allem Reize einer gewissen historischen Romantik. Die Veränderungen der neuen Zeit liegen so klar zutage, daß neuere Reiseberichte diesen Reiz entbehren.

Als Richtschnur des Sammelns diente einerseits ein subjektives Moment: Dokumente sollten hier vereinigt werden, die unparteiisch, ohne Rücksicht auf politisches, künstlerisches und Glaubensbekenntnis zeigten, welchen Einfluß die ewige Stadt auf die Besten unseres Volkes geübt habe. Dann aber wurde auch versucht, durch Berichte von Zeitgenossen ein möglichst objektives Bild damaliger römischer Zustände zu geben.

Doch mußte auch hier Beschränkung geübt werden. Alles Mitteilenswerte aufzunehmen, würde den Raum eines Bandes weit überschritten haben. Um nun das Material nicht allzusehr zu zersplittern, wurden solche Autoren ausgewählt, die in erster Linie künstlerische Interessen verfolgten. Ferner wurden Berichte zusammengetragen, die uns über die religiösen Verhältnisse Roms, über die kirchlichen feste Auskunft geben; grade hier hat ja der Wechsel der Herrschaft besonders einschneidend gewirkt.

Mit schwerem Herzen mußte der Herausgeber Männer wie Zoëga, Herder, Fernow, Niebuhr und andere übergehen, weil deren Beiträge nicht in diesen engen Rahmen passen. Vielleicht lassen sie sich in einem zweiten Bande vereinigen, wenn dieser erste den Beifall der Leser finden sollte:

* * *

Es erübrigt noch, einiges Wenige über die äußere Einrichtung der Sammlung zu sagen. Da es mir daran lag, möglichst ausschließlich meine Gewährsmänner zu Worte kommen zu lassen, so wurden die Anmerkungen auf das Nötigste beschränkt. Über die wichtigeren im Texte erwähnten Persönlichkeiten wurden kurze biographische Daten im Register gegeben, etwas ausführlichere über die Brieffschreiber selbst an Ort und Stelle.*)

Dagegen schien es mir notwendig, den historischen Hintergrund eingehender zu behandeln. Ich wählte hierzu die Form der Annalen, wie sie schon in der Platner-Bunsenschen Beschreibung der Stadt Rom angenommen ist. Deren Tabellen, die bis zum Jahre 1827 reichen, bilden denn auch die Grundlage für unsere Bearbeitung dieses Zeitraums, vervollständigt durch zahlreiche Einzelheiten, die der Memoirenliteratur, sowie vor allem der „Geschichte des Kirchenstaates“ von Moritz Brosch entnommen sind. Für

*) Der Nachweis der Quellen hierzu im einzelnen würde zu weit führen. Das meiste ist unseren Autoren selbst entnommen, der Rest Künstler- und Gelehrtenlegicis, Galleriekatalogen u. s. w.

die spätere Zeit lieferte das letztere Werk das Hauptmaterial. Auch Reumonts Römische Briefe, Gregorovius' Tagebücher u. a. boten reiche Ausbeute.

Es handelt sich also, wie in dem ganzen Buche, so auch hier, um reine Kompilation. Tieferes Quellenstudium habe ich als Laie in historicis nicht verwerten können. Wo meine Gewährsmänner in einzelnen Daten auseinander gingen, mußte ich nach bestem Ermessen wählen. Für den Nachweis größerer Irrtümer werde ich den gütigen Lesern sehr dankbar sein.

* * *

Unser Stoff läßt sich ungezwungen in drei Perioden gliedern. Die ersten beiden benennen wir die klassizistische und romantische. Für die dritte ist ein kurzer Name nicht zu finden: bezeichnen wir diesen Zeitraum neutral als den Übergang zur Neuzeit.

Winkelmanns Auftreten stellte seit der Reformation zum erstenmal wieder Rom in den Mittelpunkt der geistigen Interessen von ganz Deutschland. Er wies besonders wirksam auf das klassische Altertum als das unverrückbare Fundament unserer ästhetischen Kultur hin. Die lebendige Anschauung der Werke klassischer Kunst aber war damals nirgends in ähnlicher Vollkommenheit zu erreichen, wie dort. Tischbein und Goethe standen durchaus unter seinem geistigen Einflusse, Carstens, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, fand in Rom den einzig möglichen Boden für seine unwäzende Tätigkeit, und der große Strom deutscher Rombesucher suchte bis zum Anfange des neuen Jahrhunderts in erster Linie die Reste des Heidentums auf.

Die Kulturgeschichte dieses Zeitraumes hat eine so reiche Bearbeitung gefunden, daß der Leser sich auf den verschiedensten Wegen über sie orientieren kann; ich nenne hier nur die klassische Winkelmann-Biographie Justis, Harnacks „Deutsches Kunstleben in Rom“, von Graevenitz' „Deutsche in Rom“, sowie die überreiche Literatur zu Goethes italienischer Reise. Bei dieser Fülle des vorhandenen Materials lag es nahe, in unserer Sammlung für diese Periode eher Sparsamkeit walten zu lassen.

Winkelmanns Briefwechsel zunächst ist so vorwiegend archäologisch, daß allgemeiner interessierende Stellen nicht häufig sind. Immerhin gibt das Gebotene in kurzen Andeutungen ein frisches Bild seiner Beziehungen zu den Mächtigen Roms und seiner begeisterten Entdeckertätigkeit inmitten des Überflusses.

Um Goethes gewaltige Persönlichkeit gruppieren sich die nun folgenden Autoren: Tischbein, Meyer, auch Matthiesson mit seiner warmen Schilderung der anmutigen, feinsinnigen Angelika Kauffmann, später Humboldt. Die Schar der Planeten, die um diese Sonne kreisten, hätte sich noch unendlich vermehren lassen; nachdrücklich hingewiesen sei u. a. auf Harnacks: „Zur Nachgeschichte der italienischen Reise“.

Bis in den Anfang der neunziger Jahre dauerte die Glanzzeit des

Klassizismus in Rom. Unzählige Fremde strömten zu den noch immer dem unerschöpflichen Boden entsteigenden Antiken. Dann schlug das Wetter auch in diese selige Insel „göttlicher Anarchie“. Die Fabel vom Lamm und dem Wolfe wurde wieder einmal Wirklichkeit. Die Pariser Gewalthaber fanden eine Gelegenheit, ihre Fänge auch nach dem Kirchenstaate auszustrecken. Einen zweiten „Sacco di Roma“ hatte die unglückliche Stadt auszuhalten, und was die französischen Eroberer nicht wegschleppten, das zerstörten die neapolitanischen Freunde.

Die Einzelheiten dieser schweren Zeit der Not mögen in den Annalen am Schlusse dieses Bandes nachgesehen werden. Auch in den Berichten der Friederike Brun und der Elisa von der Recke verlautet manches aus dieser Leidenszeit.

Die Fremden blieben fort, aber Künstler und Gelehrte hielten aus. Joëga, Fernow u. a. waren mitten im Strudel der Bewegung, Carstens schuf seine besten Arbeiten umgeben vom Kampfe.

Mit dem neuen Jahrhundert erholte sich Rom langsam von dem Er-littenen. Nach dem Sturze Napoleons erst kehrten Götter und Heroen, um derentwillen Winkelmann und Goethe und tausend andere nach der ewigen Stadt gepilgert waren, in ihre Heimat zurück.

Aber die Zeiten waren andere geworden. Im intensiven Gegensatze zum Klassizismus entwickelte sich in Deutschland die romantische Geistesrichtung mit ihrer Vorliebe für die mittelalterliche Kunst und Kirche. Auch in Italien fand die Kunst des Trecento und Quattrocento eine ganz neue Wertschätzung, in Rom „entdeckten“ Hirt und die Gebrüder Riepenhausen die Siesolekapelle Nikolaus des V. Der Glanz der Hauptstadt der katholischen Christenheit lockte in gleicher Weise, wie die patriarchalischen Lebensgewohnheiten des römischen Volkes die Jünger des neuen Kunstevangeliums. Als Overbeck mit seinen Freunden im Mai 1810 in Rom einzog, wurde die Stadt der Kampfplatz der neuen und alten Kunst. Um die „Klosterbrüder von San Isidoro“ sammelten sich begeisterte Streiter. Im Jahre 1811 schloß sich ihnen Cornelius an, nach Beendigung der Freiheitskriege Philipp Veit, 1817 Schnorr, später folgten Führich, Steinle u. a. Den ersten Sieg errangen sie mit der Ausmalung der Bartholdischen Wohnung in der Casa Zuccari (1816); das zweite große Denkmal ihrer Kunst sind die Dichterszimmer in der Villa Massimi, die heute leider so gut wie unzugänglich sind.

Es konnte nicht ausbleiben, daß in der anfänglich so geschlossenen Künstlergruppe Spaltungen auftraten. Besonders des Konvertiten Overbeck Bekehrungseifer stieß manche ab. Meinte doch selbst der Katholik Cornelius, gehe die Konvertirerei so weiter, so werde er Protestant. So sammelten sich denn um Schnorr die Protestanten. Die älteren Mitglieder der römisch-deutschen Künstlergemeinde aber, die Reinhart, Koch, Wagner u. s. w. machten in ihrem Hauptquartiere, der Osteria Scozzese gegenüber dem Palazzo Barberini, mit feiner Ironie und groben Zynismen der neuen Kunst eine nicht zu verachtende Opposition.

Große Bedeutung für das Deutschtum in Rom gewann seit Humboldts Auftreten die preußische Gesandtschaft. Nicht in erster Linie wegen ihrer politischen Macht; in dieser Beziehung spielte ohne Frage die österreichische Gesandtschaft eine wichtigere Rolle. Aber Preußen hatte Glück in der Wahl seiner Vertreter: Humboldt (1802—1808), Niebuhr (1816—1823), Bunsen (1823—1838), alle drei walteten ihres hohen Amtes mit der Begeisterung und Liebe, wie sie dieser einzigartige Sammelpunkt höchster geistiger Interessen Männern solcher Bedeutung nur einflößen kann. Überall halfen sie und feuerten sie an. Im engen Anschlusse an die preußische Gesandtschaft wurde unter dem Protektorate des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. 1828 das archäologische Institut gegründet. Aus dem Niebuhr-Bunsenschen Kreise stammten die Mitarbeiter der groß angelegten Beschreibung der Stadt Rom. Niebuhr haben die Protestanten die Einrichtung ihres Gottesdienstes, Bunsen die Sicherung einer würdigen Grabstätte zu danken.

So sehr diese Männer auch auf die Kunstbestrebungen Einfluß gewannen, so wandte sich doch die Hoffnung der Künstlerschar auf Verwirklichung ihrer Träume in erster Linie dem Bayernfürsten zu, dem feurigen, leicht begeisterten Kronprinz Ludwig, späterem König Ludwig I. Besonders während seines zweiten Romaufenthaltes im Frühling 1818 gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Auch den König zog es noch oft nach der ewigen Stadt; wieviel er Rom verdankt und was er von seinen Versprechungen wahr machte, des ist München Zeuge.

Mit dem Anfange der dreißiger Jahre ebhte die Hochflut der Romantik in Rom ab. Ihre Hauptvertreter kehrten nach Deutschland zurück. Hier erwarteten sie neue Kämpfe. Die Düsseldorfer Schule unter Schadow begann ihren Siegeslauf. Die heitere Genremalerei behagte dem Publikum besser, als das ernste Fresko. In Rom wirkte nur Overbeck als letzte „alte Säule“ fort bis zu seinem Tode im Jahre 1869.

Wir sind heute geneigt, die Werke der Nazarener und ihrer Nachfolger mit einer gewissen Geringschätzung zu betrachten. Ein objektives historisches Urteil zu fällen, ist noch unmöglich, dazu wogt der Kampf um die Grundprinzipien der Kunst noch zu lebhaft. An dieser Stelle wird uns aber ein intimer Einblick in das Denken und Wirken der Träger dieser Kunstrichtung wertvoll sein. Ihr energisches Wollen, ihre unbedingte Hingabe an große Ideen, ist unter allen Umständen vorbildlich. Den Rompilger erbaut es, zu beobachten, wie der welthistorische Boden der einzigen Stadt solche Begeisterungsfähigkeit reifen ließ, wie die großen Eindrücke, die täglich die Kunstjünger umgaben, ihre Gedankenwelt vom Kleinlichen, Alltäglichen säuberten.

Dieselben Bedingungen sind es, die auch in der Folgezeit großsinnige Bahnbrecher der Kunst nach Rom zogen bis in unsere Tage: Feuerbach, Böcklin, von Marées, Klinger, Greiner. Wenn man achselzuckend an der handwerksmäßigen Vedutenmalerei in fremdenanlockenden Ateliers vorbei-

geht und ihr stolz die bodenständige Heimatkunst entgegenhält, so soll man nicht vergessen, was Rom diesen Großen war und ist.

Die letzte Gruppe unserer Autoren wird durch kein gemeinsames Interesse verbunden. Von den Künstlern geht der eine alten Traditionen nach, der andere fruktifiziert die bequeme Modellgelegenheit, die Besten lassen die Größe des Ortes auf sich wirken, wie es schon Carstens tat. Die von den Malern verwünschten Ausgrabungen, die erhöhte Zugänglichkeit literarischer Hilfsmittel machen Rom zur Hochschule der Archäologen und Historiker. Mehr und mehr tritt der Kirchenstaat in Gegensatz zu dem sich einigenden Italien, die glaubensstrengen Katholiken aller Lande schließen sich enger an ihr Oberhaupt an. Aus all diesen Kreisen suchen die nachfolgenden Blätter charakteristische Äußerungen heranzuziehen. Im einzelnen wird die Orientierung jedem Leser an der Hand der Annalen leicht gelingen.

Vielleicht wird der Leser zu eignem Weitersammeln und Vollenden des Skizzenhaften angeregt, vielleicht entdeckt er durch die individuelle Beleuchtung hier und da an den unendlichen Reizen Roms eine tiefere Bedeutung. Damit wäre der Zweck dieses Buches erreicht.

Konstanz im Oktober 1903.

Smidt.

Inhalt.

	Seite
Johann Joachim Winckelmann	1
Reise nach Rom. Erste Eindrücke	1
Frascati. Tivoli. Villa Hadriani	2
Verhältnis zu den Kardinälen Passionei, Archinto, Albani. Literarische Arbeiten	3
Allerlei neue Funde	4
Beim Kardinal Albani	5
Johann Heinrich Wilhelm Tischbein	7
Kunststudien	7
David und Battoni	12
Roms Teilnahme an Davids „Horatiern“	15
Johann Wolfgang Goethe	16
Erste allgemeine Eindrücke	16
Wirkung Roms	18
Zeichenstudien	18
Die siztunische Kapelle und Raffaels Logen	19
Nächtliche Wanderungen. Das Coliseo	20
Die Farnesina	20
Die Medusa Rondanini. „Kunstgeschwätz“	21
Fackelbeleuchtung der Statuenmuseen	21
Fest des heiligen Antonius Abbas	23
Rechenschaftsbericht über die italienische Reise	23
Pilgerfest in Villa Mattei	24
Eindruck der Osterzeremonien	26
Abschiedswanderung	26
Johann Heinrich Meyer	28
Rafael und Michelangelo	28
Asmus Jakob Carstens	30
Römische Kunstzustände	30
Friedrich von Matthiſſon	32
Angelika Kauffmann. Hirt	32
Friederike Brun	37
Ein Presepio	37
Canova	38
Fronleichnamfest	39
Gottlieb Schick	42
Abneigung gegen das Modellstudium	42
Ausstellung des „Opfers Noahs“ im Pantheon	43
Karl Wilhelm von Humboldt	44
fernow, Canova, Thorwaldsen	44
Wie Rom wirkt	46

	Seite
Elisa von der Recke	49
Ein Begräbnis	49
Der Quirinal	50
San Paolo fuori le mura	52
Besuch bei den Augustinerinnen	54
Einzug des Papstes Pius VII.	56
Seligsprechung des Francesco di Girolamo	60
Friedrich Johann Overbeck	64
Ankunft. Wohnung in Villa Malta	64
Übersiedelung in das Kloster S. Isidoro. Studium der Klassiker	65
Einführung Wintergersts in Rom	66
frühlingsstimmung	67
Ankunft von Cornelius. Klosterleben mit Wintergerst	68
Weihnachtsabend	69
Overbecks Übertritt zum Katholizismus	70
fest in Villa Borghese zur feier der Einnahme von Paris	71
Dürerfeier	73
Der Vatikan nach Rückkehr der nach Frankreich entführten Kunstwerke	74
freskomalerei in Casa Bartholdi	76
fresken in Villa Massimi	77
Peter Cornelius	78
Die „Klosterbrüder“	78
Cornelius' Kunstbekenntnis	80
Jacob Salomo Bartholdy	85
Die fresken in Casa Bartholdy	85
Johann David Passavant	87
Das Künstlerfest zu Ehren des Kronprinzen Ludwig von Bayern am 29. April 1818	87
Wilhelm Müller	90
Das „aufgeräumte“ Forum	90
Weihnachtsfeier in Uraceli	91
Luise Seidler	93
Eine römische Künstlerwohnung	93
Die Damen der deutschen Kolonie. Thorwaldsens Wohnung	95
Künstler-Lebensweise	98
Leichenzug der Königin Christine von Spanien	99
Besuch des Kaisers Franz in Rom	100
Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen	102
Besuch des Kronprinzen Ludwig von Bayern bei Bunsen	102
Brand von San Paolo fuori le mura	104
Der Tod Pius VII.	105
Totenannt für Pius VII. Konklave	106
Julius Schnorr von Carolsfeld	109
Weihnachten und Silvester 1818	109
Häusliche Einrichtung auf dem Kapitol	110
Schnorrs Verkehr. Schmieder. Quandt	112
Rom: der Rheinwein, Neapel: der Champagner	114
„Kapitoliner“ und „Trinitaster“	114
Anfänge der Bilderbibel	115
fest zur Vollendung der Schnorrschen fresken in Villa Massimi	116
Ludwig Adrian Richter	118
Ankunft und erste Eindrücke	118
Reinhart, Koch	121

	Seite
Künstlerallegria	122
Bei Urricia	123
Tivoli. Künstlerruinen	124
Tivoli. Französische und deutsche Malweise	125
Cervarafest	126
Silvesterabend	128
Villa Massimi, Schnorr	131
Gesandtschaftsprediger Rothe	133
Die Loggien des Vatikans	134
August Kestner	136
Dittoria, die schöne Winzerin von Albano	136
Thorwaldsen	140
Karl Friedrich Schinkel	146
Die Villa Raffaels	146
Johann Christian Reinhart	147
Temperagemälde im Palazzo Massimi	147
Fresken in der Villa Massimi. — „St. Georg“ für die Franziskaner in Uscoli	148
Ausgrabung der Gebeine Raffaels	148
Friedrich Preller	150
Friedrich Prellers Aufenthalt in Rom, nach seinem mündlichen Berichte mitgeteilt von Friedrich Pecht	150
Joseph von Führich	153
Reise, Ankunft, erste Orientierung	153
Kontrakt mit dem Fürsten Massimi zur Vollendung der Tasso-Fresken	154
Koch	156
Weg zur Villa Massimi	157
Differari	158
Weihnachtsfeier	158
Arbeiten in der Villa Massimi mit Koch	160
Allgemeine Eindrücke	162
Leben und Treiben an Ripa grande	163
Mangel der Romantik. Patriarchales Leben in Rom	163
Allgemeine Betrachtungen	165
Weihnachtsfeier	166
Begegnung mit dem Könige Ludwig I. von Bayern	167
Karl August von Hase	169
Pantheon und Peterskirche	169
Das Kolosseum	173
Fest der heiligen Agnes	175
Spaziergang auf dem Monte Mario. St. Peter und der Vatikan im Mondschein	175
Fußwaschung und Pilgerspeisung	177
Felix Mendelssohn-Bartholdy	180
Deutsche Künstler im Café Greco	180
St. Peter. Die „Absolution“ des verstorbenen Papstes	181
Bei Vernet	182
Papstwahl	183
Die heilige Woche	185
Erwin Speckter	190
Erster Eindruck von Overbecks Persönlichkeit	190
Cornelius' Abschiedsmahl	191
Overbeck	192

	Seite
Oster Sonntag. Overbecks Befehrsversuche	193
Weihnachtsmesse in der Sigtina	195
Sulpiz Boisserée	197
St. Peter. Antike Reste in den Straßen	197
Heinrich Abeken	199
Cornelius, Overbeck	199
Thorwaldsen	200
Wilhelm von Kaulbach	201
Kaulbach in Rom	201
Franz Hettinger	205
Ankunft in Rom. Das Professhaus der Jesuiten	205
Tägliches Leben im germanischen Kollegium	207
Nationalismus und Kosmopolitismus in der katholischen Kirche	210
Erste Eindrücke von Rom. Die Villa Pariola	212
Der Besuch der sieben Hauptkirchen	215
Theologische Schulen. Geschichte des deutschen Kollegiums	218
Im Mittelpunkte der Weltgeschichte	221
Die Villa des deutschen Kollegiums S. Saba	223
Statio ad S. Stephanum in Coelio monte	225
Festlichkeiten im deutschen Kolleg	226
Allerheiligentag	228
Adolf Stahr	230
Kardinalsfrönung	230
Vorbereitung zur ersten Kommunion	232
Helmut Karl Bernhard Graf von Moltke	235
Das Columbarium an der Porta Latina. Die Ersteigung der Peterskuppel	235
Friedrich Pecht	237
Besuch bei Overbeck	237
Mois flir	240
Märtyrer-Beatifikation. Italienische Nachlässigkeit	240
Italienische und deutsche kirchliche Wissenschaft	241
Bildhauer Wagner	242
Roms Einfluß auf den Glauben	243
Audienz des Zar Nikolaus bei Gregor XVI.	244
Armut der Landgeistlichen und des Landvolkes. Cornelius	245
Unselm Feuerbach	247
1856 P.	247
1856 P.	247
Den 15. Januar 1857	248
Den 15. Mai 1857	248
Mai 1857	249
Einige Tage später (Mai 1857)	249
Ende 1857	249
Dezember 1859	249
ferienreise 1875	250
Oster Sonntag 1875	250
Arnold Böcklin (Rudolf Schick)	251
Sonntagspaziergang nach Tre fontane	251
Böcklins Art, zu beobachten	252
Villa Borghese	253
Aqua acetosa	254
Tal der Egeria	254

	Seite
Böcklins „Kitschmalerei“	256
Allegris Miserere	256
Warum Italien so malerisch ist	257
Sehnsucht nach Italien	257
August Wilhelm Ambros	258
Ostermusik	258
Ferdinand Gregorovius	260
Die Exkommunikationsbulle	260
Das Zentenarium Petri	260
Ausgrabung des Emporiums bei der Marmorata	261
Vorlesung der Einberufungsbulle des Konzils	262
Pius IX. 50jähriges Priesterjubiläum	263
Annalen	265
Verzeichnis der wichtigeren Personen-, Orts- und Sachnamen . .	285

Johann Joachim Winckelmann.

Aus: Winckelmanns Briefe an seine Freunde, von Karl Wilhelm Daxdorf, Churfürstl. Bibliothekar. I Dresden 1777. II ibid. 1780.

W. wurde am 9. Dezember 1717 zu Stendal geboren. Er besuchte seit 1735 das Kölnische Gymnasium in Berlin und studierte seit 1738 in Halle besonders die alte Literatur, 1743 wurde er Konrektor in Seehausen, 1748 Bibliothekar des Grafen von Bünau in Nöthenitz bei Dresden, dessen Kunstsätze seiner Liebe zur Antike reiche Anregungen boten. Hier reifte in ihm der Plan, die Quelle klassischer Kunst aufzusuchen. 1754 trat er zum Katholizismus über, am 18. Nov. 1755 traf er in Rom ein. Seine erste Wohnung befand sich bei Trinità de monti, gegenüber der von Mengs, mit welchem er innig befreundet war. Er arbeitete als Bibliothekar des Kardinal Passionei in dessen Wohnung und Bibliothek im Palaste der Consulta auf dem Quirinal. 1757 wurde er Bibliotecario di S. Eminenza il Card. Segretario di Stato Archinto und wohnte als solcher in der Cancellaria. Nach dem Tode Archintos im Oktober 1758 trat er in die Dienste des Kardinals Albani und wohnte von nun an in dessen Palast „alle quattro fontane“ und in seiner damals erbauten Villa. Am 9. April 1763 wurde er zum Deputato sopra la conservazione delle Antichità di Roma ernannt. — Am 10. April 1768 trat er eine Reise in die Heimat an. In Triest wurde er am 8. Juni 1768 von dem Pistojesen Francesco Arcangeli ermordet.

I pag 55.

Rom, den 7. Dezember 1755.

An den Herrn Bibliothekarius Francken.

Reise nach Rom. Erste Eindrücke.

Sowie wir uns der Campagna di Roma näherten, äußerten sich Zeichen von der ungesunden Luft. Zweien in unserer Gesellschaft war der Mund dermaßen des Nachts aufgelaufen, mit einer schmerzhaften Empfindung, daß sie den ganzen Vormittag das Gesicht verbunden hatten. Etliche 30 Meilen (nämlich italienische, deren 5 oder 6 auf eine deutsche Meile gehen mögen), von Rom, da, wo Via consularis flaminia angehet, gehet auch die traurige Aussicht an. Es ist eine wahre Einöde, so daß man kaum einen Baum findet. Hier und da ranken Weinreben auf dem Acker von selbst fort; aber man sieht keine Einwohner. Dieses währet bis an die Digne von Rom. In der Dogana in Rom wurden mir verschiedene Bücher, die man ergriff, genommen. Ich bekam sie nach etlichen Tagen wieder,

bis auf die Oeuvres de Voltaire, welche ich noch nicht zurück habe; es hat aber keine Gefahr. Ich will nur dem Gov. di Roma keine Verbindlichkeit haben.

Mein großes Glück ist ein Brief an den Herrn Mengs gewesen, der mir als ein redlicher Freund gedienet hat und noch dient. Sein Haus ist meine Zuflucht und ich bin nirgends vergnügter, als bei ihm. Noch bin ich frei und gedenke es zu bleiben. Ich gehe in der alten Gestalt und lebe als Künstler, passiere auch dafür an Orten, wo man jungen Künstlern eine Erlaubnis erteilt zu studieren, als im Campi-doglio. Hier ist der Schatz von Altertümern, Statuen, Sarcophagis, Busti, Inscrizzioni etc. in Rom, und man ist hier mit aller Freiheit vom Morgen bis in den Abend. Man geht im Roquelor ohne alle Umstände, denn dieses ist hier Mode. Ich speise mit lauter deutschen und französischen Künstlern und vermissе die deutsche Zurichtung der Speisen. Des Morgens und des Nachmittags geht man in ein öffentliches Kaffeehaus und trinket eine Tasse à 6 Pfennige nach sächsischem Gelde. Man kann sich noch ohne Feuer ganz füglich behelfen und meine Fenster stehen mehrentheils den Tag über offen. Weil ich aber nicht gut schlafe und früh aufstehe, mache ich mir im Kamin Feuer und trinke Tee.

Ohngeachtet ich über 14 Tage hier bin und beständig Rom durchkreuze, so habe ich doch noch nicht die Hälfte gesehen, und unter anderm noch keine einzige Bibliothek. Weil der Winter hier in lauter Regenwetter bestehet, so gehet man mit einem großen Regenschirm aus, und man nimmt diese Möbel auch bei gutem Wetter unter den Arm.

I pag 33.

Rom, den 7. Juli 1756.

An den Grafen Bünau.

Frascati, Tivoli, Villa Hadriani.

Neulich habe ich eine Reise nach Frascati, Tivoli und andere nahe gelegenen Orte getan. Sobald man aus der öden und verlassenen Gegend um Rom heraus ist, so kommt man in die herrlichsten Gegenden von der Welt, welche etwas gebirgigt sind; man gehet von einem Ort zum andern in lauter Lorbeerwäldern. Die Schönheit der Natur ist unbeschreiblich schön; aber man ist so schlecht bedienet, daß man Messer, Servietten und ein Bettuch mit sich führen muß, um nicht für Ekel zu sterben. Die Villa Hadriani bei Tivoli ist, was man erstaunendes sehen kann; die Ruinen erstrecken sich auf drei Italienische Meilen. Man siehet vier bis fünf Tempel zur Hälfte erhalten, die in derselben begriffen waren. Am Eingange der Villa sind die sogenannten Cento Camere, wo die Kaiserliche Leibgarde gelegen hat, wie man mutmaßet. Es sind hundert Gewölber, welche nichts gelitten, von keinem hat man unmittelbar zum andern kommen können. Daher ist glaublich, daß längst denselben eine

Galerie von außen fortgegangen, von welcher man in diese Kammern gegangen, so, daß eine einzige Schildwache am Eingange der Galerie diese Zimmer besetzen können. In neuern Zeiten sind die Mauern durchgehauen, so, daß man aus einer Kammer in die andere gehen kann. Die Jesuiten und der Graf jede besitzen den größten Teil von diesen Ruinen und jene gewinnen einen herrlichen Wein daselbst, von welchem der Vorrat in einem alten Tempel lieget. Das äußerste von den Ruinen ist das Theater, an welchem man noch alle Sitze zählen kann. Man muß sich den Weg durch Gesträucher und Gebüsch voller Schlangen und Eidechsen machen. Tivoli ist mir noch durch etwas Unbemerktes merkwürdig geworden. Ich glaube man finde an keinem Ort in Italien ein so schönes Geblüt; es ist nichts Seltenes ein griechisches Profil zu sehen.

II pag 126.

Rom, den 20. November 1757.

An Propst Genzmer.

Verhältnis zu den Kardinalen Passionei, Archinto, Albani. Literarische Arbeiten.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, vor der Menge von Nachrichten, die ich Dir zu geben wünschte; ich bin mir der nächste; also will ich bei mir selbst anfangen. Ich befinde mich wohl und vergnügt. Meine hiesigen Umstände haben sich sehr gebessert; ich habe nicht allein meine kleine Pension, weil sie unmittelbar aus des Königs Händen kommt, als der einzige, von denen die in Gnadengehalt stehen, bisher richtig erhalten, sondern ich genieße alle Vorzüge, die einem Fremden können zu Teil werden. Ohngeachtet ich die Dienste des Kardinals Passionei ausgeschlagen, so ist dieser mein größter Freund geworden und ich habe nicht allein den freien Zutritt zu seiner Bibliothek, welche nicht öffentlich, aber die größte von gedruckten Büchern in Rom ist, sondern ich lasse mir holen, was ich nötig habe, welche Freiheit außer mir ein einziger Prälat hat. Ja ich speise bei ihm, wenn es mir gefällt und gehe mit ihm auf sein wollustiges Landhaus, wo ich in einer Gesellschaft mit Kardinalen und Gelehrten an sechs Wochen die Herbstluft genossen. Die Freiheit, welche dieser Kardinal gibt gehet so weit, daß man auf dem Lande im Kastan und der Müze zur Tafel erscheint und in seinem Palast in Rom ist das erste, daß ich meinen Rock ausziehe, wenn ich in der Bibliothek sein will. Weil aber dieser Mann 77 Jahre hat (welches hier nicht selten ist) und ich einen Protektor auf dessen Leben mehr Rechnung zu machen ist, nötig habe, so habe ich, nach Verfließung eines Jahrs, eine Wohnung in den Palast der Cancellaria von dem Kardinal-Sekretario di Stato, Archinto, ehemaliger Nuntius in Pohlen und meinem alten Patron, aber mehr nicht,

angenommen; dagegen habe ich dessen zahlreiche Bibliothek in Ordnung gebracht und genieße sie. Der Kardinal selbst wohnt, so lange der Papst lebt, in dessen Palast a Monte Cavallo und ich bin einer von denen, welche in Rom am schönsten wohnen. Zu eben diesem Kardinal gehe ich, wenn es mir gefällt, zum Essen, doch allezeit nur in der Absicht, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, ohne Nachtheil meiner Freiheit, welche ich, da ich in etlichen Monaten 40 Jahre erreicht, eifersüchtig zu erhalten suchen werde. Jezzo aber, da es scheint, daß die Umstände des Hofes immer gefährlicher werden, werde ich durch einen dritten Kardinal Alessandro Albani, der das Haupt aller Antiquariorum ist, ein Beneficium zu erhalten suchen, um alle Dienste zu vermeiden. . . .

Meine Studien habe ich eingeschränkt auf die Kunst und griechische Gelehrsamkeit. In dieser werde ich vor den Größten in Rom gehalten, ich studiere aber auch viel stärker, als ehemals, da ich Zeit und Kräfte dazu habe. Was die Kunst betrifft, davon wird ein Versuch einer Historie der Kunst, welche künftiges Frühjahr in Leipzig ans Licht treten könnte, ein Zeugnis geben können. . . . Ich suche ein Original zu liefern, welches vornehmlich von dem Stil der Arbeit der alten ägyptischen, hebräischen und griechischen Bildhauer handelt. Das Werk bestehet aus zwei Theilen. Der erste ist bloß theoretisch, der andere mehr historisch, aber ohne Lebensumstände der alten Künstler: (denn diese kann man auch außer Rom sammeln) und in diesem zweiten Teil ist eine Beschreibung der besten Statuen. Meine vornehmste Regel ist, nichts mit zwei Worten zu sagen, was mit einem geschehen kann, wo es aber auf eigenes Denken und auf Beschreibung im höheren Stil kommt, mich auszulassen. Eine Nebenabsicht ist das Studium der elenden Antiquariorum in Rom über den Haufen zu werfen. Denn ich habe angefangen, meine Arbeit ins Italienische zu übersetzen. Um Münzen und um Dinge, die kein sonderlich Licht in der Zeichnung geben, welche ich wieder angefangen habe, bekümmere ich mich nicht. Ich suche auch keine Bücherkenntnis zu erlangen. Unterdessen stehen mir alle Schätze offen, aber weil ich nicht viel finde, was einen allgemeinen Nutzen haben und der Nachwelt würdig geachtet werden kann, so werde ich über den Plato zu arbeiten anfangen. Es ist nötig, daß ich mich in der griechischen Gelehrsamkeit hier zeige, wenn ich sollte genötigt werden, meine Hütte hier aufzuschlagen.

I pag 167.

Rom, den 28. Dezember 1765.

An den Hofrat H . . .

Allerlei neue Funde.

Ich gab Ihnen neulich Nachricht von zwei Statuen, die in einem Weinberge des Hauses Verospi, auf dem Grund und Boden der ehemaligen

Salustischen Gärten entdeckt worden; es fiel mir aber nicht ein, um mich für einige Personen deutlicher über die Stellung derselben zu erklären, anzuzeigen, daß dieselben sowohl in Absicht der Größe, als der Lage und der Kleidung derjenigen Figur eines jungen Mädchens vollkommen ähnlich sind, welches Spielknochen (Astragalos) aus der Hand wirft und ehemals in dem Besitze des Kardinals Polignac war. Man hat noch bis 1760 die Köpfe dieser Figuren nicht finden können und folglich wird die Bedeutung derselben nicht zu bestimmen sein. Andere ganz neue und wichtige Entdeckungen sind seit dieser Zeit nicht gemacht, und ich kann von nichts melden, als von einem kleinen Kopfe einer Pallas, welcher in Elfenbein erhaben geschnitten ist und wie man aus der Rundung dieses Stück erseheth, zum Zierat auf einem Gefäße, oder etwa auf Waffen, gedient hat. Es wurde mir dieser Kopf von meinem Herrn und Freunde gegeben und diesem war derselbe von den Kartäusernonnen zugeschickt, welche die Obliegenheit haben, diejenige Erde, die in den Katafomben in und außer Rom ausgegraben wird, nachdem dieselbe an dem Orte selbst durchsucht worden, in ihrem Kloster von neuem durchzusieben, damit nichts verloren gehe, was sich etwa von Überbleibseln heiliger Leiber in dieser Erde finden sollte. Besagte Pallas war im Aussieben gefunden, sowie einige Zeit zuvor ein schöner erhabengeschnittener Achat, dessen Grund braun und durchsichtig, die Lage der geschnittenen Arbeit aber das schönste Weiß ist.

Es ist auf demselben ein Centaur vorgestellt, welcher einen Stein auf eine sitzende nackte Figur werfen will. Über dieselbe flieget die Seele in Gestalt der Psyche. Diese Figuren sind nur angelegt, und nicht gearbeitet. Es ist dieser Stein durch eben den Kanal an mich gekommen. Die Katafomben sind eine unerschöpfliche Schatzgrube der Werke alter Kunst und was sich von großen Medaglioni in der Vatikanischen Bibliothek befindet, sowohl die Sammlung welche der Cardinal Carpegna gemacht hat, die von dem Senator Buonarroti erklärt ist, als diejenige, welche man dem Herrn Cardinal Alexander Albani zu danken hat, ist aus gedachten unterirdischen Grüften geholet. Eben, da ich dieses schreibe, wurde ich von dem Herrn Cardinal gerufen, einen Kopf der Matidia, der Schwestertochter des Trajanus, zu besehen, welcher ihm eben damals aus den Katafomben war zugeschickt worden. Wenn ich unter neue Entdeckungen begreifen wollte, was von unbekanntem, obgleich vorlängst gefundenen Sachen an das Licht kömmt, würde ich Ihnen alle Posttage mit Neuigkeiten aufwarten können. Von dieser Art ist ein Kopf eines Kindes von etwa acht Jahren, welcher entweder den Marcus Aurelius in seiner Kindheit, oder den Annus Verus vorstellt. Es ist derselbe den heiligen Weihnachtsabend von dem Bildhauer Bartholomäo Cavaceppi in einem vornehmen Römischen Hause gefunden und gekauft worden. Dieser Kopf ist einer der schönsten, sonderlich in der Arbeit der Haare, die ich irgend gesehen und es haben sich an demselben die feinsten Spitzen der Locken erhalten. Es ist dieses Stück bisher niemanden bekannt gewesen.

II pag 253.

Rom, den 18. August 1759.

An Justizrat Wiedewelt.

Beim Kardinal Albani.

Wenige Zeit nach dem Tode des Kardinals Archinto ließ mir der gelehrte Kardinal Alexander Albani, durch meinen Freund Giacomelli, den Antrag tun, in seine Dienste zu treten. Ich nahm ihn ohne Bedenken an und bis jetzt hat mich mein Entschluß nicht gereuet. Ich bekomme außer meiner Pension vom Hofe, von dem Kardinal monatlich zehn Taler und habe dafür keine andere Obliegenheit, als ihm zur Gesellschaft zu dienen und der Aufseher seiner großen und gewählten Bibliothek zu sein, die der gelehrte Papst Clemens XI. Albani gestiftet hat. Aber was mir weit mehr wert ist, als ein großer Haufen von Büchern, wovon ich einen großen Teil kaum des Anblicks, noch weniger aber des Lesens wert halte, ist das Kabinet von Handzeichnungen und Kupferstichen, worunter unter andern ein großer Band von Zeichnungen des berühmten Poussin sich befindet, und zwölf Bände von dem Domenichino. Was sagen Sie hierzu, lieber Freund? Diese schöne Gelegenheit fehlte Ihnen in Rom. Und wie viele Dinge haben Sie überhaupt nicht gesehen, die mir erst durch die Güte meines Kardinals sind bekannt geworden. Der Sonntag ist von uns bestimmt, überall herum zu kriechen, und in allen Winkeln Altertümer aufzutreiben. Wir sind so vertraute Freunde zusammen, daß ich des Morgens auf seinem Bette sitze, um mit ihm zu plaudern.

Auch bin ich in seinem Palast auf das reizendste und anmutigste in vier Zimmern logiert, wovon zwei auf den Garten gehen und niemand wohnt weder neben noch über mir.

Johann Heinrich Wilhelm Tischbein.

Aus: Aus meinem Leben, von J. H. W. Tischbein. Herausgeg. von Dr. Carl G. W. Schiller, Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn) 1861. 2 Bde.

T. war am 15. Februar 1751 zu Haina geboren. Auf seinem Wanderleben in Kassel, Hamburg, Bremen (1765—1771) in Holland (1772—1773) Kassel Hannover, Berlin (1773—1779) genoß er gelegentlich die Unterweisungen seines Onkels, des Hofmalers in Kassel und anderer Künstler, blieb aber im wesentlichen Autodidakt. 1779 ging er nach Rom, wo er bis Mitte April 1781 blieb. Sein zweiter Römer-Aufenthalt dauerte mit einer kurzen Unterbrechung (Reise nach Neapel mit Goethe vom 22. Februar 1787 bis Mai 1787) vom 24. Januar 1783 bis Juli 1787. Er wohnte Anfangs in der Via Babuina, später im Corso „incontro al Palazzo Bordonini“ wo auch Goethe seine Wohnung teilte. Im Juli 1787 nach Neapel zurückgekehrt, wurde er Direktor der dortigen Kunstakademie. 1799 vertrieb ihn die Invasion der Franzosen von dort. Er kehrte nach Deutschland zurück und ließ sich mit Pension des Herzogs von Oldenburg in Eutin nieder, woselbst er am 26. Juni 1829 starb.

I pag 183.

1779—1781.

Kunststudien.

An Sonn- und Festtagen pflegten wir jüngeren Künstler, je nachdem wir es verabredet hatten, uns in dieser oder jener Galerie oder auch wohl zu Spaziergängen nach Ruinen zu versammeln. Die Zahl muß nur nicht über fünf oder sechs sein. Steht man nun da vor einem Kunstwerke, so sind oft sechs verschiedene Meinungen darüber, und es werden dann alle seine Verdienste und Fehler herausgehoben. Auf diese Art erwirbt man sich Kenntnis; der eine weiß immer mehr als der andere, und man kann ja von jedem lernen, er mag richtig oder falsch sehen.

Sehr unterrichtend ist das Zeichnen in den Privat-Akademien, wo ausgesuchte Künstler unter sich nach lebenden Modellen zeichnen und bossieren. Da eine solche Gesellschaft nicht groß ist, so wird häufig dabei Konversation gehalten über diesen oder jenen Zweig der Kunst, oft über den Akt selbst.

In großen öffentlichen Akademien darf nicht gesprochen werden; dagegen aber hat man den Ersatz, dasselbe Modell viele Male von geschickten Zeichnern zu sehen. Eine solche Privatakademie besuchte ich: sie hieß die Trippelsche. Außer Trippel waren Zauner, Süger, Grandjean, Mechau, Kobel u. a. Mitglieder. Am 7. Januar 1780 zeichnete ich hier die erste Figur. — Solcher kleinen Akademien bestanden damals zehn in Rom: bei Battoni, l'Abbruzzi, Bergler u. s. w. Die unsrige war auf Trinità de' Monti in einem Zimmer, wo la Säge die Wände mit Bacchanalien bemalt hatte; doch hielten wir es für ein Verdienst, diese Figuren aus der Welt zu schaffen. Aber mit Bedauern sahen wir jeden Sonnabend Trippel und Zauner ihre, mit so vielem Fleiße modellirten Figuren zusammenwerfen, um den Ton wieder für Arbeiten der nächsten Woche zu benutzen. — Meine Hauptbemühung ging nun jetzt dahin, gründlich zeichnen zu lernen. In der Akademie ward ich inne, daß ich das Modell nicht verstand und nur zeichnete, ohne zu wissen, was und wie ich es machen sollte. Ich mußte erst den menschlichen Körper studieren in seinen größeren Hauptabteilungen, wie auch in der Maße und Form der kleineren. Dazu war die Akademie nicht hinreichend. Nur in der Antike sind die Massen und Formen deutlich und richtig; diese muß man studieren, und hat man sie da erkannt, so findet man sie auch in der Natur. — Ich beschloß nun, des Tages Statuen und des Abends in der Akademie nach dem Leben zu zeichnen. Aber über diesem eifrigen und ängstlichen Studium ward ich, da ich mich ohnehin niedergeschlagen und mutlos fühlte, ganz krank. Da sagten mir andere: „Ja, bei Raphael werdet Ihr es erst finden! Dem kann niemand nachzeichnen und den Charakter seiner Köpfe treffen!“ Ich sah auch wirklich in den Zeichnungen anderer nach Raphael, daß kein Charakter getroffen war. So sehr ich wünschte, einen Versuch darin zu machen, so schob ich es doch immer auf, denn man hatte mir geraten, wenn man der Sonnenhitze ausweichen wolle, so müsse man die Monate, wo sie am stärksten sei, in den großen kühlen Zimmern des Vatikans zubringen und nach Raphael studieren. Das tat ich auch und bereitete mich und meinen Geist, das Werk mit aller Aufmerksamkeit zu beginnen. Um nicht von der Hitze zu leiden, muß man in der Kühle um vier Uhr morgens dahin gehen und den ganzen Tag bis abends sieben Uhr da bleiben. — Als nun die Zeit kam, fing ich meine Raphaelischen Studien an mit solchem Eifer, daß ich den ersten Tag sieben Köpfe zeichnete, die, wie man mir sagte, ziemlich den rechten Charakter hatten, und so fuhr ich den ganzen Sommer über fort. Es war mir ein Vergnügen, den ganzen Tag diese vortrefflichen Werke vor Augen zu haben, und ich eiferte danach, wie es auch anderen ging, jeden Kopf in Zeichnung zu besitzen. Erst durch die Zeichnung lernt man den Kopf recht kennen und hat man das errungen, so ist mit der Zeichnung ein doppeltes Eigentum gewonnen. — Bei der Disputa del Sacramento hatte ich mit den Köpfen angefangen; dann machte ich mich auch an die ganzen Figuren und Gruppen, die untersten

und auch an die, welche auf Wolken in der Höhe schweben; darauf zeichnete ich die von der athenischen Schule, welche schon in einem größeren Charakter sind; auch hier kopierte ich ganze Gruppen, endlich den Heliodor und so fast alle Köpfe der Bilder in sämtlichen Zimmern. — Es ist schon deshalb sehr unterhaltend, in den Raphaelschen Zimmern zu arbeiten, weil hier so verschiedene Künstler zu gleicher Zeit und auf mancherlei Weise kopieren. Der eine malt das Ganze ins Große, der andere ins Kleine; der das Ganze, jener nur einzelne Figuren; der dritte Gruppen, ein anderer Köpfe; mancher nimmt sich auch nur leichte Skizzen. Da ist es denn unterrichtend, zu beobachten, wie verschieden jeder den Raphael ansiehet und nachbildet; noch belehrender aber ist es, die verschiedenen Schüler zu erkennen, welche dem Raphael bei seiner Arbeit halfen. Von Polidor, der, so lange er bei Raphael war, alles nur dem Großen aufopferte, aber später in Sicilien sich mehr auf den Ausdruck der Leidenschaften legte, sind die Lambris grau in grau; auch zwischen den Bildern sind Figuren von ihm in einem großen Stile. Kurz, man kann das Auge nirgends hinwenden, ohne etwas Vortreffliches zu sehen. — Wenn man nun einige Monate hintereinander vom frühen Morgen bis an den späten Abend in diesen Zimmern ist, so kann es nicht fehlen, daß Tage kommen, an denen man sich zum Arbeiten nicht aufgelegt und Langeweile fühlt. Man darf aber der Hitze wegen nicht weg, auch ist es gefährlich sich zu setzen, weil man einschlafen könnte. Nun geht man den ganzen Tag über in den Zimmern herum und besiehet aus lieber Langeweile die Bilder. Da entdeckt man denn mancherlei Sachen, die man zu anderer Zeit, bei angespannter Aufmerksamkeit, übersehen hat. So fiel einstmals mein Blick von ungefähr auf das milde, sanfte Auge des Pferdes, welches der heilige Vater reitet. Diese Milde kontrastiert so schön mit der Wildheit des heransprengenden kriegerischen Rosses des Attila; eine überirdische Erscheinung hemmt den gewaltfamen Zug. — Zuweilen, wenn ich vom Arbeiten müde war, ging ich hinaus auf die Logen, wo Raphael die biblische Geschichte gemalt hat, zu den sogenannten Arabesken. Die muß man bei Langeweile und gleichsam in halbem Schlafe ansehen, wenn man, von ernsthafter Arbeit abgelenkt, sich in angenehme Träume wiegen will. Da ergeht man sich denn im weiten Felde einer gaukelnden Phantasie und eben das Wunderbare, Unfeste gewährt freien Spielraum, die Ideen nach Gefallen anzuknüpfen, je nachdem man aufgelegt ist. — Oft ließ ich mir auch andere Zimmer aufschließen mit den Gemälden von Vasari, Guido &c. Kommt man nun aber von da wieder in die Zimmer des Raphael, dann glaubt man feine Miniaturgemälde zu erblicken, so leicht sie auch auf den ersten Blick hingeworfen zu sein scheinen. Und wie erstaunt man über den wahren Ausdruck! Gleich klar ist die äußere Form, wie die innere Gemütsbewegung. Schon der „Heliodor“ beweiset es, wie deutlich Raphael eine Geschichte vorzustellen wußte. Da braucht nichts ausgelegt zu werden; es spricht sich von selbst aus, was da vorgeht. —

Als Bramante, so erzählte man mir, seinen Neffen dem Papste vorstellte, kniete Raphael nieder; die Haare hingen ihm um sein schönes Gesicht bis auf die Schultern. Der Papst hob ihn auf, indem er sagte: „Das ist ein reiner unschuldiger Engel; ich will ihm einen Lehrer in dem Kardinal Bembo geben und er muß mir diese Wände mit Geschichtsbildern malen.“

Nach zeichnete ich in mehreren Galerien nach Bildern verschiedener Maler, nach Dominichino „die Cäcilia“; einiges nach Guido, um von der Bravour seines Pinsels mir etwas anzueignen. In der borghefischen Galerie hielt ich mich lange auf und zeichnete alle Köpfe von der „Grablegung Christi“ nach Raphael; auch Figuren und Gruppen nach Leonardo da Vinci studierte ich, um den bestimmten reinen Umriß und die Form jedes Theiles aufzufassen. — Wer nur drei Jahre in Italien bleiben will, muß sich schon beeilen, wenn er auch nur das Allermerkwürdigste schauen und von dem Nötigsten etwas mitnehmen will; die Tage fliegen und Neujahr ist nur durch Tage an Neujahr gereihet. — Diese Studien zeigte ich eines Tages meinem Freunde Trippel und hoffte einen freudigen Beifall zu erhalten, aber statt dessen verwies er mir, nach Bildern zu arbeiten, und sagte: „Diese unnützen Sachen bringen nicht weiter. Da wir das Vollkommene in den Werken der Griechen haben, warum verwirrt man sich denn und verliert Zeit mit den unvollkommenen Bildern, die voll von Mängeln sind? Höchstens soll man nach Raphaels ausdrucksvollen Charakterköpfen und Gruppen zeichnen, weil der die Figuren gut gestellt hat; auch bei Michel Angelo studieren, weil der seine Figuren gut zeichnet und die einzelnen Theile bestimmt ausführt; die Hauptaufmerksamkeit aber muß man auf die griechischen Statuen wenden und diese mit allem Fleiße nachzeichnen, damit man das Ebenmaß und die schöne Form lerne, und dann muß man komponieren nach der Natur. Geben Sie acht, wenn Sie über die Straße gehen: da sehen Sie die Frauen mit den Kindern vor der Thür sitzen und hören sie sprechen. Dann zeichnen Sie die Gruppe mit dem Ausdrucke der Gesichter!“ — Dies befolgte ich, zeichnete oft, was ich auf der Straße und bei Volksversammlungen sah, und erkannte nun auch, daß Michel Angelo (wie es auch Raphael that) zu seinen Bildern in der Sixtinischen Kapelle die Figuren und Gruppen aus Volksversammlungen von der Straße oder aus den Kirchen genommen hatte. Ich machte mir deshalb Taschenbücher, worin ich alles eintrug, was mir von Natur, Statuen und Basreliefs auffiel. Zugleich studierte ich die Abgüsse nach geschnittenen Steinen und ich fand, daß ich freier im Komponieren wurde; denn die Bilder, an die ich sonst gedacht hatte, verschwanden und es stellten sich mir die Szenen unmittelbar aus der Natur vor. So lernte ich nicht allein die Sachen besser kennen, sondern meine Ideen wurden bereichert und meine Kompositionen erhielten mehr Gestalt und Form. Ich zeichnete auch nach Raphaels eigenen Vorbildern im neugriechischen Stil. Da ist Reinheit, Wahrheit und jungfräulicher Sinn. Von ihnen hat er seine Gewänder und seine Köpfe, und die Urbilder der Apostel

sind in der Zeit entstanden. — So trieb ich's mit Eifer fort; denn ich halte dafür, den Tag nicht gelebt zu haben, an welchem ich nichts erfinde. Wenn ich aber einen zarten Gedanken in ein Bild bringe, den Tag halte ich für angewandt und schätze ihn für einen glücklichen meiner mir zugezählten Lebenszeit. —

Doch war ich noch immer nicht ganz mit mir zufrieden, weil ich einseh, daß mein Zeichnen nicht hinlänglich war, die Antike kennen zu lernen, und ich machte mich deshalb ernstlicher daran. Ich besuchte nun fleißig im Vatikan die Sammlung der Statuen und Basreliefs. Gleich beim Eintritt fesselte meinen Blick Apollo, wie er daherschwebt, der erzürnte Gott, und die Pfeile in das Lager der Griechen sendet, weil Ugamemnon schnöde seinem Priester begegnete, der bittend mit Lösegeld kam, die Tochter zu befreien. — Laokoön stand daneben. Mit der letzten Kraftanstrengung entfliehet dem unglücklichen Vater die Hoffnung, sich und seine Kinder zu retten. Man fühlt, wie er in diesem Augenblicke des höchsten Emporstrebens alles aufgeben wird; er kann das Jammern nicht hören, das Flehen nicht ertragen und er zerfällt wie das gestiegene Wasser der porphyrenen Schale, welche dicht daneben stand. An diese Fontäne stellte ich mich und beschaute die Gruppe, den Vater und die Söhne, ringend im Kampfe mit der ungeheuren Schlange. Nicht weit davon stand „der Torso“, der geläuterte Held, jetzt vergöttert in ewiger Kraft; vermählt mit der unsterblichen Jugend, die ihm die Fülle der Freude einschenkt. So betrachtete ich eine Statue nach der anderen und verweilte bei der, welche mich am meisten anzog: bald in der Rotonde, wo die Musen um den Apoll standen, bald bei den Basreliefs. Es war für mich ein glücklicher Umstand, daß gerade jetzt am Museum gebauet wurde. Die Statuen waren zum Theil von ihren Plätzen genommen und standen so, daß ich sie von allen Seiten genau beschauen konnte. Ich setzte mich vor den Diskuswerfer, welcher eine schöne Form hat, zeichnete ihn auf großes weißes Papier, blieb monatelang nur bei dieser einen Figur, maß ihre Teile und verglich ihre Form mit meiner Zeichnung; was mir nicht richtig schien, rieb ich wieder aus und bildete das Original so lange nach, bis ich endlich der Form ganz inne wurde. So nahm ich dieselbe Statue von allen Seiten und ließ nicht ab, immer die nämliche Zeichnung zu verbessern; was ich den Abend nach tagelanger Arbeit für gut befunden hatte, untersuchte ich den anderen Morgen wieder mit frischem Auge und Geiste und verglich stets von neuem Kontur, Fläche und Maße mit dem Originale. Zu Haus zeichnete ich dann die Figur aus dem Gedächtnis und suchte auch diese, so oft ich sie wiedersah, immer mehr zu verbessern. — Selbst Trippel und Moro suchten ihre Studien so weit zur Vollkommenheit zu treiben, als sie nur konnten. Sie ruheten nicht, so lange sie noch etwas daran zu arbeiten fanden, und fragten auch andere. — Raphael Mengs pflegte wohl zu sagen: „È scirocco“. Damit wollte er ausdrücken, wenn der Scirocco weht, der alle Sehnen erschlafft, müde und

träge macht, dann muß man die Antiken studieren. Was man an solchen Tagen von ihnen lernt, das bleibt im Kopfe sitzen. Wird dann in heiteren Tagen die Begeisterung geweckt, so lebt man von dem, was man in trüben Tagen erwarb.

II pag 44.

1783—1787.

David und Battoni.

Mein Bild, der Conradin,*) war bereits fertig. Ich zeigte es meinen Landsleuten, doch fürchtete ich, daß diese aus Liebe für mich die Fehler mir nicht sagen möchten, und ich wandte mich also an die vorzüglichsten Künstler in Rom. David wohnte nicht weit von mir, auf Trinità de' Monti, und ich sah ihn jeden Tag vor meinem Hause nach seinem Atelier vorbeiwandern. Ich ging nun zu diesem meinem Nachbar und bat ihn aufs höflichste, sich zu mir zu bemühen, um mir sein Urtheil zu sagen über ein Bild, das ich soeben gefertigt hätte. Er schlug es mir rund ab: „Dazu habe ich keine Zeit,“ sagte er, „ich werde von so vielen jungen Künstlern darum angesprochen, aber der Gang ist doch vergebens; solche Bilder sind kaum des Ansehens wert.“ Ich bat ihn inständig, daß er mir aus Rücksicht gegen meinen Vetter Federigo Tischbein diese Gefälligkeit erweisen möchte, der habe viel von seiner Wissenschaft in der Kunst gerühmt, und ich sei auch mit diesem früherhin bei ihm gewesen, er hätte mich nur übersehen, während er mit diesem gesprochen. Er schien noch immer nicht willens zu sein, die paar Schritte zu machen, nahm noch von seiner artigen Frau einige Tassen Kaffee, dann setzte er seine Pantoffeln weg und kleidete sich langsam an. Endlich gingen wir zu meiner Wohnung und stiegen die hohe Treppe hinauf. Als ich die Thür aufmachte und er das Bild sah, schien er zu erstannen und rief: „So etwas kann Ihr Vetter nicht; von Füger habe ich viel gehalten“ (vielleicht weil er eine Skizze gemalt hatte, wo ein Horatier seine Schwester unter dem Tore ermordet, als sie ihres Bräutigams Rüstung auf ihres Bruders Schultern sieht und jammert), „aber ein solches Bild mit Ausdruck glückt ihm nicht, auch Ihrem Landsmanne Mengs nicht! Wie kommt es, daß ich von Ihnen noch nie etwas gehört habe?“ Ich erwiderte, dies sei mein erstes Bild. Dann fuhr er fort: „Ich reise bald wieder nach Frankreich, Sie müssen erlauben, daß die jungen Künstler der französischen Akademie dieses Bild sehen, ich werde sie herschicken. Nun gehen Sie mit mir, und sagen mir Ihr aufrichtiges Urtheil über mein Bild.“**) Ich ging mit ihm, und als ich es sah, ergriff mich ein eiskalter Schauer über den Ernst der schwörenden Söhne, indem der Vater ihnen die in die Höhe

*) „Conradin von Schwaben“, jetzt in Gotha.

**) „Der Schwur der Horatier“, jetzt im Louvre.

gehobenen Schwerter übergibt, zu siegen oder zu sterben! Auf der Seite war eine Weibergruppe, unter ihnen saß die wehmütige Mutter, besorgt über das Leben ihrer Söhne. Aber noch wehmütiger saß da ein gebeugtes junges Mädchen, die Braut des Albaners, fürchtend für das Leben ihres Bräutigams. Daneben stand ein Knabe, der sah hin nach den Schwertern und schien Lust zu solchen Taten zu haben. — Nun versicherte mich David noch einmal, daß er mich schätze, und er halte mich für seinen Freund, der ihm treu die Meinung über sein Bild sagen werde. Ich erwiderte ihm, daß ich aufrichtig spräche, wie ich in meinem Inneren es dächte: „Wenn Sie die Frauengruppe ebenso ausarbeiten, wie die Männer, alsdann kann es unter die vorzüglichsten Bilder gesetzt werden und keins wird ihm den Rang streitig machen.“ Er antwortete dagegen, das Bild sei fertig und er rühre es nicht mehr an. „Aber man sieht die Farben des blassen Gipses noch darin,“ versetzte ich, „Sie müssen etwas mehr Fleischfarbe und der ganzen Gruppe mehr Klarheit geben, besonders dem jungen Mädchen!“ — „Nichts werde ich mehr daran machen, es muß so bleiben!“ versetzte er und ich schwieg. — Kaum war ich nach Haus gekommen, so standen auch schon alle französischen Pensionärs vor meinem Bilde und lobten es, besonders daß man in den Gesichtern der Figuren sähe, was sie in der Seele fühlten.

Hierauf ging ich zum Cavaliere Pompeo Battoni, der mir sehr geneigt war. Ich zeigte ihm einmal einen Pariskopf, der gefiel ihm so, daß er sagte: „Voi farete una volta spicco tra i pittori.“ Dies ermunterte mich, daß ich es wagte, ihn um die Gefälligkeit zu bitten, mein Bild anzusehen, denn an seinem Urtheile wäre mir alles gelegen, und es würde mich erhöhen, wenn ihm meine Arbeit gefiele. — Der Mann war sehr eingebildet und stolz auf seine Kunst. Als er einst am Tische neben einer schönen Dame saß, sagte er zu ihr: „Sie sind ebenso gewiß die schönste Frau, als ich der beste Maler in der Welt bin!“ Als er hörte, daß ich auf Trinità de Monti wohnte, versetzte er: „Das ist eine hohe Treppe, bedenkt, daß ich etliche achtzig Jahre alt bin. Aber doch will ich es tun, weil ich Euch gut bin, kommt Sonntag nachmittags zu mir und führt mich hin.“ — Als wir in meinem Arbeitszimmer angekommen waren, stellte ich einen Stuhl dem Bilde gegenüber; er setzte sich und blieb, ohne etwas zu sagen, in Betrachtung lange sitzen. Dann sagte er, er glaube einen Kopf von Annibale Caracci gemalt zu sehen, es war der Kopf vom Prinzen Friedrich, so kräftig sei er von Schatten, Licht und Farbe, und man sehe den Unmut, daß er nicht helfen könne, und den Zorn in der geballten Faust, die er auf den Schenkel stütze. Dann sprach er noch viel über die Anordnung des Bildes und über jeden Kopf und schien sehr zufrieden mit der ganzen Arbeit. Ich begleitete ihn wieder nach seinem Hause und er sprach noch immer über das Bild. Dabei gab er mir oft zu verstehen, daß, wenn Pompeo Battoni zu einem jungen Maler ginge und mit seiner Arbeit zufrieden wäre, dies seinen Ruhm erweitern,

ja sein Glück sein könne, worauf ich erwiederte, daß ich dies erkenne und ihm dafür sehr dankbar sei. — Battoni war übrigens ein herzenguter Mann, von weichem Gemüth und einer frommen Seele. Als ich einst von ihm gehen wollte, begleitete er mich vor die Thür. Im Vorzimmer hing sein unvollendetes Bild: „Coriolan und dessen Mutter.“ Ich fragte, weshalb er es nicht fertig mache? „Das kann ich nicht,“ antwortete er, „weil ich zu gerührt dabei werde. Sehet diese Mutter, welche Coriolan unter dem Haufen der Matronen gewahrte, auf sie zuging, um sie zu umarmen, wie sie ihn zurückstößt und sagt: „Unmenschen, in Rom bist du geboren, Rom hat dich genährt und stark gemacht, und du willst es aushungern und verdursten lassen? Diese Stadt, wo du die Milch meiner Brust genossen hast? Willst du nach Rom, so wisse, der Weg dahin geht durch meine Brust.“ — Indem Battoni dieses sagte, wurde er so gerührt, daß er bitterlich an zu weinen fing, und da mir die Tränen auch gerade nicht angefroren sind, so weinten wir beide vor dem Bilde. — Mit einem anderen Gemälde war es ebenso. Es stellte den „Joseph vor, wie er die Maria verlassen wollte.“ „Da sehet,“ sagte Battoni, „das Bündel hat der Joseph schon geschnürt, er wollte morgen fort, da erscheint ihm aber der Engel im Traume und sagt: „Joseph, tue das nicht, was soll die arme Mutter mit dem Kinde anfangen, wenn du nicht ihr Ratgeber und Führer bist?“ — Und wir weinten beide bitterlich. — Weil er mir sehr gewogen war, so stieg er oft, wenn ich zu ihm kam, von einem hohen Gerüste, wo er malte, und schloß eine Stube auf, in der ein Bild stand, welches die „Trauung Christi mit der heiligen Katharina“ vorstellte. Das Gesicht der Katharina war so schön, daß man es den Bildern der ausgezeichneten alten Maler zur Seite stellen kann. Besonders schön war der Finger, den sie hinhält, damit Christus den Ring darauf stecke. „Sollte man nicht glauben,“ sagte Battoni, „wenn man den Schenkel des Christus berührte, das Fleisch würde nachgeben?“ Auf einem kleineren Bilde war ein schlafendes Mädchen, die von Puffsachen träumte. Genien hielten ihr ein Kästchen mit diesen Schätzen hin. Man sah die unruhige Bewegung, welche ihr der Traum verursachte, und die Freude im Gesichte über eine Perlenchnur, die ein Genius ihr zeigte. Ein Amor versuchte die Spitze eines Pfeiles mit dem Finger, um sie auch mit Liebe zu verwunden. „Sollte man nicht glauben,“ sagte Battoni, „man könnte sich an der Spitze des Pfeiles verletzen?“ — Es ist in der That viel, daß ein achtzigjähriger Mann noch ein so üppiges Bild malen konnte. — Battoni war sehr fromm und beinahe fanatisch religiös. Jeden Morgen um vier Uhr, es mochte schon Tag oder noch dunkel sein, ging er zur Kirche, um die Messe zu hören, im Winter mit einem Laternchen. Dann warteten schon einige Bettler auf ihn, die seine Zeit wußten. Jedem gab er etwas, und wenn er wieder aus der Kirche kam, so warteten in der Thür und an der Treppe seines Hauses schon andere auf ihn. Auch diese beschenkte er. Dann waren noch einige Poveri vergognosi da; diese

nahm er mit sich in sein Vorzimmer und gab auch ihnen. — Obgleich er für seine Bilder bedeutende Summen erhielt, so hatte er doch nichts erübrigt, weil er so mitleidig war und alles an die Armen gab.

II pag 56.

1783—1787.

Roms Teilnahme an Davids Horatiern.

Als David abreisete, sagte er: „Ich lasse mein Studio offen, damit jeder über mein Bild: „Die Horatier“ sagen kann, was er will; mein Bedienter nur bleibt hier, um Unordnungen zu verhüten.“ — Wenn je ein Bild Aufsehen gemacht hat, so war es dieses. Es war viele Tage hindurch wie eine Prozession! Fürsten und Fürstinnen fuhrten hin, um es zu sehen; Kardinäle und Prälaten, Monsignori und Pfaffen, Bürger und Arbeitsleute, alle eilten hin. Da jeder Römer gewohnt ist, von Jugend auf Bilder in den Kirchen zu sehen, so bildet sich sein Geschmack. Nun kamen diese Leute in den Wirtshäusern zusammen. Der eine sagte: „Das Bild ist besser, als Raphael;“ der andere: „Es ist nichts gegen Raphael!“ Bei der Erhitzung durch den Wein kam es zu Schlägereien und Dolchstichen. Und so stritten sich Gebildete und Ungebildete, Gelehrte und Ungelehrte, Kenner und Nichtkenner über den Wert des Bildes.

Johann Wolfgang Goethe.

Aus: 1) Italienische Reise. Sämtliche Werke in 36 Bd. Bd. 22 (Stuttgart, Cotta 1895. 2) Italien ibid. Bd. 23. 3) Goethes Briefe an Frau v. Stein nebst dem Tagebuche aus Italien Bd. IV. Stuttgart, Cotta, o. J. 4) Goethes Briefe. Herausg. von Philipp Stein Bd. III. Weimar und Italien, 1784 bis 1792. Berlin 1902. Verlag v. Otto Elsner.

für Goethe (geb. 28. August 1749 zu Frankfurt, gest. 22. März 1832 zu Weimar) war die Reise nach Italien eine flucht aus ihm unerträglich gewordenen Verhältnissen. Seine Amtsgeschäfte drohten seine dichterische Produktionskraft zu ersticken. Er fühlte sich in der äußeren Politik nicht ganz im Einklange mit seinem Fürsten. „Sein Verhältnis zu Frau von Stein, sonst eine Quelle des Trostes, war ihm jetzt eine Quelle der Pein geworden. Gerade der Umstand, daß Herr von Stein dem Hause wiedergegeben worden war, hatte ihn über den unnatürlichen Boden belehrt, auf dem es ruhte.“ Seine Sehnsucht nach Italien stieg ins Unermeßliche. Am 3. Sept. 1786 reiste er heimlich von Karlsbad ab, nach längeren Aufenthalten in Verona, Vicenza, Venedig langte er am 29. Oktober in Rom an. Goethes Wohnung am Corso (bei Tischbein) ist durch eine Gedenktafel bezeichnet. Am 22. Februar 1787 reiste er nach Neapel, vom 2. April bis 14. Mai hielt er sich in Sizilien auf und kehrte dann nochmals nach Rom zurück. Am 22. April 1788 nahm er von Rom Abschied und war am 18. Juni 1788 wieder in Weimar.

Goethe überwindet in Italien endgiltig die Gotik und gelangt auch später unter Boissierées Einfluß nur wieder zu einer bedingten historischen Anerkennung derselben. „Er wendet sich in Italien mit voller Entschiedenheit zur Antike und duldet daneben nur noch ihre Widerspiegelung und Fortbildung in der Renaissance, sobald sie in so tiefem Verständnis, wie durch Palladio erfolgt.“ In Rom selbst sucht er mit so bewunderungswürdiger Energie in das innerste Wesen dieser von ihm als Kunstgipfel erkannten Epoche einzudringen. In diesem begeisterten und begeisternden Lernen „lebt er eine neue Jugend“. Für seine Kunstanschauungen bleibt der römische Aufenthalt bis zu seinem Tode maßgebend.

(f. Bielschowsky: „Goethe“, dem diese kurzen Andeutungen zum Teil entnommen sind.)

3) pag. 128.

Rom, den 7. November 1786.

An Frau von Stein.

Erste allgemeine Eindrücke.

Ich bin nun zehn Tage hier und nach und nach tut sich vor mir der allgemeine Begriff dieser Stadt auf. Wir gehen fleißig auf und ab, ich mache mir den Plan des alten und des neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein und die andere Villa, alsdann nehmen wir die größten Merkwürdigkeiten ganz langsam, ich tue nur die Augen auf und sehe und gehe und komme wieder. Der Menschen wird auch

nicht vergessen und so macht sich's nach und nach. Denn gewiß, man kann sich nur in Rom auf Rom bereiten.

Das menschlich Interessanteste, was ich auf der Reise fand, war die Republik Venedig, nicht mit Augen des Leibes sondern des Geistes gesehen. Das größte Werk der inneren Großheit nach die Rotonde,*) das größte dem Maße nach, die Peterskirche (wie denn wohl nun kein größer Gebäude in der Welt steht) und das genialste, daß man sagen muß, es scheint unmöglich, ist der Apoll von Belvedere. Denn soviel ich auch Abgüsse gesehen habe, selbst ein gutes Bruststück besitze; so glaubt man doch die Statue nie gesehen zu haben. Des übrigen vielen Guten und Herrlichen nicht zu gedenken.

Die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen pp. hab' ich nur erst einmal gesehen, und da ist's, als wenn man den Homer aus einer zum Teil verloschenen, beschädigten Handschrift herausstudieren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindruck's ist unvollkommen. Nur wenn man nach und nach alles recht durchgesehen und studiert hat wird der Genuß ganz. Am erhaltensten sind die Deckenstücke der Logen, die biblische Geschichten vorstellen, so frisch wie gestern gemalt, zwar die wenigsten von Raphaels eigener Hand, doch gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht. Tischbein, der immer an mich gedacht und für mich gesorgt hat, hat mir ein paar durch einen jungen, geschickten Künstler kopieren lassen, die ich schon hier fand und mir viel Freude machen. Auch hat er die Steine recht gründlich studiert, wobei ihm sein Künstlerauge und die Künstlerlust an sinnlichen Dingen sehr geholfen hat. Ich schrieb ihm einmal darum und das bracht' ihn darauf. Ich bin nun auf diesen Teil ziemlich vorbereitet und es vermehrt das Vergnügen, alle die Kostbarkeiten mit Unterscheidung und Kenntnis anzusehen.

Bei Angelika Kaufmann bin ich zweimal gewesen, sie ist gar angenehm und man bleibt gern bei ihr.

Hofrat Reifenstein erzeigt mir viel Gefälligkeit.

An Trippeln hab' ich einen sehr braven Künstler kennen gelernt.

Und nicht genug kann ich sagen, was Tischbein ein guter und natürlich verständiger Mensch ist. Er gibt sich viel Mühe und ist gewiß auf einem guten Wege der Kunst.

Ein saures und trauriges Geschäft ist es, das alte Rom aus dem neuen herauszufuchen, und doch muß man es und es gibt die beste Freude. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Zum Schluß nenn' ich nur noch das Colisee und die Bäder des Dio=

*) Das Pantheon.

Ketians als Gegenstände der stillen und ernstesten Bewunderung, und das neue Museum*) als ein kostbares schönes Institut. Für diesmal das beste G. G. Lebewohl.

4) pag. 121.

An J. G. und Caroline Herder.

Rom, den 10. November 1786.

Wirkung Roms.

Vierzehn Tage bin ich hier, und habe mich schon recht umgesehen. Ich habe endlich das Ziel meiner Wünsche erreicht und lebe hier mit einer Klarheit und Ruhe, die Ihr Euch denkt, weil Ihr mich kennt. Meine Übung, alle Dinge wie sie sind zu sehen und zu lesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Präention, machen mich hier höchst im stillen glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich neue, große, seltsame Bilder, und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius und abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehen.

Von allem diesem mag und kann ich nichts sagen, das sei zur Wiederkunft aufgespart. Was ich aber sagen kann, und was mich am tiefsten freut, ist die Wirkung, die ich schon in meiner Seele fühle: es ist eine innere Solidität, mit der der Geist gleichsam gestempelt wird; Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude. Ich denke die gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben zu fühlen.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die 2000 Jahre und darüber alt ist, durch die Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und von Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals.

1) pag. 124.

Frascati, den 15. November 1786.

Zeichenstudien.

Die Gesellschaft ist zu Bette, und ich schreibe noch aus der Tuschmuschel, aus welcher gezeichnet worden ist. Wir haben ein paar schöne, regenfreie Tage hier gehabt, warm, und freundlichen Sonnenschein, daß man den Sommer nicht vermisst. Die Gegend ist sehr angenehm; der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegrenzt: man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und so fort. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser

*) Museo Pio-Clementino, erbaut seit 1770.

recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben, vor hundert Jahren und mehr, reiche und übermütige Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehen wir schon hier herum und es ist immer etwas Neues und Reizendes. Und doch läßt sich kaum sagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die stattliche Wirtin die messingene dreiarmlige Lampe auf den großen runden Tisch gesetzt und Felicissima notte! gesagt hat, versammelt sich alles im Kreise und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und skizziert worden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Charakter getroffen ist, und was solche erste allgemeine Forderungen sind, wovon man sich schon bei dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann. Hofrat Reiffenstein weiß diese Sitzungen durch seine Einsicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Diese löbliche Anstalt aber schreibt sich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchst geschmackvoll die wirklichen Aussichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künstler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen; er munterte jeden auf, nach seinen Gaben und Kräften sich gleichfalls zu versuchen, und ging mit gutem Beispiel vor. Diese Art, eine Gesellschaft zu versammeln und zu unterhalten, hat Hofrat Reiffenstein nach der Abreise jenes Freundes treulich fortgesetzt, und wir finden, wie löblich es sei, den tätigen Anteil eines jeden zu wecken. Die Natur und Eigenschaft der verschiedenen Gesellschaftsglieder tritt auf eine anmutige Weise hervor. Tischbein zum Beispiel sieht als Historienmaler die Landschaft ganz anders an, als der Landschaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmutige, vielsagende Gegenstände da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm, auch manchen menschlichen naiven Zug zu erhaschen, es sei nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen, oder auch an Tieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Gespräch ausgehen, so wird, gleichfalls nach Hackerts Vermächtnis, in Sulzers Theorie gelesen, und wenn man gleich von einem höheren Standpunkte mit diesem Werke nicht ganz zufrieden sein kann, so bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Personen, die auf einer mittleren Stufe der Bildung stehen.

1) pag. 133.

Rom, den 28. November 1786.

Die sirтинische Kapelle und Rafaeis Logen.

Am 28. November kehrten wir zur Sirтинischen Kapelle zurück, ließen die Galerie aufschließen, wo man den Plafond näher sehen kann; man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit

anscheinender Gefahr an den eisernen Stäben weg; deswegen auch die Schwindligen zurückbleiben; alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks ersetzt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixieren! Wenigstens, was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bringe ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Rafaels, und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Teile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfter gegeneinander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurteil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn anfangs ist doch alle Teilnahme nur einseitig.

1) pag. 157.

Rom, den 2. Februar 1787.

Nächtliche Wanderungen. Das Coliseo.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten, allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo. Es wird nachts zugeschlössen; ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler nisten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Teil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber finster herausragten; wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu; der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen; ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als an anderen Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehen.

2) pag. 62.

Rom, den 16. Juli 1787.

Die Farnesina.

Gestern war ich mit Angelika*) in der Farnesina, wo die Fabel der Psyche gemalt ist. Wie oft und unter wie manchen Situationen hab' ich

*) Angelika Kauffmann.

die bunten Kopien dieser Bilder in meinen Zimmern mit Euch angesehen! Es fiel mir recht auf, da ich sie eben durch jene Kopien fast auswendig weiß. Dieser Saal, oder vielmehr Galerie, ist das Schönste, was ich von Dekoration kenne, so viel auch jetzt dran verdorben und restauriert ist.

2) pag. 66.

Rom, den 29. Juli 1787.

Die Medusa Rondanini. Kunstgeschwätz.

Sonntag, den 29. Juli war ich mit Angelika in dem Palaste Rondanini. Ihr werdet Euch aus meinen ersten römischen Briefen einer Medusa erinnern, die mir damals schon so sehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude gibt. Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen. Wie gern sagt' ich etwas darüber, wenn nicht alles, was man über so ein Werk sagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunst ist deshalb da, daß man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäme ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimimte.

2) pag. 130.

Rom, November 1787.

Fackelbeleuchtung der Statuenmuseen.

Der Gebrauch, die großen römischen Museen, z. B. das Museo Pio-Clementino im Vatikan, das Kapitolinische u. s. w., beim Lichte von Wachsfackeln zu besehen, scheint in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu gewesen zu sein; indessen ist mir nicht bekannt, wann er eigentlich seinen Anfang genommen.

Vorteile der fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln, abgeschlossen von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerksamkeit des Beschauers bleibt lediglich auf dasselbe gerichtet; dann erscheinen in dem gewaltigen, wirksamen Fackellicht alle zarten Nuancen der Arbeit weit deutlicher, alle störenden Widerscheine (zumal bei glänzend polierten Statuen beschwerlich) hören auf, die Schatten werden entschiedener, die beleuchteten Teile treten heller hervor. Ein Hauptvorteil aber ist unstreitig der, daß ungünstig aufgestellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man zum Beispiel den Laokoon in der Nische, wo er stand, nur bei Fackellicht recht sehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, sondern bloß ein Widerschein aus dem kleinen runden, mit einer Säulenhalle umgebenen Hof des Belvedere; dasselbe war der Fall mit dem Apollo und

dem sogenannten Antinous (Merkur). Noch nötiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil, wie auch den Meleager zu sehen und ihre Verdienste schätzen zu können. Keiner anderen Antike ist Fackelbeleuchtung so vorteilhaft, als dem sogenannten Phocion, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünstig aufgestellt ist, die wundersam zart durch das einfache Gewand durchscheinenden Teile des Körpers wahrnehmen kann. Schön nimmt sich auch der vortreffliche Sturz eines sitzenden Bacchus aus, ebenso der obere Teil einer Bacchusstatue mit schönem Kopf und die Halbfigur eines Triton, vor allem aber das Wunder der Kunst, der nie genug zu preisende berühmte Torso.

Die Denkmale im Kapitolinischen Museum sind zwar überhaupt weniger wichtig als die im Museo Pio-Clementino, doch gibt es einige von großer Bedeutung, und man tut wohl, um sich von ihren Verdiensten gehörig zu unterrichten, solche bei Fackelbeleuchtung zu sehen. Der sogenannte Pyrrhus, vortrefflich gearbeitet, steht auf der Treppe und erhält gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen steht eine schöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird, welche von drei Seiten schwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die schönste Statue dieser Art in Rom, erscheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vorteil, da sie in einem Eckzimmer aufgestellt ist, und die sogenannte schönbekleidete Juno steht an der Wand zwischen Fenstern, wo sie bloß ein wenig Streiflicht erhält; auch der so berühmte Ariadnekopf im Miscellaneenzimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Und so sind noch mehrere Stücke dieses Museums ungünstig aufgestellt, so daß Fackelbeleuchtung durchaus notwendig wird, wenn man solche recht sehen, und nach Verdienst schätzen soll.

Wie übrigens so vieles, was geschieht, um die Mode mitzumachen, zum Mißbrauch wird, so ist es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verstanden wird, wozu sie nütze ist. Monumente zu sehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, bloß verkümmertes Tageslicht erhalten, ist sie notwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen und Übergang der Teile ineinander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird sie Werken aus der allerbesten Zeit der Kunst günstig sein, wenn nämlich der, welcher die Fackel führt, und der Beschauer wissen, worauf es ankommt; sie wird die Massen derselben besser zeigen und die zartesten Nuancen der Arbeit hervorheben. Werke des alten Kunststils hingegen, die vom mächtigen, und selbst die vom hohen, haben nicht viel zu gewinnen, wenn sie anders sonst in hellem Lichte stehen: denn da die Künstler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie sollten sie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So ist es auch mit spät gearbeiteten Werken, als die Künstler anfangen, nachlässiger zu werden, der Geschmack schon so weit gesunken war, daß auf Licht und Schatten in plastischen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Massen vergessen war. Wozu sollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieser Art dienen?

3) pag. 187.

Rom, den 19. Januar 1788.

An Frau v. Stein.

Das Fest des hl. Antonius Abbas.

Den 17., am feste des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen lustigen Tag. Es war das schönste Wetter von der Welt. Es hatte die Nacht Eis gefroren; der Tag war heiter und warm. Bei der Kirche des Heiligen werden Pferde, Ochsen, Esel geweiht, welches ein lustig Spektakel ist. Die Tiere sind an Köpfen und Schwänzen mit Bändern gepuht. Man bringt die Tiere vor einer kleinen Kapelle vorbei, wo ein Priester mit einem großen Wedel versehen, das Wasser nicht spart und auf die Tiere losspritzt. Undächtige Kutscher bringen Kerzen und erhalten dagegen geweihte Bildchen, die Herrschaften schicken Almosen und Geschenke. Alles, damit die vierfüßigen Geschöpfe ein Jahr über für allem Unfall sicher bleiben sollen. Nachher machten wir eine große Tour und erfreuten uns unter einem so glücklichen Himmel, umgeben von den interessantesten Gegenständen, wohl und vergnügt einen schönen Tag gelebt zu haben.

4) pag. 191.

Rom, den 25. Januar 1788.

An den Herzog Carl August.

Rechenchaftsbericht über die italienische Reise.

Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten; sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das erste ist mir ziemlich, das letzte ganz geglückt.

Da ich ganz frei war, ganz nach meinem Wunsch und Willen lebte, so konnte ich nichts auf andere, nichts auf Umstände, Zwang oder Verhältnisse schieben, alles kehrte unmittelbar auf mich zurück, und ich habe mich recht durchaus kennen lernen, und unter manchen Mängeln und Fehlern ist der, welchen Sie rügen, nicht der letzte. Ganz unter fremden Menschen, in einem fremden Lande zu leben, auch nicht einen bekannten Bedienten zu haben, an den man sich hätte anlehnen können, hat mich aus manchen Träumen geweckt, ich habe an munterm und resolutem Leben viel gewonnen. Als ich zuerst nach Rom kam, bemerkt' ich bald, daß ich von Kunst eigentlich gar nichts verstand, und daß ich bis dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunstwerken bewundert und genossen hatte, hier tat sich eine andere Natur, ein weiteres Feld der Kunst vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunst, in den ich mit desto mehr Freude hineinschaute, als ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte. Ich überließ mich gelassen den sinnlichen Eindrücken. So sah ich Rom, Neapel, Sizilien und kam auf Corpus

Domini nach Rom zurück. Die großen Szenen der Natur hatten mein Gemüt ausgeweitet und alle Falten herausgeglättet, von der Würde der Landschaftsmalerei hatte ich einen Begriff erlangt. Ich sah Claude und Poussin mit andern Augen, mit Hackert, der nach Rom kam, war ich vierzehn Tage in Tivoli, dann sperrte mich die Hitze zwei Monate in das Haus, ich machte Egmont fertig und fing an, Perspektiv zu treiben und ein wenig mit Farben zu spielen. So kam der September heran, ich ging nach Frascati, von da nach Castello und zeichnete die Natur und konnte nun leicht bemerken, was mir fehlte. Gegen Ende Oktober kam ich wieder in die Stadt, und da ging eine neue Epoche an. Die Menschengestalt zog nunmehr meine Blicke auf sich, und wie ich vorher, gleichsam wie von dem Glanz der Sonne, meine Augen von ihr weggewendet, so konnte ich nun mit Entzücken sie betrachten und auf ihr verweilen. Ich begab mich in die Schule, lernte den Kopf mit seinen Theilen zeichnen und nun fing ich erst an, die Antiken zu verstehen. Damit brachte ich November und Dezember hin und schrieb indessen Erwin und Elmire, auch die Hälfte von Claudinen. Mit dem ersten Januar stieg ich vom Angesicht aufs Schlüsselbein, verbreitete mich auf die Brust und so weiter, alles von innen heraus, den Knochenbau, die Muskeln wohl studiert und überlegt, dann die antiken Formen betrachtet, mit der Natur verglichen und das Charakteristische sich wohl eingepägt. Meine sorgfältigen, ehemaligen Studien der Osteologie und der Körper überhaupt, sind mir sehr zu statten gekommen, und ich habe gestern die Hand, als den letzten Theil, der mir übrig blieb, absolviert. Die nächste Woche werden nun die vorzüglichsten Statuen und Gemälde Roms mit frischgewaschenen Augen besehen.

Diesen Cursum habe ich an der Hand eines Schweizers, namens Meyer, eines gar verständigen und guten Künstlers, gemacht, und ein junger Hanauer, namens Bury, der mit mir zusammen wohnt und ein gar resolutes, gutes Wesen ist, hat mir nicht wenig geholfen. Meine Absicht ist nun, im Februar einige Landschaftszeichnungen zu kopieren, einige Veduten nach der Natur zu zeichnen und zu kolorieren, und so auch darin sicher zu werden. Den März wollte ich anwenden, das Wichtigste nochmals zu durchlaufen, einige Menschen zu sehen, dann die Benediktion aufladen und von Rom für diesmal Abschied nehmen.

2) pag. 202.

Rom, März 1788.

Pilgerfest in Villa Mattei.

Bericht.

Es ist uns erinnerlich, wie Philippus Neri den Besuch der sieben Hauptkirchen Roms sich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunst seiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber ist zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger,

der zum Jubiläum herankommt, notwendig gefordert wird und wirklich wegen der weit entfernten Lage dieser Stationen, insofern der Weg an einem Tage zurückgelegt werden soll, einer abermaligen anstrengenden Reise wohl gleich zu achten ist.

Jene sieben Kirchen aber sind: St. Peter, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebastian, San Johann im Lateran, Santa Croce in Jerusalem, San Paul vor den Mauern.

Einen solchen Umgang nun vollführen auch einheimische fromme Seelen in der Karwoche, besonders am Karfreitag. Da man aber zu dem geistlichen Vorteil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Ablass erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuß hinzugetan, so wird in solcher Hinsicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugnissen zum Tore von St. Paul endlich wieder hereintritt, erhält daselbst ein Billet, um an einem frommen Volksfeste in der Villa Mattei an bestimmten Tagen teilnehmen zu können. Dort erhalten die Eingelassenen eine Kollation von Brot, Wein, etwas Käse oder Eiern; die Genießenden sind dabei im Garten umhergelagert, vornehmlich in dem kleinen daselbst befindlichen Amphitheater. Gegenüber, in dem Kasino der Villa, findet sich die höhere Gesellschaft zusammen, Kardinäle, Prälaten, Fürsten und Herren, um sich an dem Anblick zu ergötzen, und somit auch ihren Teil an der Spende, von der familie Mattei gestiftet, hinzunehmen.

Wir sahen eine Prozession von etwa zehn= bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geistlichen Gewand, sondern, wie es etwa Handwerkslehrlingen am Festtage zu erscheinen geziemen möchte, in Kleidern gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweise; es konnten ihrer vierzig sein. Sie sangen und sprachen ihre Litaneien fromm vor sich hin und wandelten still und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem, handwerksmäßigem Ansehen ging an ihnen her und schien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende, wohlgekleidete Reihe durch ein Halbdutzend bettelhafte, barfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geschlossen zu sehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahin wandelten. Erkundigung deshalb gab uns zu vernehmen: Dieser Mann, ein Schuster von Profession und kinderlos, habe sich früher bewogen gefühlt, einen armen Knaben auf und in die Lehre zu nehmen, mit Beistand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiter zu bringen. Durch ein solches gegebenes Beispiel sei es ihm gelungen, andere Meister zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann besorgt gewesen. Auf diese Weise habe sich ein kleines Häuflein gesammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den schändlichen Müßiggang an Sonn= und Feiertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja sogar den Besuch der weit auseinander liegenden Hauptkirchen an einem Tage von ihnen gefordert. Auf diese Weise nun sei die fromme Anstalt immer gewachsen;

er verrichte seine verdienstlichen Wanderungen nach wie vor, und weil sich zu einer so augenfällig nutzbaren Anstalt immer mehr hinzudrängen, als aufgenommen werden könnten, so bediene er sich des Mittels, um die allgemeine Wohltätigkeit zu erregen, daß er die noch zu versorgenden, zu bekleidenden Kinder seinem Zuge anschliesse, da es ihm dann jedesmal gelänge, zur Versorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hiervon unterrichteten, war einer der älteren und bekleideten Knaben auch in unsere Nähe gekommen, bot uns einen Teller und verlangte mit gutgesetzten Worten für die nackten und sohlenlosen bescheiden eine Gabe. Er empfing sie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, sondern auch von den anstehenden, sonst pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer mäßigen Spende mit viel Worten segnender Anerkennung jenes Verdienstes noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wissen, daß der fromme Kindervater jedesmal seine Pupillen an jener Spende teilnehmen lasse, nachdem sie sich durch vorhergegangene Wanderung erbaut; wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu seinem Zwecke fehlen kann.

4) pag. 210.

Rom, den 2. April 1788.

An den Herzog Carl August.

Eindruck der Osterzeremonien.

Seit den Osterfeiertagen ist mir schon so viel durch den Kopf gegangen, als wenn ein halb Jahr vorüber wäre. Jene Funktionen kann man nicht ohne Verwunderung ansehen. Es ist gewiß in der Welt nie ein solches Ensemble gewesen und man kann den Schein, die Repräsentation nicht höher treiben. Ich habe die Messe des ersten Ostertags, welche unter der Peterskuppel, vor dem hohen Altar zelebriert wird, von oben, von einer der Tribünen gesehen, welche an den Pfeilern angebracht sind, worauf die Kuppel ruht. Man sieht ohngefähr von der Höhe wie aus Ihren Fenstern herunter, man glaubt in gewissen Augenblicken seinen Augen kaum, was da für eine Kunst, ein Verstand, ein Geschmack durch Jahrhunderte zusammengearbeitet haben, um einen Menschen bei lebendigem Leibe zu vergöttern!

Ich hätte in dieser Stunde ein Kind oder ein Gläubiger sein mögen, um alles in seinem höchsten Lichte zu sehen.

2) pag. 224.

Rom, April 1788.

Abschiedswanderung.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden: drei Nächte vorher stand der volle Mond am

klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitete, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tag beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer anderen, einfacheren, größeren Welt.

Nach zerstreuten, mitunter peinlich zugebrachten Tagen macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden, einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Kapitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste da stand. Die Statue Marc Aurels rief den Kommandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Koliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eignen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

Johann Heinrich Meyer.

Aus: Gespräche mit Goethe von J. P. Eckermann, II. Band, Dienstag, den 14. April 1829.
Leipzig, Philipp Reclam.

M. ist am 16. März 1759 zu Staffa am Züricher See geboren. Schüler von Joh. Kaspar Füßli in Zürich trat er 1786 in Rom mit Goethe in engen freundschaftlichen Verkehr. Auf dessen Veranlassung wurde er 1807 Direktor der Zeichenakademie in Weimar. Er starb dort am 11. Oktober 1832.

(Gespräch: Dienstag, 14. April 1829.)

ca. 1786.

Rafael und Michelangelo.

Ich fragte Hofrat Meyer, wie weit es von der Villa di Malta bis zum Vatikan sei. „Von Trinità di Monte, in der Nähe der Villa,“ sagte Meyer, „wo wir Künstler wohnten, ist es bis zum Vatikan eine gute halbe Stunde. Wir machten täglich den Weg, und oft mehr als einmal.“

„Der Weg über die Brücke,“ sagte ich, „scheint etwas um zu sein; ich dünkte, man käme näher, wenn man sich über die Tiber setzen ließe und durch das Feld ginge.“

„Es ist nicht so,“ sagte Meyer, „aber wir hatten auch diesen Glauben und ließen uns sehr oft übersetzen. Ich erinnere mich einer solchen Überfahrt, wo wir in einer schönen Nacht bei hellem Mondschein vom Vatikan zurückkamen. Von Bekannten waren Bury, Hirt und Eips unter uns, und es hatte sich der gewöhnliche Streit entsponnen, wer größer sei, Rafael oder Michel Angelo. So bestiegen wir die Fähre. Als wir das andere Ufer erreicht hatten und der Streit noch in vollem Gange war, schlug ein lustiger Vogel, ich glaube, es war Bury, vor, das Wasser nicht eher zu verlassen, als bis der Streit völlig abgetan sei und die Parteien sich vereinigt hätten. Der Vorschlag wurde angenommen, der Fährmann mußte wieder abstoßen und zurückfahren. Aber nun wurde das Disputieren erst recht lebhaft, und wenn wir das Ufer erreicht hatten, mußten wir immer wieder zurück, denn der Streit war nicht entschieden. So fuhren wir stundenlang hinüber und herüber, wobei niemand sich besser stand, als der Schiffer, dem sich die Bajocs bei jeder Überfahrt vermehrten. Er hatte einen zwölfjährigen Knaben bei sich, der ihm half und dem die Sache endlich gar zu wunderbar erscheinen mochte. ‚Vater,‘ sagte er, ‚was

haben denn die Männer, daß sie nicht ans Land wollen, und daß wir immer wieder zurück müssen, wenn wir sie ans Ufer gebracht?' 'Ich weiß nicht, mein Sohn,' antwortete der Schiffer, 'aber ich glaube, sie sind toll.' Endlich, um nicht die ganze Nacht hin- und herzufahren, vereinigte man sich notdürftig, und wir gingen zu Lande."

Wir freuten uns und lachten über diese anmutige Anekdote von künstlerischer Verrücktheit. Hofrat Meyer war in der besten Laune, er fuhr fort, uns von Rom zu erzählen, und Goethe und ich hatten Genuß, ihn zu hören.

„Der Streit über Rafael und Michel Angelo," sagte Meyer, „war an der Ordnung und wurde täglich geführt, wo genügsame Künstler zusammentrafen, so daß von beiden Parteien sich einige anwesend fanden. In einer Osterie, wo man sehr guten und billigen Wein trank, pflegte er sich zu entspinnen; man berief sich auf Gemälde, auf einzelne Teile derselben, und wenn die Gegenpartei widerstritt und dies und jenes nicht zugeben wollte, entstand das Bedürfnis der unmittelbaren Anschauung der Bilder. Streitend verließ man die Osterie und ging raschen Schrittes zur Sixtinischen Kapelle, wozu ein Schuster den Schlüssel hatte, der immer für vier Groschen aufschloß. Hier, vor den Bildern, ging es nun an Demonstrationen, und wenn man lange genug gestritten, kehrte man in die Osterie zurück, um bei einer Flasche Wein sich zu versöhnen und alle Kontroversen zu vergessen. So ging es jeden Tag, und der Schuster an der Sixtinischen Kapelle erhielt manche vier Groschen."

Bei dieser heiteren Gelegenheit erinnerte man sich eines andern Schusters, der auf einem antiken Marmorkopf gewöhnlich sein Leder geklopft. „Es war das Porträt eines römischen Kaisers," sagte Meyer; „die Antike stand vor des Schusters Tür, und wir haben ihn sehr oft in dieser löblichen Beschäftigung gesehen, wenn wir vorbeigingen."

Asmus Jakob Carstens.

Mus: Carstens' Leben und Werke, von K. E. Fernow. Herausgegeben und ergänzt von Herm. Riegel. Hannover, C. Rämpfer 1867.

C. wurde am 10. Mai 1754 in der Sanct Jürgener Mühle bei Schleswig geboren. Schon im Knaben erweckten die Kunstindrücke, die er in der Domkirche zu Schleswig empfing, den glühenden Wunsch, Maler zu werden. Durch die Ungunst der Verhältnisse wurde es ihm erst im Jahre 1776 möglich, sich ganz der Kunst zu widmen. Er studierte in Kopenhagen, wesentlich auf sich selbst gestellt, nach der Antike. Mit knappten Mitteln unternahm er 1783 eine Reise nach Italien, in Mantua fesselten ihn die Fresken Giulio Romano's derart, daß er dort verblieb, so lange es seine Mittel verstatteten. Er ließ sich darauf zunächst in Lübeck nieder, sich durch Porträtzeichnen ernährend, bis ihm im Jahre 1788 Gönner die Übersiedelung nach Berlin ermöglichten. Hier ward ihm schon im folgenden Jahre eine Lehrstelle an der Akademie übertragen. Er fand die werktätige Teilnahme des damaligen Kurators der Akademie, des Ministers v. Heinitz, der ihm auch ein Stipendium zu einem zunächst auf drei Jahre berechneten Aufenthalte in Italien verschaffte. Im Jahre 1792 reiste er nach Rom, woselbst er im Oktober eintraf. Er fühlte sich hier derart auf dem richtigen Boden, um sein Genie zu fördern, daß er sich nicht entschließen konnte, nach Ablauf seines Stipendiums heimzukehren und das Verhältnis zur Berliner Akademie löste. Am 25. Mai 1798 starb er in Rom an der Schwindsucht und wurde am 29. Mai an der Cestiuspyramide begraben.

pag. 241.

Rom, den 9. Februar 1793.

An den Minister v. Heinitz.

Römische Kunstzustände.

Die Schönheit in den Werken Rafaels und Michelangelos kann so wenig mit Worten beschrieben werden, als Kupferstiche und Zeichnungen einen Begriff davon geben. Mit Dingen, die bloß für den Sinn des Gesichtes sind, wo man nur durch das Anschauen der Sache selbst sich belehren kann, ist dieses fast immer der Fall. Wie ganz anders habe ich es hier gefunden, als ich mir aus den Nachrichten des Herrn Rehberg einen Begriff gemacht habe. Kein einziges Gemälde ist mir zu Gesicht gekommen, worin nur eine Spur zu sehen, daß sein Verfasser je die unsterblichen Werke der beiden obengenannten Männer gesehen hätte. Ich habe die Kunstausstellung auf der hiesigen französischen Akademie gesehen, aber gedankenlosere Malereien sind mir noch nicht vorgekommen. Es scheint diesen Künstlern nie eingefallen zu sein, daß die Kunst eine Sprache der Empfindung ist, die da anhebt, wo der Ausdruck mit Worten aufhört; daß

sie es mit der anschaulichen Darstellung von Begriffen zu tun hat, daß sie eine Unterhaltung für Vernünftige und nicht für Toren ist. Alles Mechanische der Kunst verstehen diese Männer sehr gut, und es scheint, als ständen sie in der Meinung, daß die Kunst darinnen bestehe. Alle Nebensachen sind oft sehr schön, die Hauptsache aber schlecht. Ein hingeworfener Helm, Pantoffel, ein Sezen Gewand, das über einen Stuhl hängt, ist oft so schön, ja zum Angreifen natürlich, daß man wünschen sollte, der Künstler möchte nie etwas anderes machen. Die alten, wahrhaftig großen Maler wandten allen Fleiß auf die Hauptsache und behandelten die Nebensachen so, daß sie ersterer nicht schadeten. Bei den jetzigen ist es umgekehrt. Die Franzosen, die fast alle in den gegenwärtigen Umständen Rom haben verlassen müssen, waren doch noch bei weitem die besten. Mit den deutschen Malern sieht es hier elend aus. Sie stehen in allen Stücken weit unter jenen. Mit der Bildhauerei steht es so; sie ist nie so hoch gestiegen, wie die Malerei seit der Wiederherstellung der Kunst, und nie so tief gesunken. Herr Schadow ist ein besserer Bildhauer als Canova, und dieser ist hier der beste. In der Baukunst habe ich nichts gesehen, was mit dem hängenden Turm, dem Dom und dem Baptisterium in Pisa zu vergleichen wäre, außer etlichen von den alten Ruinen in und um Rom.

Friedrich von Matthiffon.

Aus: Erinnerungen von Fr. v. Matthiffon, IV. Bd. Zürich, Orell Füssli & Comp. 1814.

M. wurde zu Hohendodeleben bei Magdeburg am 25. Januar 1761 geboren. Er studierte in Halle Theologie, Philologie, schöne Literatur und Naturgeschichte. 1781 wurde er Lehrer am Philanthropin zu Dessau. Später wirkte er als Informator, bis er 1794 als Lektor und Reisegefährte in die Dienste der regierenden Fürstin Luise von Anhalt-Dessau trat. Mit dieser reiste er nach Italien und kam im November 1795 in Rom an, wo in der „Locanda des Herrn Sermiento auf dem spanischen Platze“ Wohnung genommen wurde. Im Mai 1796 wurde die Reise nach Neapel fortgesetzt. 1799 begleitete er die Fürstin nach Südtirol und Norditalien, 1801 und 1808 nach der französischen Schweiz. 1812 trat er nach dem Tode der Fürstin in die Dienste des Königs Friedrich von Württemberg, besuchte 1819 wiederum Italien und zog sich 1829 nach Wörlitz zurück, wo er am 12. März 1831 starb.

4) pag. 186.

Rom, Nov. 1795 bis Mai 1796.

Angelika Kauffmann. Hirt.

Ich kehre nach dieser Digression mit Wonne zurück in die heilige Stadt der sieben Hügel, um die stille Behausung der Schülerin der Grazien, Angelika Kauffmann, auf der luftigen Höhe von Trinita di Monte zu begrüßen, wo eben die Fürstin von Anhalt-Dessau den zu London mit der liebenswürdigen Künstlerin geschlossenen Freundschaftsbund erneuert. Die Fürstin erzählt aus der entfernteren und näheren Vergangenheit mit der ihren Vortrag immer charakterisierenden lebendigen und geistvollen Darstellungsgabe alles, was der wiedergefundenen Freundin nur irgend interessant und wichtig sein kann, indes diese mit gewohntem Kunstfeifer vor der Staffelei an einem Altarblatte für Eoretto fortmalt, welches eine Verkündigung darstellen wird. Unter mehreren Werken ihres Pinsels, die rings umher im Arbeitszimmer ausgestellt waren, hielt ein Gemälde vor allen übrigen unsere Bewunderung fest. Angelika, in der ersten Jugendblüte zwischen den Himmelstöchtern Tonkunst und Malerei unschlüffig, wie Herkules am Scheidewege, welcher von beiden sie ausschließend sich hingeben sollte.

Die Fürstin wünschte dies Bild um jeden Preis zu ihrem Eigentum zu machen; allein die Künstlerin erklärte, daß es ihr unmöglich sei, sich davon zu trennen.

Ein anderes großes Gemälde, worauf Amor mit einer Locke seines reichen goldenen Haarschmuckes der trauernden Psyche den Tau der Wehmut vom Auge trocknet, ward nun für dreihundert Zechinen erkauft, und in der Tat ist das vortreffliche Bild diese Summe unter Brüdern wert. Dem hohen Range des Gemäldes entspricht vollkommen das ihm bestimmte Lokal. Ich meine der fürstin Sommerhaus Luisium bei Dessau, erbaut und dekoriert nach den Angaben des feinsinnigen und geschmackvollen Erdmannsdorf.

Angelika Kauffmann ward zu Schwarzenberg, einem Dörfchen im Walde von Bregenz, geboren. Dort steht noch ihr Familienhaus. Man nannte sie Angelika nach einer Klosterfrau von Salis-Seewis, ihrer Taufpate. Ihr Vater war Maler und verfertigte fromme Bilder für die Klöster und Altarblätter für die kleinen Kirchen der Lombardei. Frühe kam sie aus dem Alpental weg, von dem aber für immer süße Bilder der Ruhe und Unschuld ihr in Geist und Herz blieben. Oft begleitete sie den Vater auf seinen Gewerbreisen in Oberitalien. Zuerst offenbarte sich ihr Kunstgenie, als sie so große Mühe hatte, die Buchstaben und Zahlen aus der Kinderbibel zu lernen, und man dagegen Nasen, Ohren und Gesichtsprofile, welche dies Elementarbuch Nürnbergs zierten, auf dem häuslichen Schiefertische in hundert Kopien wiederfand.

Die guten Eltern verstanden den Wink der Natur, und Angelika zeichnete früh unter der väterlichen Leitung. Einst nahm ihr Vater sie mit nach Mailand. Noch jetzt, schon in den Spätjahren des Lebens, glänzen ihre Augen wie vom Widerschein der Morgenröte, welche damals in ihrer jungen Seele aufging, als sie nun eine heilige Familie von Raphael und das Abendmahl von Leonardo da Vinci erblickte. Jetzt hatten die verworrenen Bilder ihrer Phantasie Leben, und die Wünsche ihrer Brust ein Ziel erhalten. Oftmals kehrte sie auf ihren vielen Reisen über die Alpen für Wochen und Monate in das heimatische Tal zurück. Traurig ward sie durch die Kunde gerührt, beim letzten dieser vaterländischen Besuche, daß nun ein Wagenweg nach Schwarzenberg führe, statt des vormaligen engen Fußpfades. „Wenn nur nicht Unschuld und Treue jetzt zum Lande geschwind hinausfahren!“ seufzte sie wehmütig.

Angelika zählt es zu ihren reinsten Geistes- und Herzensfreuden, wenn ein guter Bekannter, während sie den Pinsel führt, neben der Staffelei zum Vorlesen sich einstellt. An der Themse wie an der Tiber nannte sie stets des Vaterlandes große Dichter die schönsten Zierden ihrer erlesenen Büchersammlung. Mit wahrer Begeisterung horcht sie der Muse Klopstocks, welcher durch das treffliche Gemälde „Samma in den Gräbern“ so würdig von ihr gehuldigt wurde. Nie betrat ich des heiligen Sängers Wohnung, ohne vor dieser feierlichen und melancholischen Komposition einige Minuten zu verweilen.

Eines Vormittags hörte sie mit hohem Interesse mehrere Iyrische Stücke von Schiller, malte aber dabei mit ruhiger Besonnenheit fort. Auf diese folgte eine der reichsten, originellsten und genievollsten Dichtungen, die

mir in unserer Sprache bekannt sind: Der Wanderer von Goethe. Mein Genius hatte sich nicht getäuscht. Der Eindruck, den diese echtgriechische Antike in Angelikas zartfühlendem Gemüt hervorbrachte, war so mächtig, daß sie den Pinsel plötzlich niederlegte und mit einem wunderbar konzentrierten Ausdrucke der Stimme um eine zweite Lektüre bat. Das ganze Wesen der stillen, vestalinhaften, in sich gewandten Frau ward wie durch einen gewaltigen elektrischen Schlag erhöht und erschüttert. Tränen füllten ihr Auge. Ihr Schweigen war das Schweigen einer begeisterten Muse. Endlich brach sie mit schönem Enthusiasmus in die Worte aus: „Welche Glut der Empfindung! Welch ein Zauber des Kolorits! Welch eine Tiefe des Kunstsinns! O die Szene, wo der Wanderer das Kind auf den Armen wiegt und die junge Frau mit der Trinkschale vom Brunnen zurückkommt, will ich versuchen darzustellen! Sie steht so lebendig vor mir da, daß es von meiner Seite nichts weiter bedarf, als einer treuen Kopie.“ Schwerlich wurde wohl jemals ein Suet mit so glühender Liebe von der gefühlvollen Künstlerin ergriffen, wie dieses. Wie groß die Anzahl der Werke, welche sie schon aufstellte, auch immer sein mag, so darf man doch kühn behaupten, daß niemals ein Gegenstand von ihr behandelt wurde, der des beifälligen Lächelns der Musen- und Huldgöttinnen unwert gewesen wäre.

Angelika malte das Bildnis der fürstlichen Freundin von Dessau mit ihres Kolorits gewohnter Harmonie und Kräftigkeit. Nur haben wir dabei zu bedauern, daß der Hauptpunkt in der Porträtmalerei, die Ähnlichkeit, nicht ganz von der Künstlerin getroffen wurde. Der Kopf erscheint viel zu idealisch und mahnt nur schwach an die charakteristischen Züge des Urbildes. Das nämliche gilt vom lebensgroßen Gemälde der Herzogin Amalia von Weimar im römischen Hause des dortigen Parks, und auch, nur in geringerem Grade, von den Bildnissen Goethes und Herders, welche, der Staffelei gegenüber, dem Gemüte Angelikas die unvergeßlichen Tage zurückrufen, wo die Nähe dieser großen Geister, wie sie selbst sich darüber ausdrückte, höheren Wohlklang in ihr Leben brachte.

Wir machten den Kurs durch die Kunstmerkwürdigkeiten Roms unter der Leitung des Rats Hirt, Reifensteins würdigen Nachfolgers, dessen gerechtes Lob als antiquarischer Ausleger schon seit geraumer Zeit über die Alpen nach Deutschland gedrungen war und noch vor kurzem auch von der Herzogin Amalia von Weimar, Herder und Goethe ehrenvoll ausgesprochen wurde. Hirt gilt nicht nur für einen gelehrten Altertumskenner, sondern auch für einen liebenswürdigen Gesellschafter und biederherzigen Mann. Er ist von hohem, stattlichem Wuchse, und aus seinem blühenden Gesicht leuchten Frohsinn und Gutmütigkeit hervor. Ein Zögling Epikurs und Aristipps im feinsten und edelsten Sinne, gehört er zu den glücklichsten und lebensfrohesten Menschen, die jemals eine Strecke des Erdenweges mir zur Seite gingen. Er läßt in seiner Nähe weder üblen Humor, noch melancholisches Hinbrüten aufkommen, und selbst Orests Plagegöttinnen hätten dem Zauber seiner Jovialität weichen müssen. Immer werde ich

daran mit Vergnügen zurückdenken, wie glänzend letztere ſich während eines wahrhaft romantiſchen Banketts offenbarte, zu deſſen Szene man die von immer grünen Eichen beſchatteten Ruinen der Kaiſerpaläſte auf dem Palatin, im Angeſichte des Koloiſſeums, erwählt hatte. Hirt war gleichſam der Elektrophor, der Heiterkeit, Mutwillen und Schäferlaune in gleichabgemessenen Schlägen durch eine Geſellſchaft leitete, die gegen dreißig Köpfe ſtark war. Das Personal dieſes fröhlichen Tafelvereins beſtand lediglih aus Transalpinern, die einander theils wohlbekannt, theils wohlgegogen waren. Wagerecht aufgeſtellte Kapitälere zertrümmerter Säulen dienten mehreren von uns zu Schemeln. Die glänzendgrünen Baumwipfel, unter welchen der Tiſch aufgeſtellt war, ſchirmten ihn vor den Strahlen des Mittags. Zwischen den nächſten Stämmen ſchwankten Efeuquirlanden. Aus dieſen wanden wir am Schluß Kränze und ſchmückten damit, wie Anakreon, unſere Schläfe. Geſpräche von der Heimat und vaterländiſche Gefänge würzten unſer Sympoſium, das ich ein platonisches nennen darf, weil die Grazien ihm hold blieben. Auch befand ſich ein wahrer Weiſer in unſerer Mitte, auf dem, was Denk- und Handlungsart betrifft, der Geiſt des Sokrates zwiefach ruhte: Zoëga, groß als tiefgelehrter Prüfer antiker Münzen, geſchmackvoller Schilderer griechiſcher und römiſcher Baſreliefs und ſcharffinniger Ausleger der Obeliſkenschrift, aber noch weit größer als moralischer Menſch. Tugend und Weiſheit predigt ſein Wandel, und noch nie ward er, ſelbſt von ſeinen vertrauteſten Freunden, im Widerſpruche mit ſeinen feſtbegründeten Maximen erfunden. Ihm zur Seite ſaß Friederike Brun, deren lieblichen und zartempfundenen Liedern Deutschland mit Beifall und Wohlgefallen horcht. Auch freuten wir uns der Gegenwart fernows, des feinen Kunſtkenners und gründlichen Sprachphilosophen; Domeiers, Leibarzt des Prinzen Auguſt von England, der durch echten Sterlingswitz und biedere Theilnahme mehr Krankheiten kuriert, als durch Pulver und Elixiere; des Grafen Münſter, ebenfalls in Dienſten des genannten Prinzen, der als Dilettant in der Malerei ſich auszeichnet und mit vielem Eifer darauf bedacht iſt, antike Kameen und Intaglios zu ſammeln; Hartmanns, des hoffnungsvollſten der gegenwärtig in Rom ſtudierenden Historienmaler; Reinhardts, des großen Meiſters in der Landſchaft, ſelbſt von Hackert ſeines trefflichen Baumschlages wegen beneidet; Pfaffs, des philoſophiſchen Naturkundigen, tief eingeweiht in alle Geheimniſſe der Chemie, ſo daß er jeden Tag einen Lehrſtuhl dieſer Wiſſenſchaft betreten könnte, und Uhdens, des innigen Vertrauten der Muſe von Hellas.

Unleugbares Verdienſt hat Hirt auch als Kunſtendecker ſich erworben. Er war es, durch den das einzige wichtige Werk, welches Rom aus den früheren Epochen der florentiniſchen Schule noch aufzuweiſen hat, gleichſam wieder ans Licht gebracht wurde. Ich rede von den Freskomalereien, womit Papſt Nikolaus der Fünfte eine der Kapellen im Vatikan durch fra Angelica da Fieſole ausſchmücken ließ, und die eine lange Reihe von Jahren hindurch ſo gut als gar nicht exiſtierend zu betrachten waren,

weil niemand sich darum bekümmerte, indem niemand sie kannte. Sie sind noch vollkommen wohl erhalten und für den Forscher der älteren Geschichte der Malerei vom höchsten Interesse. Den Charakter patriarchalischer Ehrwürdigkeit und naiver Einfachheit haben sie mit allen bedeutenden Gemälden aus jener frommen und heiligen Kunstperiode gemein.

Nach Hirt soll nicht die Schönheit, sondern die Charakteristik als höchste Tendenz der Kunst angesehen werden. Er behauptet diese These mit lebhafter Beharrlichkeit, ungeachtet er dadurch mit den berühmten Triumvirn im Reiche des Schönen, Winkelmann, Mengs und Lessing, in die offenbarste Opposition gerät.

Friederike Brun.

Aus: Römisches Leben, von fr. Brun geb. Münter. Leipzig, Brockhaus 1833. 2 Cle.

Friederike Sophie Cristiane Brun wurde am 3. Juni 1765 zu Gräfontonna im Gothaischen als Tochter des Dichters B. Münter geboren. Sie heiratete 1783 den wohlhabenden Bankier und Konferenzrat Brun in Kopenhagen. Ihre erste Romreise, die sie mit der Fürstin Luise von Dessau und Matthiesson unternahm, fällt in den Herbst 1795 und Frühling 1796, die zweite in den Herbst 1802 und Frühling 1803. Diesemal wohnte sie in der Villa Malta und verkehrte im Humboldtschen Kreise, mit Zoëga, Bohnstetten, Fernow, dem Bildhauer und Schriftsteller Keller-Zürich. Ein dritter und vierter Aufenthalt fand in den Jahren 1807 und 1809 statt. 1810 kehrte sie nach Kopenhagen zurück und starb dort am 25. März 1835.

I pag. 304.

Rom, 24. Dezember 1802.

Ein Prefepio.

Wir fanden St. Peters herrlichen Dom leer. Die meisten wohlgekleideten Leute waren Fremde, zwischen diesen und den in vollem orientalischen Prachtkostüme erscheinenden Kardinälen, Bischöfen, Monsignoren, Prälaten, Canonicis, Chorherren und Chorknaben waren die Abstufungen, wie das in jeder Stadt so erfreulich ist, nicht mit wohlhabender, wohlgekleideter Bürgerschaft ausgefüllt, sondern verhungerte, zerlumpte Birbonen, Bettler, unterster Pöbel nahm deren Stelle ein. Nur wenig Landvolk erschien, wenige von diesen sonnenverbrannten Hirten, welche ich so ungern an diesem feste der Hirten vermisste. Einige Gruppen wohlgekleideten Landvolks mit den malerischen Trachten von Albano, Frascati und von Vallatri her erfreuten noch das Auge.

Die Ceremonien wurden mit erstarrender Kälte vollbracht. Die feinen Gesichtszüge der jüngeren Kardinäle und Prälaten haben einen Ausdruck von Unglauben und Langerweile, welcher einen vollends um alle Andacht bringt. Die ältesten Fürsten des heiligen Kollegiums hingegen gehen so tief gebeugt, als trügen sie alle Päpste, welche sie er- und überlebt, auf dem Rücken. Gold- und Silbergeschirr zu den heiligen Gebräuchen ist in die Klauen der Franken gefallen. Am Grabe der Apostel leuchten statt der silbernen vergoldeten, bronzirte Messinglampen. Statt der zwölf juwelenstrahlenden päpstlichen Tiaren, welche sonst erschienen, zählten wir

deren vier ohne Juwelen. Die Mitra, welche der Papst trug, sowie der Kelch und die Monstranz waren ihres Schmuckes beraubt. Auch der Bambino in Tra=Tsli und die Krippe in Maria=Maggiore hatten den strahlenden Schmuck der Edelsteine nicht mehr, und war alles schwach beleuchtet; denn Öl und Wachs sind teuer, und kein äußerer Glanz erweckt das innere Licht des Glaubens von all diesem kalten Prunk wieder, dem schon längst die Seele entwichen ist.

Ein Schuster, der in einem der unansehnlichsten Volksquartiere von Rom, nahe der Tiber, Alla=Regola, wohnt, hatte für die gläubigen Seelen ein Presepio dekoriert (Presepio heißt Krippenwiege des Kindes Jesu, so wie es das Volk versteht, und hier die Darstellung der ganzen heiligen Idylle der Geburt Christi), welches uns großen Kindern nicht weniger Freude macht als Dir.

Reinhardt führte uns vier Treppen hoch unters Dach eines ärmlichen Hauses, unter dem aber das Genie wohnte. Man guckt durch ein in eine künstliche Grotte verwandeltes Fenster hinaus und erblickt sich in einer hohen, doch sanft eingesenkten Wiese, von Berggipfeln umgeben, auf denen der Himmel ruht. Wir waren außer uns, und der große Landschaftsmaler Reinhardt freute sich der Bewunderung, die er theilte. Ich glaubte den Gipfel des Rigi, des Albis oder des Albanerberges zu sehen. In diesem stillen Tale, mit einzelnen Baumgruppen geschmückt, ist die heilige Familie in einer Höhle, die zum Stalle dient, sichtbar, Mutter, Kind, Josef und die treuen Tiere. Herden weiden an den Abhängen der Wiesen, alles ist still, einsam, aber grandios, im Stile einer Alpenlandschaft, und unser Erstaunen findet keine Worte. Man führt uns hinaus aufs Dach, und was sehen wir? Erde, Gras, Rasenklumpen, Baumäste und anderthalb Spannen hohe Puppen; alle Mittel so klein und einfach, als das Genie des Erfinders dieser Art von Presepien groß sein muß, der, ohne Kenntnis der Optik und Perspektive, solche Wirkung hervorbrachte. Wir sahen später (im Jahre 1808) auf der Spitze des Palastes Caffarelli, von der Stätte der Urz des Romulus auf dem kapitolinischen Berge noch ein solches optisches Zauberwerk; hier waren die Berge von Tivoli selbst zum Hintergrunde benutzt und alles schöner, doch blieb der Eindruck des ersten der lebendigste.

II pag. 136.

Rom, den 11. April 1803.

Canova.

Ich mußte doch einige Tage zu Hause bleiben. Canova kam abends recht traulich mit uns Tee zu trinken. Ich darf sagen, er hatte gleich viel Freude an uns dreien. Meine Art, Kunstwerke zu sehen und zu empfinden, hatte mich ihm empfohlen, und wir waren ihm alle drei herzlich lieb. Canovas Wesen spricht stille Tiefe aus. Er ist gefühl- und geistvoll, mit

Würde bescheiden und uns unendlich angenehm. Das Gespräch stockte drei Stunden lang nicht und hat nie zwischen uns gestockt. Er kam seit kurzem von Paris zurück, wo er die Abgüsse von den atheniensischen Marmorn, die köstlichste Beute des Lord Elgin, gesehen (wir hatten davon nur einige Zeichnungen des genievollen Kalmucken Fedor im fluge erblickt). Über alles gingen ihm Phidias' Basreliefs innen und außen in den Metopen und Friesen des Parthenons. Er sagte, nur ein Monument des Altertums in Rom sei in diesem grandiosen Stile, nämlich der schönste der Kolosse auf Monte=Cavallo. Am folgenden Tage gingen wir zu dem liebenswürdigen Künstler, den kein übertriebenes Lob, keine blinde Anbetung seines geistreichen Volkes, nicht Bände voll von Sonetten, Madrigalen, Stanzas, Kanzenen und Konzettis, zu seinem Ruhme gedichtet und gedruckt, aus seiner naiven Anspruchslosigkeit haben herauszingen können. Wir sahen heute den Abguß seiner berühmten Magdalena bei ihm. Er malt zuweilen mit dem Meißel, wie Mengs mit dem Pinsel oft meißelte, und diese Magdalena ist davon der deutlichste Beweis. Ergossenes Haar schmiegt sich an sammetweiche Schultern und den Rücken entlang um den Busen; Tränen fließen. Du glaubst die Halbschatten sich nuancieren zu sehen und wie Juturna in Wehmutsbächen hinquellen. Niemand tut's ihm nach. Allein es ist Mißbrauch des Talents, den Marmor sozusagen biegen zu wollen; denn in diesen überweichen Gliedern sind keine Knochen, und man fürchtet, de la voir s'affaiser, würde man auf französisch sagen; dies Gefühl aber ist physisch peinlich und lenkt vom Moralischen der heiligen Wehmut ab, welches ihr Anblick erwecken sollte.

II pag. 193.

Rom, 9. Juni 1803.

Fronleichnamfest.

Es ist dieses Fronleichnamfest eine der jüngsten und doch größten, feierlichsten Prozeffionen, und im Kirchenstaate die Geschichte vorgefallen, welche die Legende deselben bildet, nämlich zu Bolsena, wo angesichts des gläubigen Papstes in den Händen des konsekrierenden, an der Verwandlung des Brotes zweifelnden Priesters das Tuch, worin er die Hostie hielt, sich mit Blut färbte. Diesem Wunder zufolge ist dieses glänzende Fest des Leibes Christi in allen Ländern des römisch-katholischen Glaubens eingesetzt. Überall folgen dem Allerheiligsten, das in dem strahlenden Tabernakel von Bergkristall verschlossen die Gegenwart des Leibes Christi umfaßt, Kaiser und Könige, Fürsten und alle Großen und Mächtigen der Erde, in tiefste Demut versunken. Allein hier erscheint der oberste Pontifex, der allgemeine Vater der Gläubigen, der Nachfolger Petri, der Stellvertreter Christi auf Erden, nicht folgend in Demut, nein, mit dem Allerhöchsten (der im strahlenden Tabernakel verschlossenen Hostie) abgesondert; er allein vor dem Altare die Anbetungen der katholischen Christenheit darbringend.

St. Peter war wie natürlich der Mittelpunkt des Pompes, und als wir von der Brücke der Engelsburg her uns dem herrlichen Platze näherten, fanden wir denselben in eine Prachterscheinung verwandelt. Die gewaltige Kolonnade war rundum mit Teppichen behängt und durch grüne Gehänge verbunden; der Ausgang zu beiden Seiten aber war festlich mit Hautelissetapeten geschmückt, unter denen wir alle seufzend zur Rechten, wo wir hinaufgingen, Rafaels Tapeten, nach seinen Kartons gewebt, vermiften. Die Tapeten sind in Paris, die Kartons in England, und es existiert keine Tapete, keine aufstellbare Kopie nach seinem unsterblichen Freskogemälde, die Messe von Bolsena, welches, hier ausgestellt, die höchste Glorie des Pompes sein würde.

Der ganze Platz von St. Peter, die Kolonnaden, die Aufgänge, alles war mit goldgelbem Puzzolansand und mit Blumen zierlich ausgestreut. Damit die unansehnlichen Häuser unten am Platze die festliche Dekoration nicht entstellten, waren diese durch große Gerüste mit Teppichen verhängt und mit Festons von Lorber, Myrten, Lantiskus, Viburnum usw. verziert. In all den Glanz und Duft zog die unendliche Prozession durch den prächtigen Ausgang zur Kirche, die Schweizerhalle genannt, rechts vom Obelisken, die Kolonnade langsam hinab und durch das römische Volk hin, welches rund um den ungeheuern Raum, auf Stühlen, Bänken, Tischen, Säulen und Portalen gelagert und gedrängt, den schönsten Platz der schönsten Stadt auf Erden füllte. Alle Mönchsorden, Dominikaner, Benediktiner, Franziskaner, Kapuziner, alte Pfaffen, Monsignori, Bischöfe, Prälaten und Kardinalä, der Patriarch von Konstantinopel (lange ein furchtbarer Mitbuhler um die oberste hierarchische Krone) erschien in bescheidener Pracht und Würde. Darauf kamen die bleichen Waisenkinder, die bleichen Zöglinge der römischen Seminarien; dann folgten alle päpstlichen Offizianten, dann alle päpstlichen Tiaren oder Mitren. Endlich erschien der Papst selbst, hochschwebend, knieend (scheinbar, denn ihn und die Träger des Schaugerüstes bedeckt das weite glänzende Gewand), umstrahlt von unzählbaren Kerzen, von den weißen Pfauenwedeln umglänzt und umwallt vom silberglänzenden, weißen Talare, unbeweglich wie in Andacht verzückt, die imposanteste aller irdischen Erscheinungen.

Nun folgten Pferde, Kutschen, Garde und Militär; letzteres nur gut, in der Prozession zu paradieren. Sehr frappierten uns die Ordensphysiognomien der Mönche; es scheinen besondere Menschenstämme. Die schönsten Köpfe finden sich unter den Franziskanern und Kapuzinern. Die Curati (Prediger, Landgeistlichen) haben einen Ausdruck niedergedrückter Beschränktheit. Unter den Canonicis erschienen feine Köpfe. Die Monsignori tragen den Stempel des Wohllebens in den runden, meist roten Gesichtern. Unter den Kardinalen waren wenig bedeutende Physiognomien. Unter den päpstlichen Offizianten gab's besonders unangenehme Gesichter. Der Papst selbst hat eine ehrwürdige Gesichtsbildung und den Ausdruck großer Redlichkeit, und wenn er gleich weniger gut repräsentiert als Pius VI. (der

größte Pastizetto, [Petitmaitre] seiner Zeit in Rom), so ist er mir in seiner wahren Frömmigkeit um so viel lieber.

Wir hatten uns am unteren Ende des Platzes aufgehalten und waren nun glücklich genug, durch den Schweizerkorridor (Ausgang zur Rechten, den der Papst und die Prozession hinabgekommen waren) eben einzutreten, als die Prozession die Runde um den Platz von St. Peter vollendet hatte und die Treppen des anderen Ausganges zur Linken emporgestiegen war, so daß wir gleichzeitig mit ihr anlangten, und die magisch aus Kerzenglanz und Weihrauchwolken hervorschwebende Erscheinung uns gegenüber war. Langsam glitt sie uns entgegen und schwand dann in die Pforte des Heiligtums hinein. Diese Gruppe des vor dem Altare, welcher das Allerheiligste trägt, mit der vergegenwärtigten Gottheit mystisch abgeordneten Hohenpriesters ist einzig auf Erden und ein wahrhaft großer Gedanke.

Das größte und prachtvollste Gotteshaus der Christenheit erschien heute in vollster Majestät. Unbewölkt strahlender Himmel draußen, drinnen heilige Dämmerung, welche am Tage brennende Kerzen verbreiten. Endlich sah ich St. Peter angefüllt mit Menschen, hörte majestätisches Menschengebrause; als aber nun der Papst, von seiner schwebenden Glorie herabgestiegen, vor dem Allerhöchsten im Staube kniete, da verstummte jeder Laut, und nur kühle Lüfte durchwehten die heilige Dämmerung.

Gottlieb Schick.

Nus: Beiträge aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte, mitgeteilt von Prof. Dr. Ad. Haackh. Stuttgart, Verlag v. fr. Brudmann. 1863. II. Briefe von G. Schick aus den Jahren 1802—1811.

Sch. wurde geboren zu Stuttgart am 15. August 1779. Er war Schüler der Carlsakademie unter Hetsch, mit Dannecker war er befreundet und wurde von ihm beeinflusst, 1798 besuchte er David in Paris. Im Jahre 1802 zog er nach Italien und kam am 7. Oktober dort an. 1806 wohnte er im Palazzo delle Pupazze Nr. 3 sul primo piano, Strada San Giuseppe, Capo le case. Kränkelnd verließ er im September 1811 Rom und starb am 11. April 1812 in seiner Heimat. Seine Hauptwerke sind: David vor dem erzürnten Saul, Noahs Dankopfer und Apoll unter den Hirten.

pag. 92.

Rom, den 15. April 1803.

An Dannecker.

Abneigung gegen das Modellstudium.

Mein großes Gemälde habe ich nun auch angefangen, und das wenige, das ich davon gemacht, ist mit meinen vorigen Arbeiten in keine Vergleichung zu bringen! Wirklich genieße ich deswegen so ruhige Augenblicke, wie nie in meinem Leben, da ich sehe, daß mein mühsames Ringen nicht vergeblich ist. In dieser ruhigen Stimmung setze ich mich zum Malen hin, und erwarte das Beste. Modelle hatte ich noch nicht, so lange ich hier bin, ich male alles aus meiner Phantasie und befinde mich unendlich besser dabei. Wenn ich nach der Natur male, denke ich nur an das Stück Fleisch, das ich eben in diesem Augenblick nachmale, und nicht an den Charakter des Menschen, den ich darstellen will. Bei dieser Manier geht vielleicht ein wenig Individualität zugrunde, auf der anderen Seite gewinne ich mehr Ideal und weit mehr Gefühl. Ich will mir ein Modell kommen lassen, bloß um das Ensemble der Figur zu zeichnen, die Möglichkeit der Bewegung und den Platz der Muskeln und Knochen zu sehen, im übrigen muß ich die Schönheit nach Beschaffenheit des Charakters, den die Figur ausdrücken soll, die Natürlichkeit der Bewegung, die keinem Modell möglich ist, und die Grazie derselben ganz selbst hinzutun. Für die Draperie mache ich mir nur einen ganz kleinen Mannequin von Erde und zeichne das darauf gelegte Gewand fleißig nach, das ich aber wieder nach meiner besseren Einsicht im Malen durch Hinzutun und Hinwegnehmen ändere.

pag. 180.

Rom, den 16. Julius 1805.

An Dannecker.

Ausstellung des „Opfer Noahs“ im Pantheon.

Mein Gemälde habe ich auf das Zureden mehrerer im Pantheon ausgestellt und es erhielt von Franzosen, Italienern und Engländern allgemeinen Beifall; nur die Deutschen teilten sich in zwei Parteien, die eine für, die andere wider das Gemälde. Die Partei für das Gemälde schließt sich nun fester an mich, ehrt mich und sucht meinen Rat; die andere hingegen sucht mich überall zu vermeiden. Es entstanden die größten Händel unter den Parteien, weil die eine das Gemälde bis in den Himmel erhob und zum ersten Produkt neuerer Kunst machte, die andere es hingegen unter das Mittelmäßige heruntersetzte. Beide gehen zu weit in ihrer Meinung; denn ich bin überzeugt, daß es weder so gut, wie es die einen, noch so schlecht ist, wie es die anderen machen wollen. Die ersten Künstler jedoch von Franzosen, Italienern und Deutschen haben mich mit Lobeserhebungen überschüttet und sagen alle aus einem Munde, daß das Gemälde eines der ersten neuerer Zeit wäre. Hätte ich ein heiteres Gemüt, so könnte ich recht vergnügt und mit mir selbst zufrieden sein. Aber hier fehlt es! Hätte ich ehemals denken können, daß ich einmal für einen der ersten Künstler geachtet und geehrt werden würde, ich wäre zum Voraus hochmütig gewesen und hätte mir durch dieses Ansehen, diese Achtung ein glückliches Leben geträumt — und jetzt, da ich es bin — was habe ich? Bin ich glücklich? Ich sehe, ein Karrenführer, ein Tagelöhner ist es mehr als ich.

Karl Wilhelm von Humboldt.

Aus: Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt (1795—1832), herausgeg. v. F. Th. Brataneek. Leipzig, J. A. Brodthaus 1876.

H. wurde am 22. Juni 1767 zu Potsdam geboren. Gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Alexander v. H. studierte er in Frankfurt a. O. und Göttingen. Neben dem Studium der Rechte fesselte ihn die Altertumswissenschaft und die Philosophie. Nachdem er sich mit Karoline von Dachröden vermählt hatte, lebte er meist auf deren thüringer Gütern und trat seit 1794 in Jena mit Schiller, später auch mit Goethe in regen mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch. 1797 zog H. mit seiner Familie nach Paris, wo er sich bis 1801 aufhielt. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er an Stelle Wdhens zum Ministerresidenten (seit 1806 bevollmächtigten Minister) in Rom ernannt. Am 25. Nov. 1802 zog er in Rom ein, wohnte anfangs in Villa Malta, seit März 1803 im Palazzo Tomati, Strada Gregoriana. Im Herbst 1808 wurde er nach Preußen zurückberufen und übernahm im Januar 1809 die Stelle eines Direktors der Sektion für Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. Ihm ist das Statut der neu gegründeten Universität Berlin zu verdanken. 1810 wurde er Gesandter am österreichischen Hofe. Seine Familie verließ am 24. Sept. 1810 Rom, um sich mit ihm in Wien zu vereinigen. 1816 war er in Frankfurt bei der Einsetzung des Bundesrates tätig und ging 1817 als preussischer Gesandter nach London. 1819 übernahm er die Hälfte des geteilten Ministeriums des Innern. Seine Gattin verlebte den Winter 1818/19 wiederum in Rom. Sie wohnte mit Thorwaldsen, Schadow, Wach, Senff bei der Signora Buti nahe Palazzo Barberini.

Am 2. Mai 1819 kehrte sie nach Berlin zurück. Sie starb am 26. März 1829, ihr Gatte am 8. August 1835.

pag. 184.

An Goethe.

Rom, den 28. Januar 1803.

Fernow, Canova, Thorwaldsen.

Von Umgang sind wir nicht verlassen. Meistenteils alle Abend versammelt sich ein Kreis von Deutschen bei uns, für die wir und die Brun eigentlich die einzige regelmäßige Gesellschaft sind. Am interessantesten ist mir Fernow, weil er am meisten und besten über die Kunstansicht räsoniert. Sie werden einen Aufsatz über Canova von ihm im Merkur lesen, der Sie doch interessieren wird. Nur scheint mir sein Geschmac beschränkt, vielleicht weil er mehr erworben, als angeboren in ihm ist. Er will nirgends aus dem einmal gegebenen Kreise der Antike herausgehen, und doch dünkt mich, ist man nie mit allem Gefühle in diesem Kreise, wenn man die Möglichkeit, auch über seine Grenzen hinauszugehen,

nicht wenigstens ahnt. Michel Angelo kommt daher nicht gut bei ihm fort. In seiner Theorie hängt er noch sehr an einigen alten Begriffen, und ich fürchte sehr, er wird sich in Jena mit Schlegelschen und Schellingschen Zöglingen weniger zu Hause finden, als hier mit den Römern. Seine Schilderung Roms, die Sie nun gewiß gesehen haben werden, ist, wenn ich nach einem Stücke, das ich im Manuscript las, schließen darf, eine etwas zu leichte Speise, wie er auch selbst zu fühlen scheint. Canovas Werke haben bei weitem nicht den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartete. Er mag große Verdienste in einzelnen Theilen der Kunst haben, aber er ist wenigstens nicht das Genie, das die Einbildungskraft anzieht, fesselt und hinreißt. Seine heroischen Sachen gefallen mir gar nicht. Ein Herkules, der den Eichas fortschleudert, dessen Beschreibung Sie im fernowschen Aufsatz finden werden, ist ein merkwürdig schlecht gedachtes Stück. Am liebsten ist mir seine Gruppe Amor und Psyche, und jetzt arbeitet er ein Monument für die Erzherzogin Christine, dessen Komposition wenigstens gewiß Verdienst hat. Seine Büste Bonapartes hat mich in hohem Grade befriedigt. Zwar finden sie viele nicht ähnlich genug, aber Sie wissen auch, welche hölzerne Ähnlichkeit die Menschen von Porträten zu fordern pflegen. Die, welche ein Kunstwerk haben soll, hat die Canovasche Büste in der That, und er hat den Kopf, der ein sehr dankbarer Gegenstand dazu war, durchaus idealisiert. Ob das Original dabei gewonnen hat, möchte ich nicht entscheiden. Denn unbiegsame und illiberale Härte hat der Gesichtsausdruck bei Canova genug, selbst die tiefe Meditation in dem herabgesenkten Blicke ist mehr die der Leidenschaft, als des Geistes. An intellektueller Feinheit, an der es doch dem Kopfe in der Natur nicht fehlt, hat er verloren, und die Nase ist geradezu unähnlich und zu dick. Allein dies hat Bonaparte selbst so haben wollen, und damit ist der Künstler entschuldigt. Es ist natürlich, daß der große Mann jetzt alle Werkstätten beschäftigt. Bei Massimiliano sind seine Büsten ordentlich zu Duzenden, aber unbegreiflich schlecht. Das Armodell ist dort die, welche der guillotinierte Caracchi gemacht hat. Es ist kaum kenntlich, alt, grob von Zügen, mit einem Worte, ganz entstellt. — Eine Statue in Lebensgröße von ihm, wie Canova, macht ein junger Franzose Calaman. Er wird ihn als Achill vorstellen und die Franzosen machen viel Wesens davon. Ich habe ihn noch nicht gesehen. Die Statue läßt die italienische Republik machen. — Weniger bekannt und besucht als alle diese Bildhauerwerkstätten ist die eines Dänen, Thorwaldsen, der eben jetzt einen Jason gemacht hat. Der Held scheint eben von der Erbeutung des goldenen Vlieses herzukommen. Er ist im Schreiten begriffen, trägt in der Rechten, auf die Schulter angelehnt, seinen Speiß, und über dem linken Arm hängt das Fell des Widlers. Er ist nackt bis auf den Helm, das Schwert, das er am Wehrgehent trägt. Das Ganze ist eine überaus kräftige und harmonische Gestalt und die ideale Behandlung des Heros ist, ganz im antiken Sinn, sehr glücklich zwischen der gewöhnlichen Natur und der eigentlichen Göttergestalt in der Mitte

gehalten. Es wäre in der That äußerst schade, wenn dies wirklich sehr ausgezeichnete Kunstwerk gleich im Gips wieder untergehen sollte. Doch ist es noch ungewiß, ob der Künstler Gelegenheit finden wird, es in Marmor auszuarbeiten. —

pag. 217.

Marino, den 23. August 1804.

An Goethe.

Wie Rom wirkt.

Ich habe oft darüber und über die ganze Wirkung nachgedacht, die Rom macht, und mich gefragt, wieviel wohl davon objektiv sein mag. Schelling hat, denke ich, irgend einmal gesagt, daß das klassische Altertum eine Trümmer eines ursprünglichen höheren Menschengeschlechts sei, und etwas Wahres liegt darin; jede Vergleichung zwischen Modernen und Alten hinkt, weil es für uns nicht mehr dieselbe Gattung ist, die beide umfaßt. Ein Vers Homers, selbst ein unbedeutender, ist ein Ton aus einem Lande, das wir alle als ein besseres und doch uns nicht fernes anerkennen, jeder ergreift zugleich und in Einem Gefühl mit Götterehrfurcht und mit Heimatssehnsucht. Vieles kommt zusammen, das hervorzubringen; schon das trägt bedeutend dazu bei, daß jene Glücklichen eine Sprache redeten, die für uns nie zum Gepräge des Gemeinen dient. Aber der eigentliche Erklärungsgrund liegt für mich in den Zeiten der Barbarei. Durch das Christentum und den Zustand gesellschaftlicher Wildheit (die Griechen kannten nur eine Naturwildheit) wurde der Mensch so mürbe gemacht, daß natürliche Ruhe, ungestörter innerer Friede auf ewig für ihn verloren war, und beide jetzt uns erst durch einen saueren Sieg erkämpft werden müssen. Man spaltete seine Natur, setzte der Sinnlichkeit eine reine Geistigkeit entgegen und erfüllte ihn mit nun nie mehr weichenden Ideen von Armut, Demut und Sünde. Wenn er nun so, in seinem Innern zerknirscht durch ein Gemisch gnostischer Spitzfindigkeiten und Schwärmereien, engherziger schreckenvoller Begriffe des Judentums, in seinem Äußern geschreckt und geplagt durch willkürliche Gewalt, die aber immer mit dem Namen des Rechts (wie keine Tyrannei bei den Alten) Unterwerfung forderte, wenn er so zum erstenmal aufblicken konnte zu jenen Geschlechtern, die in ganz entgegengesetztem Zustande gelebt hatten, wenn er ihre Werke noch dazu mit allem Zauber der Einbildungskraft umgeben sah, so mußte er niederfallen, wie vor Göttergestalten, und da wir noch immer, nur hier und da geringer, in demselben inneren und äußeren Zwiespalt fortleben, so muß auch jene Anbetung bei uns fort dauern. Niemand hat je die moderne Welt aus der alten deduziert, und niemand kann es. Es ist da eine Kluft, die jeder bemerken muß, wo nur noch das plötzliche Erscheinen des Christentums einen notdürftigen Erklärungsgrund abgibt.

Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Altertum in eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir im Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit anderen Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner anderen Stadt, römische Gegend mit keiner anderen vergleichen. Es ist allerdings also das meiste an diesem Eindrucke subjektiv, aber es ist nicht bloß der empfindelnde Gedanke zu stehen, wo jener oder dieser große Mann stand. Es ist ein gewaltfames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine notwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Öde, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse der Trümmer selbst das Auge dahin führen, und da nun diese Vergangenheit dem inneren Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man überglücklich sich fühlt, nur mit der Phantasie teilzunehmen, ja an der keine andere Teilnahme nur denkbar ist, und dann dem äußeren Sinne zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichtum der Vegetation (die doch wieder nicht überüppig ist, wie in noch südlicheren Gegenden), die Bestimmtheit der Umrisse im klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt, — so ist nur hier der Naturgenuß reiner, von aller Dürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Überall sonst reihen sich Ideen des Kontrastes daran, er wird elegisch oder satirisch. Freilich indes ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweist sein *beatus ille, qui procul negotiis*. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und Zoëga mit den Ruinen. Wir haben immer einen Ärger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt. Es kam höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was aber die 72 Kardinäle verhüten mögen! so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist, als dies ganze Geschlecht.

Sie glauben nicht, welchen Ärger ich manchmal in mich fressen muß bei gewissen Fremden, denen keine Villa hier recht ist, die bald zu wenig Schatten, bald zu viel geschnittene (unlesbar) finden, die sich immer wundern, warum die Römer keine englischen Gärten anlegen, und nicht sehen, daß das gerade noch eine der größten Exemtionen ihres gesunden Menschenverstandes ist, höchstens noch der Partie am See in der Villa Borghese Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil da sogar künstliche Ruinen sind,

nicht einsehen, daß der Anblick der Campagna mit den vielen Wasserleitungen und Trümmern darin, und den hohen, schön bewachsenen und reichlich bedöckerten Bergen am Ende unendlich größer ist, als wenn nun da eine Menge moderner Landhäuser und Gärten und Parke wie um Paris, alles verdeckte und verwirrte, endlich klagen, daß um Rom keine Bäume sind, und rein aus Eigensinn die Gegenden nicht besuchen, wo die göttlichsten stehen, die Gottes Erdboden trägt, darauf nach Neapel gehen, in Entzückung geraten und bei der Zurückkunft einen ordentlich mit Gutmütigkeit bedauern, daß man in Rom wohnen muß! Ich konnte Ihnen, mein teurer Freund, dies Bild meiner Leiden nicht schenken. Glücklicherweise treffen sie immer mit den Leiden des Herrn in der Passionswoche zusammen, zu ihnen stoßen die Langeweile der kirchlichen Funktionen und die mir in den Tod verhasste Musik; so dient mir alles zusammengenommen zur heilsamen Buße und löst sich im Sommer, wo das Phantom der bösen Luft glücklicherweise alle diese ultramontanen Unholde wieder verscheucht, in reinen Genuß auf.

Da ich erst der Ausgrabungen erwähnte, so weiß ich nicht, ob Sie einen Begriff von der Scheußlichkeit haben, die man um den Bogen des Septimius Severus gemacht hat. Man hat ein Loch, wie um die Trajanssäule angelegt, und mit einer Mauer eingefast, und dadurch nun nichts gewonnen, als daß man einen sehr mittelmäßigen Bogen und gleiche Basreliefs allenfalls ausmessen kann. Denn an Sehen ist, da von oben immer noch die Hälfte verdeckt ist und unten man immer zu nahe steht, nicht zu denken. Der schöne Eingang auf den Campo Vaccino durch den mehr als halbverschütteten Bogen hindurch ist nun ganz verdorben. Jetzt legt man einen gleichen Brunnen um den Bogen des Konstantin an und gräbt auch im Circus Maximus.

Elisa v. d. Redde.

Aus: Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804—1806 von E. v. d. Redde geb. Reichsgräfin v. Medem. Herausgeg. v. Hofrat Böttiger. 4 Bde. Berlin 1815—1817. Nicolaische Buchhandlung.

Elisa v. d. R. wurde am 20. Mai 1754 auf Gut Schönberg in Kurland geboren. Ihre Ehe mit dem Freiherrn v. d. R. war eine unglückliche. Seit dem Jahre 1777 lebte sie von ihm geschieden in Mitau. Seit 1796 lebte sie in Berlin. In den Jahren 1804—1806 bereifte sie in Begleitung des Dichters Tieck Italien. In Rom hielt sie sich vom 7. Nov. 1804 bis 20. Mai 1805 und vom 21. Nov. 1805 bis 12. Juni 1806 auf. Seit 1819 lebte sie in Dresden und starb daselbst am 13. April 1833.

I pag. 313.

11. Nov. 1804.

Ein Begräbnis.

Bei hellem Sonnenlichte wandelten gespensterartige Gestalten in der Ferne. Näher kam nun der langsame Zug, der eine Leiche zur Erde bestattete. Die schauerliche Erscheinung machte um so tieferen Eindruck auf mein schon bewegtes Gemüt, je mehr sie mit dem lustigen Gewühl des Corso im Gegensatz war. Ein schwarzbehangenes, hoch emporgetragenes Kreuz kündigte den Leichenzug an. Vor der Bahre gingen, mit Fackeln in den Händen, einige Geistliche; eine lange Reihe weißverkappter Gestalten einer Bruderschaft folgte. Eine andere, schwarz gekleidete Bruderschaft, auch mit Fackeln versehen und stille Gebete murmelnd, wandelte der Leiche nach. Sehr abstechend gegen diesen feierlichen Ernst war die mit Vergoldungen und farbigen Zieraten geschmückte Totenbahre. Auf ihr ruhte, offen, die entschlafene Gestalt. Es war eine Jugend, von deren Wangen die kalte Hand des Todes noch nicht allen Liebreiz hinweggewischt hatte. Ein violettes Gewand deckte, aber verhüllte nicht das schöne Ebenmaß der schlanken Figur. Schwarze Locken kräuselten sich an der blassen Stirn, von welcher ein weißer Schleier wie Nebel eines erloschenen Tages herabhing. Stumme Gestalt! Du kannst nichts mehr geben, nichts mehr empfangen. Wer dir hienieden wehe tat, kann nichts mehr gut machen. Dahin führt denn alles Treiben und Eilen dieses bunten Lebens.

Abends nach 9 Uhr.

Die Begräbniszene hatte mich sehr angezogen; und da die Art und Weise, wie ein Volk mit seinen Toten verfährt, mir nicht bedeutungslos

erscheint, so nahm ich Gelegenheit, mich mit den dabei üblichen Gebräuchen genauer bekannt zu machen. — Reiche und Vornehme haben ihre Kapellen, wo die Leichen in prächtigen Sarkophagen beigesetzt werden. Sogenannte Gottesäcker gibt es nicht. Unter den Kirchen aber befinden sich allgemeine Totengewölbe für die verschiedenen Pfarreien. Der feierliche Zug begleitet den Leichnam bis zur Vorhalle der Kirche, wo derselbe niedergesetzt und unter Hersagung von Gebeten zum letzten Male eingesegnet wird. Dann geht der Zug auseinander, der Tote ist nun den Verwandten und Leichenbestattern überlassen. Er wird von der geschmückten Bahre genommen, in einen sehr schlechten hölzernen Kasten gelegt, und so an einem Stricke in die Tiefe des Gewölbes gesenkt. Leichen armer Menschen werden bloß an einem Stricke, der unter den Armen befestigt ist, hinabgeschleudert. Ein junger deutscher Künstler hatte vor einiger Zeit einen von ihm freundschaftlich geliebten Römer zu Grabe begleitet und konnte noch jetzt nicht ohne die tiefste Erschütterung sich des letzten Aktes erinnern, wo die Leiche seines Freundes ohne Sarg in die weite dunkle Totengruft hinunter geworfen wurde.

Ist ein solches Gewölbe angefüllt, so wird es vermauert, nach fünfzig Jahren wieder zu neuem Gebrauch geöffnet, und der darin befindliche Rest in ein besonderes Gebeinhaus gebracht. Zufolge dieser Einrichtung wurde der österreichische Gesandte, Graf Khevenhüller, ganz neuerlich in der Frühe eines Morgens durch einen höchst überraschenden Anblick erschreckt. Er fand, nachdem er die Nacht ein ungewöhnliches Geräusch von Arbeitern gehört hatte, den Hof seiner Wohnung, welches der ehemalige Venezianische Palast ist, mit Gerippen und Totenknochen angefüllt. Zu diesem Palast gehört nämlich eine Kapelle, die auf solchen Totengewölben steht. Eines derselben hatte die Zeit der Wiedereröffnung erreicht, und so erfolgte die befremdende Erscheinung.

II pag. 56.

Den 23. Nov. 1804.

Der Quirinal.

Paul III. legte wegen der besseren Luft auf dem Quirinal den päpstlichen Sommeritz an, den verschiedene seiner Nachfolger erweiterten; die letzteren Päpste verließen ihn auch im Winter nicht. Der Platz vor demselben ist unstreitig der schönste in ganz Rom; durchaus mit prächtigen Gebäuden umgeben, oder wenigstens solchen, die einen angenehmen Anblick gewähren. Die Aussicht nach dem Albaner Gebirge hin ist ganz entzückend. Übrigens ist der Platz sehr einsam, wie eine verlassene Gegend. Das einzige, was diese Anhöhe besetzt, sind die beiden berühmten Statuen des Kastor und Pollux, die mit ihren kräftigen Pferden eine jugendlich fortstürmende Lebendigkeit atmen, und noch aus der schönsten Zeit des

hohen Stils in der griechischen Kunst herstammen. Leider steigt aber zwischen der herrlichen Gruppe ein hoher Obelisk empor, der die Einheit des Ganzen stört und den Eindruck der Kolossalität der Statuen schwächt. Die ganze Gruppe steht auf einer mit Marmor bekleideten Basis. Nach diesen Pferden wird jetzt der Quirinal Monte Cavallo genannt. Auf diesem einsamen Raume schweiften meine Blicke nach Westen, über den niedrigen Teil der Stadt hinaus, zu den bläulich dämmernden Vorbergen der Apenninen. Die steile Gebirgskette hing mit ihren stillen Waldungen, wie ein nachahmendes Wolkengemälde, mit dem duftigen Horizonte zusammen. Freundlich leuchteten die Sonnenstrahlen in dies Nebelbild und verbreiteten einen geheimen Zauber über die stille Umgebung. — Von hier besuchten wir den Garten des päpstlichen Palastes. Welch einen Kontrast stellte dieser der Natur gegenüber, die von der Hügelferne noch vor meiner Seele schwebte! Hohe Buchsbaumwände streckten sich auf allen Seiten in die Länge und Breite durch den großen Raum hin. Sinn- und geschmacklose Verzierungen von niederem Buchsbaum bemalten gleichsam den Boden mit fantastischen Arabesken. Kein Plätzchen im ganzen Garten, wo man ruhen und sich stillem Nachdenken überlassen möchte. Nichts erhebt hier das Gemüt, als wenn unerwartet der Blick durch irgend einen Einschnitt in den Alleen auf die herrliche Landschaft fällt. Auch der Pavillon ist im Innern geschmacklos. Die Geräte sind alt und rühren von mehreren Päpsten her. In diesem Gartenhaus werden dem jetzigen Papste die Damen vorgestellt, denen der Vorzug bewilligt wird, vor ihm zu erscheinen.

Wir benutzten die Abwesenheit des heil. Vaters, um seine Wohnzimmer zu besehen. So imponierend das Äußere des Palastes ist, so majestätisch und groß in architektonischer Hinsicht die Zugänge desselben, so leer und geschmacklos ist alles Innere. Im Vorzimmer befinden sich statt der Stühle nur blau angestrichene hölzerne Bänke. Im weiten Speisesaale steht unter einem Thronhimmel vor einem mit karmesin Sammet bezogenen Armstuhle ein kleiner Tisch, der einzige im Zimmer; es ist der Speisetisch des Papstes. Ein geheiligtes Herkommen bringt es mit sich, daß der Papst immer allein speise. Während der Mahlzeit steht in der Mitte des Saales der Leibarzt. Ein Lakai bringt jede einzelne Speise bis zur Türe; da nimmt ein Kämmerer, welcher Prälaten-Rang hat, ihm die Schüssel ab und trägt sie dem Leibarzt zu; dieser kostet ein paar Bissen, und dann erst wird die Speise dem Maggiordomo überreicht, welcher sie vor den Papst hinstellt. Auch der Wein wird, ehe man ihn auf die Tafel setzt, vom Leibarzt gekostet. Zu beiden Seiten des Papstes stehen zwei Prälaten, welche Kammerherrnstelle vertreten und die Speisen zerlegen. So oft der Papst trinkt, fällt das ganze anwesende Personal auf die Kniee; vermutlich geschieht dies zum Andenken der Kelcheinsetzung des Heilandes. — Das Schlafzimmer ist mit veralteten dunkelroten Damasttapeten bekleidet, mit ebensolchen Vorhängen ist das Bett umgeben. Rechts neben demselben hängt ein goldenes, vielleicht auch nur vergoldetes Kreuzifix;

zur Linken das Gemälde der Mutter des igtigen Papstes in bescheidener Nomentracht; und über seinem Schreibtische ein sehr schönes Gemälde der Madonna mit dem Jesuskinde. Die Fenstervorhänge der mehresten Zimmer waren von hellblauem seidenen Zeuge, aber sehr verblichen und zum Theil zerrissen. Das ganze stellt eine einsame Mönchswohnung dar. Hat das Auge sich an dieser langweiligen Einförmigkeit ermüdet, so wird es wieder neu erquickt durch die reizenden Ansichten, die auf allen Seiten sich von dem Palaste aus darbieten.

Die Straße des Quirinals, welche zu diesem päpstlichen Sitze führt, läuft bei den ehemaligen Bädern Diokletians vorbei. Auf der ganzen Straße, die zu den schönsten gehört und eine halbe Stunde lang ist, steht nur ein einziges Bürgerhaus. Sonst ist sie durchaus mit Klöstern, Kirchen und Gebäuden der Geistlichen besetzt; daher auch die öde verlassene Stille auf diesem langen Wege.

II pag. 209.

Den 2. Januar 1805.

San Paolo fuori le mura.

Nach einem langen einsamen Wege naheten wir uns endlich der merkwürdigen St. Pauls-Kirche. Das Äußere dieses Tempels und des dazu gehörenden Klostergebäudes hat ein tiefernstes, beinahe finsternes Aussehen; und umher waltet die Stille der Verödung. Die Fassade zeichnet sich zwar durch eine würdevolle Größe aus, aber einen gefälligen Eindruck macht sie nicht. Zwölf Säulen bilden den Portikus: vier sind von weißem und schwarzem orientalischen Granit, die übrigen acht von weißem Marmor. Über den Portikus erhebt sich der Giebel des großen Gebäudes mit grotesken Figuren von mosaischer Arbeit geschmückt, die aus der Offenbarung Johannis hergenommen zu sein scheinen. Drei bronzene Türen aus den früheren Zeiten mit vertieften und mit Silber eingelegten Figuren und einigen griechischen und lateinischen Inschriften verdienen bemerkt zu werden.

Dies sich düster und altertümlich ankündigende, im Innern aber majestätische Gebäude gehört zu den sieben Basiliken und zu den vier mit der heiligen Porta ausgezeichneten Hauptkirchen. Nie fühlte meine Seele einen schwermutsvolleren Eindruck, als auf dem ganzen Wege zu diesem isolierten Prachttempel, der durch den Reichtum der schönsten und kostbarsten Säulen so merkwürdig und durch die in dieser Gegend herrschende böse Luft so verödet ist. Vom Juli bis zum Oktober verlassen die Mönche ihr Kloster und kommen täglich nur zur Haltung des vorschriftsmäßigen Gottesdienstes in die Kirche. Der Aufenthalt einer einzigen Nacht hier in den Sommermonaten würde tödliche Folgen nach sich ziehen. Diese im Altertum so volkreiche Gegend zwischen Rom und Ostia ist jetzt so wüst, daß afrikanische Seeräuber sich vor ein paar Jahren erfreuen durften,

dieselbst im Sommer zu landen, in der Gegend der Kirche Menschen aufzufangen und fortzuschleppen.

Ergreifend ist der Eintritt in den weiten, öden Tempel. Wie in einem heiligen Hain wandelt man in einem Walde von mehr denn 120 der prächtigsten Säulen. Alles stimmt zur Schwermut; ein düsteres Schweigen herrscht umher. Die hölzerne, von der Zeit angeschwärzte Decke gibt dem großen Tempel einen schauerlichen Charakter; und durch den Mangel an guten Gemälden macht er, trotz seiner Kolonnenmenge, den Eindruck einer wüsten Leerheit. In dieser Kirche kann sich durchaus kein Gemälde erhalten; denn nicht nur liegt sie in einem sumpfigen Boden, sondern ist auch durch das öftere Eindringen der Tiber so feucht, daß die wenigen hier befindlichen Gemälde davon stark beschädigt sind und die Säulen, die auf dem Fußboden ruhen, von unten auf mit Moos bedeckt werden.

An den verschiedenen Altären zählt man dreißig Kolonnen von köstlichem Porphyr. Der große Bogen des mittelsten Schiffes wird von zwei kolossalen ionischen Säulen getragen; sie sind von weißem Marmor und an Größe und Schönheit sah ich ihresgleichen nicht. Das Querschiff ist durch zwei Reihen Säulen abgeteilt, ebenfalls von weißem, köstlichem Marmor. Vierundvierzig Kolonnen des herrlichsten griechischen Marmors zieren das mittelste Schiff; 24 derselben sind bis zum Kapitäl hinauf kanneliert, der untere Teil hingegen ist mit erhabenen Streifen gearbeitet. Sie sollen Hadrians Grabmal geschmückt haben und sind von violetter Breccia, die pavonazetto genannt wird. Form und Material sind von außerordentlicher Schönheit. In dem einen Schiffe steht ein Kandelaber von weißem Marmor in Form einer Säule, aus den mittleren Jahrhunderten herrührend, und bis oben an das Kapitäl mit barocken Figuren in halb und ganz erhabener Arbeit überladen. Mit vieler Wichtigkeit zeigte uns der Kustode ein hölzernes Kreuzifix, welches sich mit mehreren Heiligen über wichtige Gegenstände unterhalten hat und selbst ist noch Wunder thun soll. Die Bildnisse der Päpste, von Petrus bis auf unsere Zeit, sind im mittleren Schiffe angebracht. So schlecht das Kunstverdienst an diesen Gemälden ist, so flößen sie doch ein gewisses Interesse ein, weil sie den Geist in das Leben und Wirken dieses oder jenes Kirchenfürsten hineinführen. Die Decke, welche die fünf Schiffe überfaßt, scheint unvollendet, weil man gewohnt ist, in Kirchen statt des Daches eine Wölbung zu sehen. Hingegen besteht die Decke der Querschiffe aus köstlich gearbeiteten Tafeleien von Holz.

In dieser Kirche wandelte einst Michel Angelo einsam umher und sann hier seinen Entwurf zur Kuppel der Peterskirche aus. Noch sieht man auf dem Fußboden die Linien, durch die er den Riß des kühn ausgeführten Werkes angedeutet hat. — Was mein Gemüt aber tief bewegte, war der Fußboden selbst. Aus tausend und tausend Trümmern schöner Basreliefs und Sarkophage ist er zusammengesetzt. Oft blieben wir unwillkürlich vor einer zerrissenen Grabschrift stehen; es war, als ob schauer-

liche Stimmen aus versunkenen Gräbern zu uns redeten. Wer waren die Entschlummerten, deren Staub diese Grabsteine deckten? Wer gibt von ihnen Kunde? Ihre Namen sind mit Nacht bedeckt, und verweht ist ihr Andenken in den Stürmen der Zeit. Aber wer sie auch waren, unter welcher Form sie auch den Gott der Liebe und Wahrheit anbeteten: ein schwacher Schimmer des ewigen, Lichts fiel auch zu ihnen herab und Wahrheit und Tugend fanden unter ihnen ihre stillen Befenner. — Jede Marmortrümmer, jede Säule in hoher Vollendung, zu der ich hinauf, und jeder alte Leichenstein, zu dem ich hinunter blickte, weckte in mir eine neue Gedankenreihe. Welche Gestalt hatte die Zeit, als dieser Marmor sich noch im Schoß der Berge erhärtete? Unter welchen Formen machten die Menschen damals einander glücklich oder elend? Durch welche Weltbegebenheiten kamen aus der Tiefe der Erde und aus fernen Ländern diese Steinarten hier zusammen? Wie verschiedene Zeitstürme haben sie durchdauert! Sie schmückten die Tempel der Götter, die Grabmäler der Weltbeherrscher, und stehen nun in dieser einsamen christlichen Kirche, hie und da mit Moos bedeckt, gleichsam trauernd über diese Wüste. — Die Totenstille, welche in der Kirche und um sie fortdauernd herrscht, wird jedesmal nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts wie durch einen jauchzenden Triumph unterbrochen. Es ist die Gnadenzeit des Kirchen-Jubiläums. Dann wird die bis dahin zugemauert gewesene Türe erbrochen und die Sünder der ganzen Welt strömen herbei, den angekündigten Ablass an der Segenspforte zu empfangen.

II pag. 260.

Den 20. Januar 1805.

Besuch bei den Augustinerinnen.

Die liebenswürdige Gräfin Caradori kam diesen Morgen um 10 Uhr zu mir, um mich und meine Pflgetochter zu den Augustinerinnen zu begleiten, mit deren Äbtissin sie in freundschaftlichen Verhältnissen steht. Dies verschaffte uns den Vorteil, mit dem Leben der Klosterfrauen noch bekanner zu werden. — Durch die erste Pforte des Klosters traten wir in einen großen, mit hohen Mauern umgebenen, stillen Hofraum. Es öffnete sich eine zweite Pforte, wo zwei Novizen uns erwarteten. Dort empfingen uns dann vier Nonnen, welche uns zur Äbtissin geleiteten, einer freundlichen Matrone zwischen 50 und 60 Jahren. Nachdem wir uns einige Minuten mit ihr unterhalten und die angebotenen Kuchen genossen hatten, gebot sie mit wohlwollendem Anstande den Nonnen, uns umher zu führen. Zuerst zeigte jede ihre einfache, doch sehr reinliche Zelle. Sie war hell, aber die Fenster so hoch angebracht, daß man nicht hinaussehen konnte. Die Wände waren weiß, das Gerät bestand in einem Bette, Schranke, Tische, zwei Stühlen, einer Betbank und einem geschmückten Altare. Eine wächserne Madonna mit dem Kinde stand, schön geschmückt,

auf einer Konsole. Über der Uhr hing ein hölzernes Kruzifix, und an dem Bette dasjenige, welches die Nonne am Tage ihrer Aufnahme, als die Abbildung ihres himmlischen Bräutigams, aus den Händen des Geistlichen erhalten hatte. Mit Blicken glühender Liebe hingen die guten Mädchen an diesem Kruzifix; rührender aber war mir die Liebe, welche jede für ein ihr gehörendes wächernes Jesuskindlein äußerte. Mit einer Zärtlichkeit, die aus dem innersten, natürlichen Beruf des Herzens hervorzugehen schien, drückte jede ihr Kindlein an die Brust, und mit einer Art mütterlicher Eifersucht glaubte jede das schönste zu besitzen. In solchen spielenden Täuschungen träumen diese gutmütigen Wesen ihre Tage hin, da man sie törichterweise um die heiligsten Zwecke ihres Daseins gebracht hat.

Unsere vier Nonnen führten uns mit freudiger Freundlichkeit umher. Kirche, Keller und Apotheke wurden besucht; die alltäglichsten Dinge mit einer Miene von hoher Wichtigkeit gezeigt, als ob nirgends sonst dergleichen anzutreffen sei. Vorzüglich verweilten sie bei den verschiedenen Bekleidungen der Altäre. Innig bewegte mich eine Nonne, die, als wir durch eine vergitterte Kapelle kamen, still stand, auf den Boden hinwies und sagte: „Hier unten ist unser Begräbnis. In der Mitternachtstunde, wenn die Betglocke läutet, dann verlassen wir eilig unser Bett, um auf dieser Stelle zu beten, wo unsere entschlummerten Schwestern schon ruhen und wir einst ruhen werden. Sie glauben nicht, wie andächtig man hier, bei schwacher Erleuchtung und sanfter Orgelmusik, beten kann, und wie ruhig man nachher unter dem Schutz seines Seelenbräutigams schläft.“ Aus der Kirche führten die gutmütigen Schwestern uns nach ihrem mit sehr hohen Mauern umgebenen Garten. Jedes Blümchen, jeder blühende Baum machte ihnen Freude; mich stimmten die düsteren hohen Gartenmauern zu trüben Betrachtungen. Beschränken sie denn nicht jeden Blick in die ferne, eben wie die hier waltenden Religionsbegriffe den unsterblichen Geist einengen?

Die Nonne, welche uns auf die Grabstelle, wo sie beten, aufmerksam gemacht hatte, sagte mit einem fröhlichen Gesicht: Nun wolle sie uns zu ihrer schönsten Rekreation führen. Da ging es schnell aus dem Garten hinaus, bis hinauf zu dem großen, weiten, lustigen Boden des Klostergebäudes. „Hier,“ sagte sie, „wird unsere Wäsche getrocknet; aber sehen Sie nur durch dies Dachfenster die schöne Aussicht in die weite Welt! Sehen Sie die fernen Berge, die Bäume, und hier die nahen Häuser! O wie schön ist dies alles! so schön!“ Sie hüpfte von einem Dachfenster zum anderen. Ihre Freude nicht zu stören, bewunderte ich alles; doch mit Mühe nur verbarg ich meine innerste Empfindung. — Die Eßglocke läutete; wir gingen zum Speisesaal hinunter. Da saßen die Klosterfrauen schon an der Tafel. Die Äbtissin ganz am Ende des Saales in einem Lehnstuhl vor einem kleinen Tisch; an der einen Seite speiste die Priorin, an der anderen eine Nonne mit ihr. An zwei langen, abgesonderten Tischen saßen zu beiden Seiten des großen Saals die sämtlichen Nonnen

auf hölzernen Bänken. Jede bekam eine Portion Suppe, zwei in Butter gefottene Eier, ein Stück Brot und ein Glas Wein. Die Äbtissin hatte keine Speise mehr als ihre Nonnen. Wir nahmen von der ehrwürdigen Frau Abschied und unsere vier Nonnen begleiteten uns bis zu der Stelle, wo sie uns empfangen hatten. Sie baten uns recht herzlich, sie wieder zu besuchen; dann führten die beiden Novizen uns zum Klosterpförtchen, wo die Pfortnerin unser harrte. — Erst nachdem sie uns aus dem zweiten Pfortchen herausgelassen hatte, atmete ich freier und überließ mich meinen Betrachtungen: über das alles Leben vernichtende Klosterleben, und wie es mit zweckmäßigen Abänderungen ein geheiligter Zufluchtsort Leidender, doch tätiger Tugend sein könnte.

II pag. 430.

Den 15. Mai 1805.

Einzug des Papstes Pius VII.

Der heutige Tag ist das Vorfest der morgenden Ankunft des heil. Vaters. Seine Abkunft nach Paris hatte bei milden Gemüthern traurige Besorgnisse, bei strengeren hingegen vorwurfsvollen Unwillen erregt. Jene bedauerten die zutrauensvolle Nachgiebigkeit, welche unfähig gewesen sei, arglistigen und lügenhaften Schlingen zu entgehen; diese klagten die Charakterschwäche an, die, der eignen Würde und des Amtes uneingedenk, sich vor Anmaßungen und Drohungen erniedrigt habe. Die Weihe eines Krönungsfestes durch die heiligsten Hände, meinten sie, durfte bloß in Rom geschehen; die so dreist geforderte Umkehrung alter Verhältnisse deute auf ein Unternehmen gegen die Kirchenhoheit selbst hin, welches der gegenwärtige Papst werde zu verantworten haben. Beide Parteien glaubten nicht mehr an die Rückkunft desselben und sahen der Unterdrückung des Kirchenstaats entgegen. Diese Befürchtung schien sich durch mancherlei Umstände zu begründen. Das Gerücht hatte von der Aufnahme des ehrwürdigen Pius in Paris und der ihm dort widerfahrenen Behandlung keine günstige Schilderung hierher gebracht. Auch trug sich ein Ereignis in der Nähe von Rom zu, das die Gemüther sehr in Bewegung setzte.

In dem See Bracciano nämlich fand sich zwei Tage nach der in Paris vollzogenen Kaiserkrönung ein Luftballon, der nach Angabe seiner Aufschrift mit sechs anderen gerade während der Krönungsfeierlichkeit von Paris aufgefahren sei. Viele glaubten an diese Erscheinung, als an ein bedeutendes Wunderzeichen. Ein großer Theil hingegen flüsterte sich bald eine andere Entstehungsart derselben zu und fand in der Veranstaltung nichts, als den vorbereitenden Kunstgriff eines gewöhnlichen französischen Gaukelspiels. Indes ward der Luftballon in das päpstliche Museum gebracht, wo er noch jetzt aufgehoben ist. Alle Gesellschaften waren von dieser Begebenheit voll; und wie man sie auch erklärte, so blieb Unruhe und Besorgnis zurück. Man wußte zu gut, daß die französische Regierung

es liebt, ihre noch entfernten Zwecke durch symbolische Zeichen vorzubilden. So versichert man mich, daß der Konsul Buonaparte ein Jahr vor seiner Thronbesteigung sich im Kaiserkostüm malen ließ. Vielleicht geschah es zufällig, vielleicht auch, um die Gemüther in Spannung zu erhalten. — Endlich traf dennoch hier die zuverlässige Nachricht von der nahen Ankunft des hochverehrten Papstes ein. Die feierlichsten Anstalten zu seinem Empfange werden heut getroffen. Das Volk sieht jubelnd dem morgigen Tag entgegen. Nur die, welche tiefer in die Zukunft zu schauen vermeinen, schütteln bedenklich die Köpfe.

Den 16. Mai, mittags nach 2 Uhr.

Der Tag ist endlich erschienen, der den allgeliebten Pius den Wünschen seines Volkes zurückgeben wird. Getröstet scheint der Kummer, versöhnt der Unwille zu sein, womit die verschiedenen Gemüther die Abwesenheit ihres Seelenhirten ertrugen. Bewillkommungs=Sonette strömen aus den Pressen hervor; aber Bedeutendes findet sich nichts unter allen poetischen Ergüssen. Festlich ist die Stadt geschmückt, die Straßen sind mit Laub und Blumen bestreut; aus den Fenstern und von den Altanen hängen, wie zur Zeit des Karnevals, mehr und minder prächtige Teppiche herab; was jeder an Schmuck besitzt, wird zur Verherrlichung des Tages hervorgezogen. Die Bewegung in den sonst leeren Straßen wird lebhaft. Schade, daß das Wetter nicht günstig ist; indes trotz des regnigen Tages ziehen die Scharen des Volkes nach dem Ponte Molle, um den ersten Segen des heiligen Vaters nicht zu versäumen. Die Kardinäle und die Gesandtschaften setzen sich in Bewegung, um gleichfalls an jener Brücke den hohen Ankommenden zu begrüßen. Dort erwartet ihn bereits der päpstliche Staatswagen, in welchem er seinen feierlichen Einzug halten wird.

Gegen Mittag schon war der St. Petersplatz mit erwartenden Menschen angefüllt. Der Tempel prangt im festlichen Schmuck. Den Fußboden hat man mit Blumen und Laub überstreut, die Pfeiler und Säulen mit rotem Damast bekleidet. Selbst der heil. Petrus thront unter seinem Baldachin im glanzvollsten Gewande: am Finger einen strahlenden Ring und auf dem Haupte eine dreifache Krone. Drängender als je umgibt heute das Volk die gefeierte schwarze Statue, es scheint in der That zu glauben, daß der schöne Schmuck den hohen Kirchenpatron in noch bessere Laune gesetzt und noch aufgelegter zum Segnen gemacht habe.

Den 17. Mai.

Wahrhaft rührend ist es und mit trostvollen Gefühlen erquickend unter den Zerrüttungen der gegenwärtigen Zeit, die fast allgemeine Auflösung gewohnter lieber Verhältnisse drohen, einmal wieder in eine Szene versetzt zu werden, wo Zuneigung und Anhänglichkeit sich unzweideutig äußern. Ein solches Seelenfest wechselseitiger Liebe war das gestrige Wiedersehen des heil. Vaters.

Während die Kardinäle ihr verehrtes Oberhaupt an der Milvischen Brücke empfangen, war ich, oft genug aufgehalten durch die hier und dort hinziehenden Volksmassen, zum St. Petersplatz gefahren. Auch hier war alles voll Leben und Erwartung. Fortwährend langten Nachrichten an, wie weit der Papst noch von jener Brücke entfernt sein könne. Endlich erscholl wie ein großer Freudenruf der Kanonendonner, welcher seine Ankunft dort der Stadt anzeigte; einstimmend ertönte sogleich das feierliche Glockengeläut und das Getöse des Volks mischte sich darin. Mehrere, die vom ersten Segenempfang an der Brücke schon zurückkamen, wurden sehnsuchtsvoll umdrängt. Man erzählte sich bewegt, wie bleich und abgezehrt der heil. Vater aussähe, wie freundlich und mild er dennoch gesegnet habe. Jetzt kündete ein lebhafteres Getümmel und eine gleich darauf folgende Stille die Nähe des feierlichen Zuges an. Er schwebte langsam daher; das laute Freudengeschrei übertönte Kanonen und Glocken. Die vorangeeilten Kardinäle samt der höheren Geistlichkeit erwarteten den Papst an den Stufen der Kirche. Aus dem an allen Seiten mit Glascheiben versehenen Wagen erteilte er unermüdet seinen Segen.

Vor den Stufen der Haupttüre hielt endlich der Zug. Der Papst stieg aus, und ein unbefohlenen Jubelgetön erfüllte die Luft. Fast alles war zu Tränen bewegt; auch auf dem blassen, ernstesten Gesicht des heil. Vaters war tiefe Rührung sichtbar. Ein hochfeierliches Tedeum erscholl, als der Papst die Kirche betrat. Hier am Grabe Petrus' warf er sich auf die Kniee, mit ihm die sämtlichen Kardinäle und das Volk. In dieser demütigen Niederwerfung vor Gott verharrte der ehrwürdige Mann während des ganzen Lobgesanges. Man sah, wenn er zuweilen das Auge gen Himmel erhob, in seinem Gesicht innige, erhabene Andacht. Und wenn sonst auch das Herz an den katholischen Kirchenzeremonien wenig Anteil nehmen mag, so waren doch bei diesem Anblick sicher die mehresten Gemüther von der tiefsten wahren Andacht erfüllt. — Ich zog mich aus dem Gedränge in eine der einsamsten Seitenhallen der Kirche zurück. Gedämpfter umflossen mich hier des Lobgesanges heilige Töne und erhoben mein Gemüt von dem Mißklang des irdischen Lebens zu den Harmonien einer besseren Welt.

Nach dem Tedeum begab sich der Papst mit den Kardinälen in die Sakristei. Von dort endlich führte ihn der Zug zu seinem Palast auf Monte Cavallo. Um jenen sich vorbei bewegen zu sehen, begaben wir uns in die Gegend des Palastes Colonna. Das Volk umdrängte den päpstlichen Wagen; und auf das Geschrei: Santo Padre, la benedizione! erteilte der Papst, trotz der sichtbaren Erschöpfung, fortwährend links und rechts seinen Segen.

Nun ward die schönste Feier des Tages ungeduldig erwartet: die Erleuchtung der Stadt. Sie erfolgte mit eintretender Dämmerung. Ein junger Geistlicher, Abbate Canova, Bruder des berühmten Künstlers, begleitete uns durch die Straßen. Vor allem strahlte prachtwoll das Kapitol

hervor. Das Ganze schien ein Feenpalast; die beiden Basaltlöwen unten am Stufenaufgang vollendeten das Zauberbild. Die kolossalen Statuen der Balustrade erschienen in dieser Beleuchtung noch größer; und Mark Aurels Statue stand da, wie ein aus der Vorwelt aufgestiegener hoher Schatten. Im Hintergrunde ragte der Turm des Senator-Palastes wie eine Feuersäule in die dunkle Luft. Wir eilten zu dem Petersplatz, wo der verehrte Kardinal Dugniani ein Haus für uns in Anspruch genommen hatte. Auf dem Wege dahin erblickten wir schon von fern die Umrisse des hohen Tempels in sanftem Schimmerglanz, und glaubten den interessanten Moment der plötzlichen Kuppelerleuchtung, von der wir so viel gehört hatten, verfehlt zu haben: so vollendet dünkte uns jetzt schon die Verherrlichung der erhabenen Kirche. Indes war dies bloß die Einfassung der großen Architektur mit dem vorläufigen Lichte der kleineren Lampen. Kaum hatten wir einige Zeit in dem für uns bestimmten Zimmer zugebracht und uns an dem feierlichen Anblick geweidet, so kündeten dreimalige Kanonensalven die nahe Vollendung des prachtvollsten Schauspiels an. Wie durch einen Zauberschlag stand beim letzten Kanonendonner das majestätische Gebäude ganz in Strahlenflammen gekleidet. Bekanntlich wird diese plötzliche Erleuchtung durch Zündfäden bewirkt, welche die hinter den kleinen Lampen befindlichen, mit Dochten versehenen Pechpfannen untereinander verbinden und so die Anzündung aller mit Blitzeseile verbreiten. Eine Menge Arbeiter sind dabei angestellt, von denen jeder fünf Lampen zu besorgen hat. Ich wundere mich nicht, wenn das zum Aberglauben geneigte Volk in dieser Erscheinung ein Wunder des Apostels wahrnehmen will. So hoch meine Erwartung gespannt war, sie ward dennoch bei weitem übertroffen. Das Mächtigste, was Erleuchtung bewirken kann, ist hier unstreitig geleistet. Wenn einen Augenblick zuvor die Menschen auf dem Platze wie dunkle Schatten erschienen, so ward mit dem Lichtmoment alles einzelne in der bewegten Masse erkennbar. Ganz ausnehmende Wirkung machten die in dem zauberischen Glanz aufsteigenden Fontänen.

Von diesem entzückenden Schauspiel vermochten wir kaum uns loszureißen, als wir etwa nach einer halben Stunde erinnert wurden, die von der Engelburg aufsteigende Girandola zu sehen. Wer konnte sich vorstellen, nach dem, was wir hier vor uns hatten, noch durch irgend einen anderen Anblick ergriffen zu werden? Und doch ist das kunstreiche Feuerwerk in seiner Art eben so einzig; selbst das zufällige Lokal scheint zu einem solchen Schauspiel angelegt zu sein. Wir fuhrn durch ein drängendes Menschengewühl. Alles strömte den Stellen zu, wo das Feuerwerk am besten gesehen werden konnte. Selbst die gefährlichsten Plätze, ganz nah an der Tiber, waren so mit Menschen überladen, daß die Gerüste einzubrechen drohten. An allen Fenstern preßte sich Kopf an Kopf; sogar von den finsternen Dächern erscholl das Geseumse der harrenden Menge. Noch stand das alte Kaisergrab in Nacht gehüllt, nur einzelne Lichtpunkte bewegten sich daran, so schauerlich, als blickten die aufgestörten Manen

aus ihrer beunruhigten Gruft. Dann erfolgte ein wildes Raketengeprassel. Doch immer noch blieb es Nacht umher, bis ein Kanonendonner den erschnten Augenblick ankündigte: und nun brachen wunderbare Feuergestalten krachend aus der dunklen Steinmasse, wechselten hoch in der Luft ihre Formen und sanken in Schlangenbiegungen geräuschvoll erlöschend nieder. Alles umher war durch das feenumäßige Feuerpiel erhellt: die Tiber spiegelte den prachtvollen Schein mit allen seinen Verwandlungen zurück. Jetzt stürzten nach allen Richtungen Feuerströme hervor, die beim Erlöschen das alte Grab mit helldunkler Rauchwolke umgaben. Eine tiefe Stille, nur hie und da durch ein leises Ha! unterbrochen, herrschte um die riesenhafte Machtgestalt. Endlich stieg aus ihrer Dunkelheit mit Donnergetöse, als sollte die gewaltige Steinmasse in Trümmer sinken, die mächtige Feuerfäule hoch empor, welche eigentlich die Girandola genannt wird. Die ganze Burg stand in Flammen und schien ein feuerspeiender Berg zu sein, der nach und nach erlosch. Aus der Finsternis leuchtete nun wie ein freundliches Gestirn der päpstliche Name mit der dreifachen Krone.

IV pag. 131.

Den 11. Mai 1806.

Seligspredung des Francesco di Girolamo.

Eine Seligsprechung ist unter den Festen der römischen Kirche ein selteneres Schauspiel, als andere Feierlichkeiten; daher lebten seit einigen Tagen die Römer in der freudigen Erwartung, an dem Pomp eines solchen Festspieles sich zu ergötzen. Endlich erfolgte das Fest. — Der seit neunzig Jahren verstorbene Francesco di Girolamo, ein Neapolitaner, aus dem Orden der Jesuiten, wird heute mit dem ihm zugesprochenen Strahlenkranze der kirchlichen Ehre verherrlicht. Zu dem Ende pranget schon der hohe Peterstempel im gewöhnlichen Festschmucke.

Francesco wurde bald nach seinem Tode im Jahre 1716 als Wundertäter erkannt; aber die öffentliche Seligsprechung kann nicht früher, als fünfzig Jahre nach dem Tode eines Wundermannes erfolgen: sie ist die Vorläuferin zur Heiligsprechung, die anderweite fünfzig Jahre nach dem Ableben des Heiligen erfordert: beiden geht eine Untersuchung voran; ein gewisses kirchengesehliches, gleichsam prozessualisches Verfahren, welches darin besteht, daß ein Advokat des Fiskus, den der gemeine Mann den Advokaten des Teufels nennt, als Widersacher des Seligsprechenden auftritt und seinen Wundertaten allerlei Zweifel entgegen setzt, die aber, wie sich versteht, durch den gegenseitigen Rechtsbeistand immer glücklich und siegreich gehoben werden. Dies Verfahren in betreff unseres Francesco fand bereits unter Benedict dem Vierzehnten statt, der darüber verstarb; und die feierliche Seligsprechung des in der Prüfung wohlbestandenen Wundertäters sollte unter Clemens dem Dreizehnten geschehen, wurde aber durch die plötzliche Entfernung der Jesuiten aus Neapel verhindert. Jetzt

endlich, da Pius der Siebente bemüht ist, dem seiner Meinung nach verleumdeten Jesuitenorden die verlorene Ehre wieder zuzuwenden, jetzt wird auch die dem Jesuiten Francesco di Girolamo zuerkannte Seligsprechung aus der Zurücksetzung wieder hervorgezogen. Die Urkunden der angeblichen Thatfachen sind von neuem durchgesehen, und der heutige Tag ist zur Vollziehung des früheren päpstlichen Ausspruchs festgesetzt.

Abends gegen 7 Uhr.

Bald nach drei Uhr nachmittags begaben wir uns zu dem mit Blumen bestreuten St. Petersplatze, wo sich eine ungeheure Volksmenge dem Bilde des neuen Heiligen zudrängte. Dies Gemälde in Lebensgröße befand sich an der großen Mittelloge oberhalb des Haupteinganges der Kirche angeheftet. Unmittelbar über der inneren Haupttür selbst erblickte man eine andere Abbildung des Seligzusprechenden, und zwar mitten in der Verrichtung einer Wundertat. Eine tief verworfene Weibsperson nämlich hatte einst den frommen Wundertäter bitter verspottet und ihn besonders einen betrügerischen Heuchler genannt. Zur Strafe dafür stürzt eines Tages die Sünderin auf offener Straße plötzlich tot darnieder. Es muß sich fügen, daß unser Francesco des Weges daher kommt, um eine Gassenpredigt zu halten; er fragt nach seiner Feindin, man zeigt ihm ihren Leichnam, er tritt hinzu. Umgeben von einer unzähligen Menge Volkes fragt er die in ihren Sünden Dahingeraffte, wo sich ihre Seele gegenwärtig befinde? Er muß aber, seinem Biographen zufolge, dreimal fragen, ehe er Antwort erhält, so widerspenstig ist selbst im Tode noch die Frevlerin. Beim dritten Zurufe endlich — „Katharina, wo bist du?“ richtet der Leichnam sich auf und schreit mit gräßlicher Stimme: „in der Hölle!“ und stürzt dann wieder zurück in den entsetzlichen Tod.

Das Innere der Kirche war mit Teppichen, mit rotem Damast, Samt und Atlas mehr entstellt, als geschmückt, und von den malerisch geordneten Drapierungen hingen breite goldene Franzen herab, so daß der ganze Tempel mehr einem Prunksaale, als einem Heiligtum glich. Eine Menge trefflich gemalter Sinnbilder, welche auf die Seligsprechung anspielten, waren auf verschiedenen Punkten angebracht. In der Tiefe des mittleren Schiffes der Kirche hatte man prächtig, doch nicht ohne Geschmack eine besondere Abtheilung eingerichtet für die Pflegbeamten der heiligen Gebräuche (*Congregazione dei riti*), in welcher der Cardinal della Somaglia den Vorsitz führte. Hier hing, noch mit einem Vorhange bedeckt, in länglich runder Form das Brustbild des Seligzusprechenden zwischen zwei anderen Gemälden, welche zwei Wundertaten desselben darstellten. Das eine zeigt den heiligen Mann, wie er, laut der Inschrift, den durch einen Schuß zerschmetterten Arm eines gewissen Giovane Ambrosielli durch ein Wort plötzlich heilt. Nach Anzeige des anderen Gemäldes stellt er ebenfalls durch ein Wunderwort eine Nonne, die an der einen Seite gelähmt und überdem noch mit vielen anderen Übeln behaftet war, augenblicklich wieder her.

Die Kirche strahlte im Glanz unzähliger Kerzen, aber in der höchsten Lichtglorie schwebte das verhangene Bild des Seligen. Der Cardinal della Somaglia hatte nun bereits in der ehrwürdigen Versammlung seinen Sitz genommen. Jetzt hielt der Kanonikus Muzarelli an den Cardinal folgende Rede in lateinischer Sprache, die ich nach der Übersetzung eines Freundes hier beifüge.

„Endlich, ehrwürdigster erlauchtester Herr, ist der langersehnte Tag erschienen, der Tag der hohen Festlichkeit, an welchem Francesco di Girolamo, dieser ehrwürdige Knecht des Herrn, priesterliches Mitglied der Gesellschaft Jesu, ein Mann, kräftig in Taten und Worten, mit kirchlichen Ehren und himmlischer Verherrlichung gekrönt werden soll. Seine erhabenen Eigenschaften waren von Benedict dem Vierzehnten kurz vor dessen Hinscheiden durch einen hohen Beschluß anerkannt; und seine Wundertaten, des himmlischen Glanzes würdig, hatten bald darauf, durch den Ausspruch Clemens' des Dreizehnten, ihre Bestätigung erhalten, als plötzlich im neapolitanischen Königreiche die Gesellschaft Jesu aufgelöst, und dadurch zugleich behindert wurde, die Seligsprechung ihres Mitgliedes vollends zu bewirken, und so schien es dem ehrwürdigen Francesco eine Verringerung seines eigenen Ruhmes zu sein, wenn er solchen nicht mit derjenigen Provinz seines Ordens teilte, die sein Jünglingsalter zu jeder Tugend geleitet, und die dagegen durch ihn eine rühmliche Auszeichnung erhalten; einer Provinz, durch deren Unterstützung er die höchste Stufe seiner Vollendung erstiegen, und wo er sein ausschließend nur Gott und dem Heile der Seelen geweihtes Leben beschlossen.“

„Unerwartet aber kehrte die Gesellschaft Jesu nach Neapel zurück und fand eine alte, unzerstörte Heimat wieder, welche ihr Francesco da, wo seine ehrwürdige Asche ruhte, aufbewahrt hatte; darum glaubte sie es der Dankbarkeit schuldig zu sein, die eifrigste Tätigkeit anzuwenden, um ihrem Genossen, bei dem sie gleichsam gastlich eingekehrt, die ausgesetzte Verherrlichung zukommen zu lassen. Pius der Siebente war ihrem Anliegen nicht entgegen, er hatte bereits die Gesellschaft durch sein Machtwort und durch seine väterlichen Gesinnungen wieder emporgerichtet, und glaubte nun, zum neuen Beginn ihres hohen Berufs ihr kein besseres Haupt, als den Franciscus an die Spitze stellen zu können. Und wahrlich! nicht ohne besondere Fügung Gottes ist es geschehen, daß die Gesellschaft ihren neuen Beruf mit der Verherrlichung desjenigen anfangen wird, durch dessen Ruhm sie so glänzend bestanden: und so wird Franziscus hinführen den aus allen Gegenden zurückkehrenden Brüdern auf dem Wege des evangelischen Wandels vorleuchten, als ein strahlendes Licht.“

„Da nun, in betreff der Wundertaten des ehrwürdigen Knechtes Gottes, auf gebührendes Ansuchen der entscheidende Ausspruch des höchsten Oberhauptes der rechtgläubigen Kirche, Pius VII., eingegangen, und zugleich die Verordnung wegen der zu dessen Seligsprechung festzusetzenden Zeit von seiten des höchsten Bischofs erfolgt ist, so bietet sich nun zu der Ein-

führung eines hochbewährten Dieners des Heilandes in die Reihen der auf Erden zu verehrenden Seligen kein bequemerer Tag dar, als eben der elfte Mai, der Tag nämlich, an welchem er dies Leben verließ und sich in die Versammlung der Seligen in den Himmel aufschwang. Diesem nach also wende ich mich an Sie, erhabenes Oberhaupt unserer Versammlung, mit der Bitte, unverzüglich nun zu gestatten, daß die apostolische Urkunde öffentlich vorgelesen werde, kraft welcher dem Francesco di Girolamo die kirchliche Verehrung zugestanden wird: dies begehret dringend die Stadt Neapel und das neapolitanische Reich, welches das Geburtsland des außerordentlichen Mannes Gottes ist, das Land, welches seine Vorträge hörte, seine Wundertaten anstaunte, und welches jezo seine heilige Asche aufbewahrt — auch bittet darum die ruhmvolle Gesellschaft Jesu, welche dieses Mitglied als ein vollendetes Vorbild der Heiligung und der evangelischen Würde aufstellt und solches zu verehren und nachzuahmen strebt. Endlich noch scheint es die ganze Kirche zu verlangen, damit in den Tugenden und hohen Gaben des Seligen ein neues Zeugnis für den katholischen Glauben, und ein glänzendes Beispiel für die Arbeiter im Weinberge Gottes erscheine!“

Hierauf wurde die päpstliche Urkunde der Seligsprechung selbst vorgelesen, und in diesem Augenblicke flog von dem bestrahlten Bilde der Vorhang zurück; ein Tedeum wurde angestimmt, und eine feierliche, mit Gesang begleitete Messe gelesen. Kanonendonner verkündete draußen, was innen vorging. Zur Vesperstunde, gegen fünf Uhr abends, wurde der Papst im höchsten bischöflichen Pomp von seinen Schweizern in die Kirche getragen: er verrichtete an verschiedenen Altären mit großer Andacht die hohen priesterlichen Handlungen und stellte das Bild des Seligen auf den Hauptaltar, zum Zeichen, daß Francesco fortan mit Altarwürdigkeit begabt sei.

Friedrich Johann Overbeck.

Aus: Friedrich Overbeck, Sein Leben und Schaffen. Geschildert von Margaret Howitt. Herausgeg. von Franz Binder. II Bde. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Buchhandlung 1886.

O. ist am 3. Juli 1789 in Lübeck als Sohn des Bürgermeisters Overbeck, des Förderers von Carstens, geboren. Schon mit 15 Jahren erhielt er bei dem Historienmaler Peraug Unterricht. Maßgebende Anregungen gab ihm Legationssekretär Kestner, der ihn 1805 Zeichnungen der Gebr. Riepenhausen nach Giotto, Memmi, Masaccio, Ghirlandajo, Perugino usw. kopieren ließ. Im Frühling 1806 bezog er die unter Leitung Függers stehende Wiener Akademie. Die akademische Lehrweise beengte ihn, Wächter riet ihm nach Rom zu gehen. Er sonderte sich mit den Freunden Wintergerst, Vogel, Hottinger, Sutter, Pforr von den Akademikern ab, sie studierten gemeinsam und gründeten am 10. Juli 1809 die Lukasbruderschaft (in die am 1. März 1812 auch Cornelius aufgenommen wurde). Mit Pforr, Vogel, Hottinger verließ er am 15. Mai 1810 Wien und kam am 20. Juni 1810 in Rom an. Dort fanden sie Wohnung in der Villa Malta hinter Trinità de Monti. Da diese nicht feberfrei, bezogen die Freunde das Kloster San Isidoro, aus dem die Besitzer, irländische Franziskaner, durch Bonaparte vertrieben waren, am 29. Sept. 1810. Im Frühling 1813 zog Overbeck mit Joh. Veit in den Palazzo Guarneri, Via di Porta Pinciana (zum Bildhauer Gioachino Pulini). Im Jahre 1816 beteiligte er sich an der Ausmalung der Casa Bartholdi mit der „Verkaufung Joseph's“ und den „7 mageren Jahren“. Bei seiner Verheiratung mit frl. Anna Schifflhuber-Hartl bezog er die Villa Palombara in der Nähe des Lateran. 1824 begann er die Fresken des Cassozimmers in der Villa Massimi. Seit dem Jahre 1832 bewohnte er den Palazzo Cenci, Piazza delle Scuole. Er starb in Rom am 12. Nov. 1869.

I pag. 142.

Rom, den 5. Juli 1810.

An Frau Professor Schwab, geb. Höttinger.

Ankunft. Wohnung in Villa Malta.

Verehrteste Freundin!

Da bin ich denn nun in dem schönen Land, wo die Zitronen blühen, habe den Berg und seinen Wolkensteg gesehen und die herrlichen Paläste mit den säulengetragenen Dächern, die Pracht der Siegesbogen und des Kolosseums Herrlichkeit, kurz alles, alles was sich noch vor kurzem meine trunkne Phantasie von süßer Ahnung aufgeregt in ausschweifenden Bildern malte, das hab' ich nun in Wirklichkeit gesehen, und ach, wie oft dabei zurückgedacht an die schönen Abende, wo ich mich an Ihrer Seite hierher träumte — wie oft an das: Wie ward mir Königin!*) u. s. w. Schon

*) Mortimers Rombericht aus Schillers „Maria Stuart“.

am ersten Tage unsrer Reise ward ich durch einen sonderbaren Zufall daran erinnert. Es war das Fest des Johannes von Nepomuk, dem Schutzheiligen von Oesterreich, wenn ich nicht irre, und dessen Bildnis man auf allen Wegen und Stegen findet. Da hatte man denn alle diese Bildnisse mit Blumen bekränzt und wenn wir abends in ein Dorf kamen (es dauerte mehrere Tage), sahen wir gar liebliche Gruppen von knieenden Weibern an dem bekränzten Heiligenbilde, das von einer düsteren Lampe magisch beleuchtet war. Natürlich fiel mir dabei allemal die Stelle ein: „Bekränzt war jedes Gottesbild“, und wirklich war mir's oft als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre wallfahrend nach dem Himmelreich. Unter solchen Auspizien begannen wir unsere Reise, und so begonnen mußte sie auch glücklich enden. Wenn sie gleich mit vielerlei Beschwerden verbunden war, und wir uns manchmal in Erwartungen getäuscht fanden, so gewährte sie uns doch häufigen Genuß, und was die Hauptsache ist, führte uns zu einem Ziel, wo sich uns nun wirklich ein Himmel aufthut. O wie muß hier die Kunst gedeihen! wo die reizende Natur und der schöne Himmel beständig des Künstlers Seele in süßer Stimmung erhält, und wo er, von den vortrefflichsten Kunstwerken umgeben, überall aufgefördert wird, der höchsten Vollkommenheit entgegenzuarbeiten.

Wir waren so glücklich, in einer der schönsten Gegenden Roms eine Wohnung für uns zu finden, in der Villa Malta, wo wir fast die ganze Stadt übersehen. Von meinem Arbeitszimmer aus führt eine Thüre in eine besondere Abteilung des Gartens, in die selten jemand außer mir kommt und wo ein kleines Badehäuschen steht, in dem Goethe vordem gewohnt haben soll. Kurz, alles fügt sich nach unserem Wunsche, und es scheint, als ob das Schicksal uns hier ein paar recht glückliche Jahre zugedacht habe; ich will denn nun auch nicht daran denken, wie lange es dauert, will fleißig sein, als ob ich schon in einem Jahre fort müßte, aber ruhig genießen, als ob ich zehn hier zu verleben hätte. So will ich mich ganz wieder in meine Kunst versenken wie ehemals, und der gütige Himmel wolle alle Wünsche in meinem Herzen tilgen, die mich irgendwie davon abführen könnten.

I pag. 162.

Rom, den 10. Oktober 1810.

An Sutter.

Übersiedelung in das Kloster St. Isidoro. Studium der Klassiker.

Seit ich Dir zuletzt schrieb, sind wir aus der Villa Malta fortgezogen in ein Kloster des St. Isidorus, wo wir das herrlichste Leben führen, in frommer Eintracht, wie es Klosterbrüdern geziemt, ganz ausschließlich unserer Kunst obliegend. Ach, lieber Bruder, ich erkenne vollkommen, wie ich auch

hierin so sehr über mein Verdienst glücklich bin, und ich mache mir fast Vorwürfe, wenn ich mich mit Euch vergleiche, die Ihr so manches entbehren müßt; aber da mir Gott soviel Glück schenkt, so halte ich es auch für Pflicht, seine Gaben zu genießen, und suche mir den Aufenthalt in Rom so vielseitig wie möglich zu machen, soweit es mich nicht von meiner Kunst abwendet. Darum schaffe ich mir auch nach und nach eine kleine Sammlung römischer und griechischer Autoren an, die ich mit vielem Genuß lese. In Rom macht natürlich das Lesen des Horaz, des Cicero u. s. w. doppelt starken Eindruck, und habe ich mich fast zu hüten, daß daß ich nicht zuviel Zeit darauf verwende . . . Doch kann der klassische Geist, der uns aus diesen Werken anspricht, gewiß auch auf den Künstler nur guten Einfluß haben. Das Lesen der besten Dichter bereichert die Phantasie; aus den Rednern lernt man den Nationalgeist kennen; die philosophischen Bücher hellen den Geist auf und führen zugleich auf das Erhabene, Überirdische; und ich meine, daß ein vollkommener Künstler gar nicht ohne Philosophie gedacht werden kann, so wenig wie ohne Poesie. Hier aber muß man besonders, um die Überreste aus der altrömischen Zeit genießen zu können, durchaus die Geschichte einigermaßen kennen, und zu dem Ende lese ich auch den Livius in der Ursprache. Wenn man dann einen Gang über das Campo vaccino macht, unter den Triumphbögen und Tempeln, dann lebt die alte Welt erst recht vor einem auf, man wandelt unter kolossalen göttergleichen Gestalten und vergißt die kleinliche Gegenwart. O, daß ich diesen Gang einmal mit Dir, Du Geliebter, machen könnte! Wie würdest Du staunen über all diese Bogen und Säulenordnungen! — —

I pag. 168.

Rom, den 9. April 1811.

An Sutter.

Einführung Wintergersts in Rom.

Mit triumphierendem Jubel melden wir Dir, daß unser lieber Wintergerst von Gott geleitet glücklich in unserem Kloster angelangt, und daß somit meine Prophezeiung eingetroffen ist: Wintergerst sei dazu geboren, nach Rom zu kommen. Sollte denn das, was mir der Geist von Dir sagt, unerfüllt bleiben? O habe nur Glauben! Wir sehen ja, wie der Himmel unsere gute Sache schützt und fördert, und wir werden gewiß unseren Bund noch vollständig auf diesem heiligen Boden vereint sehen; denn von hier aus — von den herrlichen Werken unserer großen Väter, muß der neue Geist der Kunst, dessen wahrer Gott die Natur ist, ausgehen und allen Völkern gepredigt werden.

Am Sonnabend nach des Freundes Ankunft hatten wir unsere gewohnte Zusammenkunft und sahen, was er von Dir und seinen eigenen Arbeiten mitgebracht hatte. Deine beiden vortrefflichen Zeichnungen und

Dein liebevoller Brief waren uns ein Balsam, der einigermassen die Wunde heilte, von Dir getrennt zu sein. Und wie erfreulich waren uns Wintergersts Berichte von Deinem Eifer und Deiner unerschütterlichen Standhaftigkeit. O selig bist Du, Freund! Denn das hat Dir Fleisch und Blut nicht gegeben, sondern unser Vater im Himmel.

Sonntag darauf waren wir abends wieder beisammen und feierten bei einem Freudenmahle mit Gesang und Gläserklang die Ankunft unseres treuen Freundes; — den neueren Kunstschulen aber ward ein lautes pereat gebracht, und dabei wurden die Flaschen zertrümmert, zum Zeichen, daß es so der Afterkunst ergehen solle! Wintergerst schwelgt nun im Anschauen der Herrlichkeiten hier und wir genießen alles gleichsam wie neu mit ihm. Da wird denn manche Überraschung für ihn ausgesonnen, und jeder trachtet, eifersüchtig auf die anderen, ihm das Schönste zu zeigen. Auch den Vatikan hat er schon betreten, aber nur die Bibliothek gesehen, in die wir durch besonderes Glück gerade Gelegenheit hatten geführt zu werden, was daher auch er nicht versäumen durfte. Die Werke Raffaels und Michel Angelos aber darf er erst sehen, wenn er vollkommen zur Ruhe gekommen ist. — Wie voll ist er noch von den vielen Kunstschätzen, die er unterwegs gesehen hat, von dem Lobe Bellins, Francias, Pinturichios, Masaccios, Ghirlandajos und Giottos, und wie horchen wir begierig auf jedes Wort, wenn er von Padua, Florenz und Siena erzählt, wo wir nicht waren! — Wenn Du, Lieber, einst die Reise machen kannst, so laß Dir doch von uns zuvor den Weg angeben, und richte es womöglich so ein, daß Du in den wichtigsten Städten einige Tage verweilen kannst, besonders in Florenz und den florentinischen Städten Pisa, Siena, Orvieto, denn dort sind unermessliche Kunstschätze, deren Vernachlässigung man auch in Rom nicht leicht verschmerzt.

I pag. 169.

Rom, den 1. Mai 1811.

An Frau Professor Schwab.

Frühlingsstimmung.

„ . . Ihnen, meine Freundin! wird Ihr lieber Bruder gewiß hinreichend und besser, als ich es imstande wäre, alle die Herrlichkeiten Roms geschildert haben! Sie schreiben mir, daß Sie sich unseren Wohnort und unser Leben so idealisch dächten! Ja, es ist wirklich so! — ich sitze da in meiner kleinen abgelegenen Zelle so still und ungestört, daß ich keinen Menschen sehe noch höre — und wenn ich hinaussehe zum offenen Fenster, durch welches die Insekten ein und aus summen, wie alles draußen prangt im Frühlingssonnenschein, so lacht mir das Herz; die Nachtigall im kühlen schattigen Haine ruft mir Töne zu wie aus einer anderen Welt herüber, und ihr horche ich oft am Fenster des Abends bis spät nach

Mitternacht, oder wenn sie schweigt, so nehme ich meine Guitarre und versuche, ob ich's ihr nachmachen kann. — In der Mitte des Februars schon hab' ich im Freien, umweht von Blütendüften, einen Brief an meine Eltern geschrieben; da mag bei Ihnen noch vielleicht tiefer Schnee gelegen haben! O es ist ein herrliches Land, das Italien! O! und eine herrliche Gabe, wem Gott ein heiteres Gemüt gegeben hat, all den Segen, den er über seine unendlich schöne Natur ausgegossen hat, recht zu genießen.“ — —

I pag. 216.

Rom, den 25. November 1811.

An Sutter.

Ankunft von Cornelius. Klosterleben mit Wintergerst.

Vor kurzem ist hier ein Deutscher namens Cornelius angekommen, dessen meisterhaft ausgeführte Federzeichnungen zu Goethes Faust hier viel Aufsehen erregen. Aber bei aller Sorgfalt der charakteristischen Zeichnung und deren makellosen Vollendung hat er, wie es scheint, Bescheidenheit und ernstes Streben genug, um noch weit mehr hoffen zu lassen. Was mich und unsere Freunde noch besonders zu ihm hinzieht, ist eine gewisse Ähnlichkeit mit Dir. Gott gebe, daß er sich bei näherer Bekanntschaft als einer der Unseren bewähre, denn die Zahl unserer Feinde ist auch im Wachsen, und zu diesen gehört namentlich der berühmte „Maler Müller“, der eine eigene Schrift gegen Carstens herausgegeben hat und diesen unvergleichlichen Künstler überhaupt auf alle Weise angefeindet haben soll, was freilich für uns Grund genug ist, uns seine Feindschaft zur Ehre anzurechnen. Wir aber vertrauen dem stillen Gang der Wahrheit und der ihr innewohnenden unwiderstehlichen Kraft, halten uns ruhig in unseren Zellen, unbekümmert um das, was draußen vorgeht, und streben nach besten Kräften dem Ziele der Vollkommenheit nach.

Abends zeichnen wir Draperiestudien nach Pforrs großem Venetianischen Mantel, in welchem wir wechselweise nach der Reihe uns selber Stellungen machen, wonach die anderen dann zeichnen. Eine interessante Sammlung von Draperien haben wir schon auf diese Weise bekommen, wovon ich Dir bei nächster Gelegenheit eine Probe schicken will, wie auch von unseren Modellakten, für welche man hier Personen aller Art und jeden Alters bekommen kann. Was aber Wien vor Rom voraus hat, ist die unschätzbare Gelegenheit, verschiedenartige charakteristische Köpfe zu sehen, namentlich unter den Griechen, Armeniern und polnischen Juden, was entbehren zu müssen ich hier oft beweinen möchte. Seit Aufhebung der Mönchsklöster würde man hier kaum mehr wissen, wie dem Manne der Bart steht, wenn nicht einige lumpige Bettler aus dem Modellstehen Profession machten und daher auch auf allen Bildern der Franzosen bald

als römische Senatoren, bald als homerische Helden u. s. w. wiederzufinden sind. Es ist wahr, daß der Menschenschlag hier im ganzen unverderbter und ungeschwächter erscheint als in Deutschland, das gilt jedoch, wie mich dünkt, mehr von Weibern und Kindern als von Männern, unter denen man doch auch hier nur selten bedeutende, charakteristische Erscheinungen findet. Weit auffallender ist der Unterschied in der Lebhaftigkeit, sich zu äußern, und in der freien Ungezwungenheit der Bewegungen, besonders in der niederen Volksklasse; denn die gebildete Welt ist hier im Grunde wohl wie in den meisten großen Städten, und wenn man auf unseren Corso geht, kann man ebensogut glauben in Wien zu sein als in Rom. Überhaupt aber habe ich aus meinen bisherigen Erfahrungen das Resultat gezogen, daß der Künstler weit besser tut, seine Beobachtungen auf einen kleinen Kreis zu beschränken und in diesem mit allen Kräften in die Tiefen der Natur einzudringen, als sich auf vielerlei auszudehnen, wobei er leicht zerstreut und aus sich selbst herausgerissen wird, weshalb ich auch, bei meinem leicht (zu) zerstreuenden Charakter, auf alle weiteren Reisen (nach Neapel u. s. w.) gern verzichte.

Während der Abwesenheit unserer Freunde führten Wintergerst und ich ein wahres Mönchsleben, zogen uns von allem zurück und lebten nur der Kunst. Morgens kauften wir zusammen ein; mittags kochten wir abwechselnd selbst unser Essen, das aus nichts bestand als einer Suppe und etwa einer Mehlspeise oder einem schmackhaften Gemüse, und nur durch ernsthafte Kunstgespräche gewürzt wurde. So waren wir zufriedener und glücklicher als tausend Reiche, die mit allen Leckerbissen der Welt sich bis zum Überdruß mästen. Abends machten wir ebenso regelmäßig einen Spaziergang, nicht selten auf den Monte Cavallo, wo wir die unvergleichlichen Statuen der Dioskuren bewunderten und uns bemühten, den Geist recht zu erfassen, der auch so sichtbarlich Carstens und Wächter geleitet und genährt hat. —

I pag 223.

Rom, den 24. Dezember 1811.

Tagebuch.

Weihnachtsabend.

Ein unerwartet herrlicher Tag, als wollte es wieder Frühling werden. — Ich ging aus in der Absicht etwas zu suchen, womit ich den Freunden könnte eine Freude machen, etwa Kupferstiche oder Bücher; fand aber statt dessen eine lateinische Bibel, nach der mich so gelüstete, daß ich sie mir selber zur Weihnacht bescherte und meine deutsche Bibel Pforr gab.

Abends machte uns Pforr eine große Freude mit einer Bescherung, womit er uns überraschte. Mein Madonnenbildchen ward mit Laubwerk verzieret auf einen erleuchteten Tisch gestellt, auf dem für jeden von

uns Geschenke lagen — ich erhielt eine antike Schale mit Orangen und Trauben gefüllt, samt einer Zeichnung von der Gegend bei Bajä, wo sie gefunden worden war.

I pag. 276.

Rom, den 21. Mai 1813.

An Sutter.

W.'s Übertritt zum Katholizismus.

Ich war nämlich vergangenen Herbst kaum von meinem Sommeraufenthalte auf dem Lande in die Stadt zurückgekommen, als ich die Bekanntschaft eines Geistlichen hier machte, eines Mannes, den ich in jedem Betracht ein Muster eines Weltgeistlichen nennen möchte, indem er strenge unverrückte Rechtgläubigkeit mit einer schönen edlen Aufklärung verbindet, unermüdeten Eifer für seinen Beruf besitzt und durch liebevolles Entgegenkommen alle Herzen gewinnt. Ich hatte oft und lange über das Wichtigste dieser Welt, den wahren Glauben, nur bei mir selbst nachgedacht und war auf den Punkt gekommen, zu glauben, daß nur dadurch wieder Eine Herde und Ein Hirt entstehen könnte, welches doch der innigste Wunsch jedes Christen sein muß, wenn alle Menschen des Unterschiedes zwischen Katholiken und Protestanten vergessen würden, welches freilich nur aus Unkunde entstehen konnte, indem es, recht bedacht, Erkaltung von beiden Seiten voraussetzt; allein so dachte ich, als ich die Bekanntschaft jenes Priesters machte. Ich wußte bis dahin von der katholischen Lehre sehr wenig, nichts gründlich, und wollte mich daher bei diesem Priester ein wenig unterrichten, dachte aber nichts weniger, als das, was daraus hernach wirklich folgte. In wenigen Abenden aber bewies er mir die Notwendigkeit einer sichtbaren Kirche so klar und überzeugend, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel und ich nicht begreifen konnte, wie das nicht jeder Mensch erkennen mußte.

Ich setzte meine Abendbesuche fort mit einigen Freunden, und war nach kurzem inneren Kampf durchaus überzeugt von der Wahrheit der katholischen Lehre, daß nämlich nur bei der Kirche die von unserem Herrn geoffenbarten Wahrheiten rein und vollständig aufbewahrt seien, daß es also die Pflicht eines jeden Menschen sei, in ihr die Fülle des Heils zu ergreifen. Welch ein Licht ging mir mit dieser Erkenntnis auf! Ich erkannte nun, warum mit der Reformation auf einmal jener Geist der Einfalt und Frömmigkeit, der aus allen alten Werken aller Kunst und Wissenschaften spricht, wie verwischt, wie verschwunden ist, und statt dessen eine Aufgeblasenheit eintritt und eine Art von Aufklärung, die dem Menschen alle sichere schönere Beziehung raubt, ihn kalt und unempfindlich für die Schönheit und den Einfluß der Künste macht. Kurz, wohin ich sah, strahlte mir neue Klarheit, neue Überzeugung entgegen, und ich wäre auf der

Stelle übergetreten, wenn ich nicht gefürchtet hätte, meine ehrwürdigen Eltern durch einen so plötzlichen Schritt zu hart zu treffen.

Indessen begann ich sogleich einen lebhaften Briefwechsel mit meinem Vater, dem ich meine kürzlich erworbene Erkenntnis sehr ausführlich mittheilte, in der Hoffnung, daß auch er, von dem Gewichte der Gründe bewogen, nicht bloß mir seine Einwilligung geben, sondern selbst mir folgen würde. Dieser Briefwechsel nun, dem ich alle meine Zeit widmete, die mir von Arbeiten übrig blieb, war die Hauptursache meines langen Stillschweigens gegen Dich, theurer Sutter! das Du mir gewiß auch verzeihen wirst. Leider hatten meine Briefe nicht den gewünschten Erfolg. Mein Vater, der in heftigen Vorurteilen gegen den Katholizismus alt geworden ist, opponierte sich heftig dagegen; ich schrieb ihm Briefe über Briefe, immer ohne Erfolg. Seine Antworten indessen waren von der Art, daß sie mich zwar zuerst etwas wanken machten, aber bei näherer Betrachtung nur noch mehr stärkten. Ich entschloß mich daher am Ende, hier im stillen überzutreten, ihm aber meinen Schritt noch zu verheimlichen, bis ich ihn nach und nach würde mehr überzeugt haben.

Der Palmsonntag war der für mich so wichtige, so unvergeßliche Tag, wo ich nach einer viertägigen Vorbereitung in einem Kloster in den Schoß der Kirche aufgenommen ward. Es geschah ganz im stillen, aber was in mir vorging, das sprechen keine Worte aus. Seitdem führe ich ein geregeltes katholisches Leben, und der Genuß der heiligen Sakramente wirkt eine Ruhe und himmlischen Trost in mir, daß ich mit Mut allen Kämpfen, die meiner deshalb warten, und allen Leiden, die sonst der Herr mir schicken sollte, entgegengehe.

I pag. 328.

Rom, den 26. Mai 1814.

An Vogel.

Fest in Villa Borghese zur Feier der Einnahme von Paris.

Wie herzlich wir hiesigen Ortes teilgenommen haben an dem allgemeinen Jubel über den glücklichen und glänzenden Erfolg der Waffen unserer Landsleute und ihrer Alliierten, davon wird Dir das glanzvolle Fest ein Beweis gewesen sein, das die sämtlichen hier anwesenden, den alliierten Nationen angehörenden Künstler und sonstigen Fremden in der Villa Borghese zur Feier der Einnahme von Paris gegeben haben, und davon Du ohne Zweifel schon wirst vernommen haben. Gerne würde ich Dir eine ausführliche Beschreibung davon machen, denn es gehört dieser Tag zu den herrlichsten meines Lebens, und ich weiß gewiß, Du würdest mit dem größesten Interesse meine auch noch so trockene Erzählung lesen, allein aus Mangel an Zeit muß ich mich auf wenige Nachrichten beschränken.

für Cornelius und mich fing dieses Fest, das am 21. April (dem Tage der Erbauung Roms) stattgehabt hat, eigentlich schon am 19. an; indem wir in den zwei vorhergehenden Tagen, in aller Eile, noch ein transparentes Gemälde in kolossaler Größe, nach seiner Angabe, malten, das die Stärke und Gerechtigkeit vorstellte, welche sich einander die Hände reichen und von einem Genius des Sieges bekränzt werden. Jeder von uns malte eine Figur, er die Stärke, eine herrliche, großartige, Raffaels würdige Gestalt, und ich die Gerechtigkeit. Mit welcher Freude wir an dieser Arbeit waren, und welchen Reiz die kolossalische Größe und die Schnelligkeit, in der es entstehen mußte, für uns hatte, kann ich Dir nicht sagen; wir empfanden recht, wie es den Alten mag zumute gewesen sein bei ihren großen Arbeiten, und daß diese Schnelligkeit im Grunde das Wahre ist; den Genius mußten wir noch am Morgen des nämlichen Tages in Gemeinschaft malen, und kaum wurden wir fertig.

Am Mittag strömte denn alles zur Villa, wo eine Tafel für 140 Personen aufs prachtvollste in einem großen Saale gedeckt war. Ein freudiger auffordernder Marsch vom reichbesetzten Orchester gab das Signal, und bald war alles in Ordnung, die neun verschiedenen Nationen, ohne eine strenge Sonderung, waren meistens nach ihren Landsmannschaften beisammen, und wiewohl auch Gesandte und sonstige Ordensträger zugegen waren, so überließ sich doch jeder der ungezwungensten Äußerung der Freude, als plötzlich das bekannte englische Volkslied angestimmt wurde: *God save the king*, aus Artigkeit gegen mehrere anwesende vornehme Engländer, denen man die Ehrenplätze oben an der Tafel eingeräumt hatte; es zuckte mir fieberhaft durch alle Adern, und mit Mühe hielt ich mich in den Schranken des konventionellen Anstandes. Mit dem Essen war man bald fertig; da stand ein Engländer auf, erhob das Glas und rief laut: *Signori miei! alla salute del sommo Pontefice!* und ein unaussprechlicher Jubel, ein unaufhörliches: *Eviva il Papa! eviva Pio settimo!* aus allen Kehlen beantwortete es, begleitet von Trompeten und Pauken; und im Garten hallte ein langer Donner von *mortaletti*, die Reinhardt besorgt hatte, nach, und forderte die Stadt Rom, wo man bereits überall von diesem Feste wußte, auf, an unserem Jubel teilzunehmen. Dann ward die Gesundheit der sämtlichen alliierten Mächte ausgebracht; und Du kannst denken mit welcher Begeisterung. Darauf trank man die Gesundheit der einzelnen alliierten Fürsten, in Beobachtung der chronologischen Ordnung, in welcher sie dem Bunde beigetreten waren, und ein italienischer Dichter begleitete eine jede mit der Vorlesung eines Sonetts. Da diese beendet waren, trat am anderen Ende der Tafel ein junger Improvisatore auf, der die großen Ereignisse der letzten Tage, den Heldennut der Streiter für die Sache Gottes und des Vaterlandes, und die Großmut der Sieger besang; sein Gesang war wirklich oft hinreißend und traf das Herz. Ein jeder war so ganz gegenwärtig und teilnehmend, als hätte der eine im Namen aller gesungen, die allgemeine Rührung war unbeschreiblich, Be-

kannte und Unbekannte umarmten einander, eine Nation wünschte der andern Glück, jeder hatte nur das allgemeine Wohl, die wiedererrungene Freiheit im Auge.

Die Deutschen konnten die Gesundheiten nicht satt bekommen; bald trat dieser auf, bald jener, eine auszubringen, aber der Lärm und Jubel war so groß, daß man die Stimmen nicht mehr unterscheiden konnte; da sprang Reinhardt auf die Tafel und leerte auf das Andenken des unglücklichen, aber unsterblichen Hofers ein Glas, darauf auf das Andenken des heldenmütigen Schill und seiner braven Gefährten, die als Opfer fallen mußten, und so manches anderen noch, immer unter Begleitung der Bande und des Donners der mortaletti.

Indessen war es Abend geworden. Da verlor man sich nach und nach in den Garten, wo das transparente Gemälde aufgestellt war unter hohen Eichbäumen. Dies war bald ein neuer Mittelpunkt der Freude; man rief die Musik und so ward nach Herzenslust getanzt. Die Ausgelassenheit läßt sich kaum größer denken als sie dort statthatte, und dennoch behielt alles den würdigsten Charakter, so daß auch nichts Ungeziemenes vorfiel.

Später abends fand man sich wieder im Saale ein; auch dort ward noch getanzt, und manches deutsche Volkslied gesungen; man jubelte bis spät in die Nacht und kehrte endlich bei sternheller Nacht zurück. Die Porta del Popolo war schon längst geschlossen, sie mußte geöffnet werden, und so zogen wir mit Gesang und Klang, mit Trompeten und Pauken und Beckenschlag zum Tore ein, und den Corso hinauf. Die halbe Stadt ward aus dem Schlafe aufgestört durch den Jubel, und in wenigen Sekunden sah man den schon erstorbenen Corso von unzähligen Lichtern erleuchtet. Der Zulauf von Gesindel ward so groß, daß wir schlimme Folgen fürchteten und deshalb einhielten, und am andern Morgen waren wir froh, daß weiter kein Unglück geschehen war, als daß der Pöbel einem berühmtesten Jakobiner im Corso die Fenster eingeworfen hatte. So endigte das schönste Fest, das ich je geteilt habe, und wie ich es schwerlich wieder erleben werde. Wie denn aber keine irdische Freude vollkommen sein kann, so fehlte mir auch da, daß ich es nicht mit Euch, meine entfernten Freunde, teilen konnte.“

I pag. 328.

Rom, den 17. Juli 1815.

An Sutter.

Dürerfeier.

Was aber nun unser Treiben hier anbelangt, so muß ich Dir noch erzählen, daß wir am 20. Mai, als dem Geburtstage unseres großen und nie genug gepriesenen Dürers, diesem erhabenen Patriarchen zu Ehren

ein begeistertes Fest gefeiert haben. Scheffer hat diesen Einfall zuerst gehabt; da es aber wegen mehrerer Ursachen bei ihm nicht recht schicklich war, so ward es bei Cornelius gehalten. Es war das Bildnis des unsterblichen Meisters aufgehängt, umkränzt mit einem dicken Eichenkranz, in welchem die Werkzeuge der verschiedenen Künste, welche er ausgeübt, als Attribute angebracht waren, nämlich: Palette und Pinsel, Grabstichel, Possierholz, Zirkel und Winkelmaß, Feder u. s. w., und unter demselben lagen auf einem Tische die besten seiner Kupferstiche und Holzschnitte, die wir alle zusammengetragen hatten. Auch eine Lebensbeschreibung von ihm war vorhanden, aus welcher vorgelesen wurde zur großen Freude und Erbauung aller. Später dann war bei hellem Gläserklang der abwesenden Freunde gedacht, und beschlossen, alljährlich diesen denkwürdigen Tag festlich zu begehen, als der am meisten geeignet ist, die Begeisterung in deutschen Herzen neu anzufachen. Auch Dich fordere ich daher auf, diesem Gelübde beizutreten, zur Ehre des großen Meisters sowohl, als zur Belebung einer neuen deutschen Kunst. Es wohnten diesem unvergeßlichen begeisterten Feste bei: Cornelius, die beiden Brüder Schadow, Dein Landsmann Schaller, Scheffer, Platner, Ruschenweyh, Veit, Sieg (Maler aus Magdeburg, der seit einiger Zeit an unseren wöchentlichen Zusammenkünften teilnimmt), und ich.

I pag. 377.

Rom, den 5. Mai 1816.

An E. Vogel.

Der Vatikan nach Rückkehr der nach Frankreich entführten Kunstwerke.

„ . . Es ist Sonntag nachmittag, indem ich dieses schreibe, und ich bin noch ganz voll von dem, was ich heute morgen aus dem Vatikan heimgebracht habe, aus diesem wahren Feenpalaste, und da scheint es mir ein passendes Stündchen, diese Fülle in Freundesbrust auszuschütten. Du wirst Dich vielleicht wundern, daß ich Dir vom Vatikan erzählen will, der Dir ja so gegenwärtig noch sein muß, als hättest Du ihn heute erst mit mir zuletzt betreten; allein ich sage Dir, und ohne Übertreibung, Du kennst ihn noch gar nicht; denn was Du gesehen, das war gegen den jetzigen, den eigentlichen Vatikan, etwa was ein bis auf Haut und Knochen zusammengefallener siecher Körper gegen einen Leib, der in voller Blüte der Jugend und in kräftiger Fülle der Gesundheit prangt. Und vornehmlich an Sonn- und Donnerstagen, wo der ganze Vatikan seit einigen Tagen nach neuer Einrichtung des Papstes unentgeltlich für jedermann offen steht; doch ich muß Dir meinen ganzen heutigen Gang beschreiben.

Laß uns denken, wir gingen Arm in Arm jetzt in der hohen, prachtvollen Kolonnade, und träten ein in das Haus der Häuser, in jenen Hof, wo schon von weitem die lieblichen Logengemälde entgegenleuchten. Wir

gehen durch die Logen des Giovanni da Undine, zuerst, so ist die Ordnung, in das Museum. Schon der Gang der Inschriften ist nicht mehr der alte! Überall Torfos und Sarkophage, ausgesuchte Säulen, Kapitelle und Cornischen; dann das schon überreiche unabsehbare Museo Chiaramonti, noch mehr bereichert von Bruchstücken aller Art! Sieh, wie es überall wimmelt von Volk, jeder Eingeborene freut sich des National-Eigentums, jeder Fremde des Welt-Eigentums, das auch ihm mitzugenießen freundlich vergönnt wird, ohne daß ihn Custodi mit hohlen Händen belästigen, nein! in festlicher Kleidung sind sie nur zugegen, ihm den Genuß zu erleichtern. Keine toten Gipse starren Dich mehr an, nein! der Marmor atmet Dir entgegen; ein jedes scheint Dir zuzujubeln: auch ich habe meinen alten Ehrenplatz wieder! — Ach! und blickst Du hinaus aus diesem Tempel, so scheinen die Berge mitzujuchzen, und alles grünt und blüht und duftet, als wäre der Himmel zur Erde herabgestiegen!

Du kennst sie, diese heiteren Gemächer, des Apollo, des Laokoon, den Saal der Musen, die große Rotunde, wo das porphyrene Becken; überall siehst Du zurückgekehrte Meisterwerke! Auch der großen Türen mußt Du Dich noch erinnern, durch die man aus diesem letzten Saal hinausgeht, wo eine marmorne Doppelstiege hinaufführt in den oberen Teil zu den vielen Vasen aus den kostbarsten Steinen, von rosso antico, Jaspis u. s. w. Sieh nur hier am Eingange dieses Saales diesen Anblick! Versuch es, ob Dein Auge das Ende dieses unabsehbaren Ganges erreicht! Alles steht Dir offen! Laß uns weiter gehen! Sieh, erst jetzt, da der ganze Prachtsaal hinter uns liegt, erst jetzt ermißt das Auge die ganze Länge dieser Flucht und traut sich selber nicht; auch durch den Saal der Kandelaber gehen wir hindurch, da dehnt sich vor uns noch der gewaltige Gang der Landkarten — ich weiß nicht, ob Du ihn jemals sahst; sonst war er unwichtig, denn die Wände standen nackt da, und war man am Ende, so mußte man, unbelohnt, die ganze ermüdende Strecke zurückmessen. Jetzt ziert ihn eine Doppelreihe von unzähligen Hermen, und bist Du am Ende, so öffnet sich Dir ein Heiligtum, wie die Welt kein zweites aufzuweisen hat: eine Reihe von Zimmern, die für die Raffaelischen Tapeten eigens gebaut und eingerichtet und nun mit denselben auf eine Weise bekleidet sind, die diese Wunderwerke erst recht verständlich oder doch genießbar macht; das erste enthält die aus der Apostelgeschichte, die auf glatten Wänden nebeneinander ausgespannt sind, so daß sie nur durch die aufgezogenen grünen Vorhänge von einander getrennt sind, und die ganzen Wände übrigens bis hinunter auf den Boden genau ausgefüllt sind. Ich sage Dir, man hat von diesem Anblicke gar keine Vorstellung, und vergebens würde ich es versuchen, es Dir anschaulich zu machen. Das letzte nun dieser Zimmer grenzt unmittelbar an die Stanze, wo der Burgbrand gemalt ist, auch hier ist alles offen, und höchst überraschend ist die Verbindung, die nun wieder unmittelbar in das Herrlichste versetzt, was je die Freskomalerei geliefert hat. Doch wir sind noch lange nicht zu Ende;

denn bist Du nun die ganze Reihe der Raffaelischen Stenzen durchgegangen, so führt Dich eine Seitentür im Saal der Konstantinschlacht erst noch in die kleine Kapelle des Fra Angelico de Fiesole, von da kommt man wiederum in die Raffaelischen Logen, und steigst Du nun wiederum hinab, so schließt den Zauberkreis, gleichsam als letztes, schönstes Glied der Kette, die Sala Borgia, in der die zurückgekehrten Bilder aufgestellt sind, die Madonna von Foligno, die Transfiguration, die Krönung der Maria, ein Jugendgemälde Raffaels u. s. w. Diese Dir einzeln zu beschreiben, verspare ich auf ein anderes Mal, für heute nimm mit diesem Überblick des Ganzen fürlieb.

Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

(Mortimer in Maria Stuart.)

Von neuen Errichtungen vergaß ich noch Dir zu sagen, daß in den Logen jetzt große Glasfenster gemacht sind, nach dem Sprichwort: „Wenn die Kuh gestohlen ist, so schließt man den Stall.“ Auch stören diese Fenster von unten sehr den Eindruck der Architektur, der, wie Du weißt, so grandios und heiter zugleich war. Am Eingange der Logen ist auf einer Säule Raffaels Marmorbüste aufgestellt, ich glaube, ein Geschenk von Canova, doch nicht von ihm gearbeitet und sehr mißlungen.

Eine andere bedeutende Verschönerung Roms ist die Erweiterung des Spazierganges auf Trinità de' Monti, der zu Deiner Zeit sich nur bis an die Villa Medicis erstreckte, nun aber von da geradeaus fortgesetzt ist über den ganzen Monte Pincio bis zur Porta del Popolo hinunter; eine Anlage, die zuerst von den Franzosen unternommen ward, aber unter ihnen nur bis zu einer gänzlichen Umwühlung des Bodens gedieh, dann aber vom Papste fort- und durchgeführt ward, bis nun seit kurzem eine geordnete, von breiten Wegen durchschnitene Baumpflanzung daraus entstanden ist, die nach dem Zeugnis aller Reisenden zu dem Schönsten gehört, was es in der Welt gibt. Dort ist jetzt unser täglicher Spaziergang am Abend, wo sich die löbliche Tedescheria zusammenfindet.

I pag. 388.

Rom, den 2. Juli 1816.

An Vogel.

Freskomalerei in Casa Bartholdi.

„. . Was nun unsere Freskomalerei anlangt, so haben wir zwar noch nicht angefangen zu malen, allein Cornelius hat bereits seinen ersten Karton beendigt, und ich bin nahe dran, den meinigen zu beendigen. Veit hat schon eine Probe im Freskomalen auf einer Schieferplatte gemacht, da er mit seinem einfacheren Gegenstand zuerst fertig war. Unterdessen

arbeiten die Maurer schon an der Vorrichtung der Wände; blecherne Paletten sind bereits angeschafft, an Pinseln wird gearbeitet, Farben werden eingekauft; und in kurzem werden wir auf unseren Gerüsten dastehen und in Gottes Namen drauflos malen. Wir sind alle darüber sehr glücklich. Schadow fränkelt leider wieder, und weil er dadurch hinter uns zurückbleibt, wird er oft von Schwermut angefochten. Mir fehlt nichts, als daß ich über meine Lieben in der ferne beruhigt werde, um ganz glücklich zu sein.

I pag. 401.

Rom, den 29. März 1817.

An Vogel.

Fresken in Villa Massimo.

„... Es hat nämlich ein römischer Edelmann, der Marchese Massimo, durch unsere Arbeit bei Bartholdi Lust bekommen, eine Villa, die unweit des Laterans gelegen, ausmalen zu lassen, und hat dazu einstweilen Cornelius und mich ersehen. So rühmlich aber dieser Entschluß an und für sich ist, so schön ist die Idee, die er für die Art der Dekoration seiner Villa hat. Da es nämlich vier Räume sind, eine Vorhalle und drei Zimmer, so will er darin die vier ausgezeichnetsten italienischen Dichter (Dante, Tasso, Petrarca und Ariosto) in Bildern aus ihren Werken verherrlichen. Wahrlich eine Idee, die einem römischen Marchese Ehre macht. Doch werden vorderhand nur zwei Zimmer ausgemalt, die zu den Seiten der Vorhalle liegen, zwei Zimmer von gleicher Größe in schönem Stil gebaut, sowie auch die Vorhalle, in die man durch drei offene Bogen, nach Art der italienischen Villen, unmittelbar aus dem Garten eintritt, von schönen Verhältnissen ist. In einem dieser Zimmer nun soll Cornelius Bilder aus der divina Comedia des Dante, und in dem anderen ich aus dem befreiten Jerusalem des Tasso malen. Du kannst Dir denken, wie glücklich uns dies machen wird, wenn es anders zustande kommt, denn das ist doch ein ander Ding, als unsere jetzige Arbeit, da jeder ein ganzes, wenn auch nur kleines Zimmer auszufüllen hat, also auch ein in sich beschlossenes, abgerundetes Ganze liefern kann.“

Peter Cornelius.

Aus: Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken von Ernst Förster.
Berlin, Georg Reimer, 1874.

C. wurde den 23. September 1783 zu Düsseldorf geboren, als Sohn des Galerieinspektors Mloys C. Schon mit 13 Jahren beteiligte er sich an den Akademiestudien unter dem Direktor Peter Langer. Im Herbst 1809 zog er nach Frankfurt, woselbst die sechs ersten Blätter seines Faustzyklus entstanden. Ende August 1811 brach er mit seinem Freunde Keller nach Italien auf und langte am 14. Oktober in Rom an. Hier schloß er sich den „Klosterbrüdern“ (siehe Overbeck) an und beteiligte sich 1815 an den Wandmalereien in der Casa Bartholdi (Josephs Traumdeutung, und Wiedererkennung der Brüder). Sein erstes Quartier war bei der Signora Buti. In anregenden Verkehr trat er mit dem preussischen Gesandten Niebuhr, der damals schon bei seiner Regierung dringend ihm Aufträge für monumentale Arbeiten in der Heimat zu verschaffen suchte. Doch nahm ihn der im Januar 1818 nach Rom kommende damalige Kronprinz Ludwig von Bayern zunächst für seine Pläne (Ausmalung der Glyptothek) in Anspruch. 1819 kehrte C. nach Deutschland zurück und empfing kurz nach seiner Ankunft in München die Berufung als Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie. Er teilte nun seine Tätigkeit zwischen München und Düsseldorf, bis er 1824 das Direktorat der Münchener Akademie erhielt und ganz nach Bayern übersiedelte. 1830/31 hielt er sich wieder zur Fertigstellung des Kartons für das „Weltgericht“ in der Ludwigskirche in Rom auf. Konflikte mit Gärtner u. s. w. verleiteten ihm seine Münchener Stellung. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. führten Unterhandlungen, bei denen Bunsen und A. von Humboldt Vermittler waren, zum Ziel, ihn nach Berlin zu ziehen (April 1841). Mit den Kartons zur Ausschmückung der geplanten Fürstengruft beschäftigt, suchte C. im Herbst 1843 wiederum Rom auf für einige Zeit; im Jahre 1853 gedachte er dauernd nach dort überzusiedeln. Im Jahre 1854 wohnte er in derselben Casa Bartholdi, woselbst seine ersten Fresken entstanden waren. Da sich im Frühjahr 1861 die Aussicht bot auf Wiederaufnahme des Camposantoplanes, der infolge der Ereignisse von 1848 liegengelassen war, kehrte er nach Berlin zurück (Abschiedsfest der deutschen Künstlerschaft in der Villa Malta am 18. Mai 1861). Er starb dort am 6. März 1867.

pag. 117.

Rom, im März 1812.

An Mosler.

Die „Klosterbrüder“.

Was Du mir von dem Gemälde im Dome*) sagst, ist mir eine wahre Erquickung gewesen, denn außer bei den Klosterbrüdern hört man hier

*) Zu Cöln.

nur mit einer gewissen Vornehmheit von der deutschen Kunst sprechen, welches mir um so schmerzlicher ist, da mir das Wesen derselben hier in Italien erst recht in seiner Glorie erschienen und mir immer lieber wird. Ich sage Dir, Mosler, und glaube es fest: ein deutscher Maler sollte nicht aus seinem Vaterlande gehen! Ich habe nun diesen Schritt der Zeit entgegen getan, und es ist gut so; aber lange mag ich nicht unter diesem warmen Himmel wohnen, wo die Herzen so kalt sind, und ich fühl' es mit Schmerz und Freude, daß ich ein Deutscher bis ins innerste Lebensmark bin. Indessen ist nicht zu leugnen, daß hier viel an Kunstmitteln zu holen ist; aber auch viel Verführung ist hier, und zwar die feinste im Raffael selbst. In dieser liegt das größte Gift und der wahre Empörungsgeist und Protestantismus, mehr als ich je gedacht. Man möchte blutige Tränen weinen, wenn man sieht, daß ein Geist, der das Allerhöchste gleich jenem mächtigen Engel am Throne Gottes geschaut, daß ein solcher Geist abtrünnig werden konnte.

Über diesen Punkt ein andermal. Jetzt ein Wort von den Klosterbrüdern. Diese sind eine Gesellschaft ganz vorzüglicher Menschen, die sich für die Kunst und alles Gute verbrüderet haben und musterhaft sich lieben und einander anhängen. Es sind ihrer sechs; fünf davon sind hier, einer ist in Wien. Overbeck aus Lübeck ist derjenige von ihnen, der durch Milde seiner Seele und die Kraft seines edlen Geistes die anderen alle um sich versammelt und für alles Herrliche entflammt hat. Er mag wohl der größte Künstler sein, der jetzt hier lebt, und Du würdest erstaunen, wenn Du seine Arbeiten sähest. Dabei ist er die wahre Demut und Bescheidenheit selbst. Pforr kennst Du schon durch seine Arbeiten; er besitzt das edelste und treueste Herz von der Welt, eine unerschütterliche Festigkeit in Dingen, die er für echt hält; aber auch eine Strenge, die oft ins Herbe geht und ihm selbst sehr nachtheilig ist. Eine Brustkrankheit, die ihn alle die Zeit, seit ich hier bin, aufs Bett hält, macht ihn milder und liebender. Aber Gott wolle ihm seine Prüfungszeit verkürzen und ihm Freudigkeit und Zuversicht geben, die sein edles Herz so sehr verdiente. Vogel aus Zürich ist ein von der Natur aufs rüstigste ausgestatteter Mensch. Mit offener Brust und mit Geist erreicht er alles, was die Natur Schönes, Gutes und Herzliches in die Seelen der Menschen gestreut, um sie zu vereinigen. Er fühlt alle Beziehungen der Herzen gegeneinander so rein und menschlich schön, als ich je bei einem gefunden habe. Dabei besitzt er ein erstaunliches Kunsttalent. Er macht Gegenstände aus der Schweizergeschichte aufs herrlichste. Wintergerst aus Schwaben besitzt nebst einem aufgeschlossenen Sinn für alles Gute und Schöne all jene Tugenden, die jetzt so wenig geachtet und die kleinen genannt werden, die aber im Himmel groß angeschrieben werden: Demut, Treue, Dankbarkeit, Dienstbarkeit bis zur Unterwerfung, Anhänglichkeit und Liebe. Er arbeitet im Stil von Michel Angelo und ist äußerst tätig und eifrig. Colombo aus Venedig ist ein strenger Katholik und einer der edelsten Italiener noch nach altem Schlag. Er

spricht gut deutsch und besitzt ein sehr großes Kunsttalent. Er ist ungefähr erst 6 Jahre an der Kunst und macht ein Bild, das in mancher Beziehung meisterhaft zu nennen wäre. Der in Wien heißt Sutter und soll viel Ähnliches mit mir haben. Ich habe Zeichnungen von ihm gesehen, die alle auf einen ernstern und edlern Geist deuten. Weiter weiß ich nichts von ihm zu sagen.

Auf unserm Weg hierher fanden wir einen in Lodi, namens Hottinger, der auch zu ihnen gehörte, der aber ausgeartet und abgefallen war. Sie bedauerten diesen Verlust einer Seele, wie man billig soll, weil er der größte ist. An seiner Stelle bin ich nun aufgenommen, und ihre Freude darüber ist sehr groß und ungeheuchelt, daß ich es zu den glücklichsten Ereignissen meines Lebens zähle und mir so die Entfernung vom Vaterland erträglicher wird. Auch Du, lieber Mosler, wirst mich beneiden; aber ich hoffe, auch Du sollst einmal zu uns gehören, wie Du es in Deinen Gesinnungen, Deinem Streben und Deiner Vereinigung mit mir auch schon bist. Da aber unser Verein republikanisch ist, so muß und soll ein jeder das Herz eines jeden gewinnen, weil die Liebe das Band ist. Auch kann hier keiner jemand empfehlen; er muß es auf irgend eine Art selbst; dann aber ist er's auch bei allen auf Leben und Tod. Ich mache jetzt Zeichnungen zu dem Liede der Nibelungen und habe heute die Nachricht bekommen, daß Reimer in Berlin dieselben unter sehr vorteilhaften Bedingungen, die ich ihm vorgeschlagen, verlegen wird. Meine Existenz ist also in Italien auf eine angenehme Art gesichert. Ich verkaufe ihm die Platte (Blätter) zu drei bis vier (Gegenständen) jedes Blatt zu 12 Carolin. Das ist honett, nicht wahr? Ich aber meinesteils lasse mir's auch sauer werden, das wirst Du glauben. Dafür wird es auch seinen Zweck, zum Besten unserer Nation ein Saatförnlein zu pflanzen, nicht verfehlen.

pag. 152.

Rom, den 3. November 1814.

An Joseph Görres.

Cornelius' Kunstbekenntnis.

Meine Freunde aus Frankfurt teilten mir die Nachricht mit, daß Sie die Güte gehabt, sich am preußischen Hofe um eine Pension für mich zu bemühen; nehmen Sie dafür meinen herzlichsten Dank, nicht sowohl für die guten Folgen, welche den glücklichen Erfolg dieses Ihres gütigen Gesuchs auf die Ausübung meiner Kunst haben würde, als für den guten Glauben und das Vertrauen, welches Sie zu meinen geringen Fähigkeiten und deren Anwendung hegen. Verzeihen Sie daher, wenn ich, von gleichem Glauben beseelt, mein Herz Ihnen aufschließe und Ihnen einige Worte über einen Gegenstand sage, der es so ganz erfüllt: ich meine die Kunst, und zwar

die unseres Vaterlandes. Leider muß man von derselben sagen, daß sie in der gegenwärtigen Zeit sowohl an wahrer Bildung als an Geist und Leben von den Italienern überflügelt worden, denn der geringste von deren Helden, die freiwillig mitzogen in jenen wahrhaften Kreuzzug, trug, wenn ich's so nennen darf, eine höhere Poesie in seiner Brust, als die ersten Professoren irgend einer hochweisen Akademie, vom Dunstkreise ihrer negativen effektischen Kunsttrumpfkammer unnebelt. Dieses aber scheint mir das schwerste Wort des Gerichts über jedes geistige Streben der Welt, und vorzüglich der Kunst zu sein, denn sie soll ein Teil des Salzes der Erde sein. Ist solches aber dumm geworden, so taugt's fürder zu nichts, als daß es auf die Gassen geworfen, von den Leuten zertraten werde. Nun werden Sie es aber für eine höchst wünschenswerte, treffliche Sache halten, wenn die Kunst in unserem Vaterlande in ihrer alten Kraft, Schönheit und Einfalt erwachte und mit dem wiedergeborenen Geist der Nation gleichen Schritt hielte, ihrer kräftigen, aber dunklen Sehnsucht nach oben still, klar und liebend entgegen käme, keine Kraft brechend, aber jede ordnend, lenkend zum höchsten Einem, als die Aufgabe alles wahrhaft Bildenden, so wie es die wahre Kunst zu allen Zeiten unter allen edleren Völkern auch getan. Unser Vaterland steht auf einem Punkt, wo es einer solchen Kunst nicht entbehren sollte; sie könnte ein mächtiges Organ zu manchem Trefflichen sein! Daß aber solche wieder gleich einem Phönix aus ihrer Asche erstehen kann, daran zweifle ich nicht im mindesten; der Keim liegt tief in der deutschen mütterlichen Erde, und der Frühling naht — erstens und vor allem dieses! Zweitens glaube ich, daß Gott sich aller herrlichen Keime, die in der deutschen Nation liegen, bedienen will, um von ihr aus ein neues Leben, ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Erde zu verbreiten. Drittens: daß die Nation frei ist, frei durch ihre eigene Kraft und Tugend, und durch den Gott, der sie verliehen; sie kennt diese Kraft und sehnt sich nach der Urquelle in allem Positiven, will dieses teure, einzige Gut nicht mehr verlieren und hat eine herzliche Freude an einer jeglichen Frucht, die aus ihrem Schoße hervorgeht. — Viertens: Es hat eine kleine Anzahl deutscher Künstler, gleichsam durch eine göttliche Erleuchtung von der wahren Hoheit und Göttlichkeit ihrer Kunst durchdrungen, angefangen, die verwachsene Bahn zu ihrem heiligen Tempel zu reinigen, um dem vorzuarbeiten, der da kommen wird, um sein Inneres zu säubern von Käufern und Verkäufern. Dieses Häuflein harret auf eine würdige Veranlassung und brennt vor Begierde, der Welt zu zeigen, daß die Kunst jetzt wie einst herrlich ins Leben zu treten vermag, wenn sie nur aufhören will, eine feile Dienerin üppiger Großen, eine Krämerin und niedrige Modeszofe zu sein, wenn sie, durch eine mächtige Liebe überwältigt, einherwandeln will in Knechtsgestalt, mit keinem anderen Schmuck, als dem der Liebe, der Reinheit und der Kraft des Glaubens, als den wahren Adelsbriefen ihrer göttlichen Abkunft.

Was nun aber der freien Entwicklung einer solchen Kunst furchtbar

entgegensteht, ist meines Erachtens erstens: der gänzliche Mangel an Organen höherer Art bei unseren Fürsten und Großen. Sie sind wahrhaft das Kamel, das durchs Nadelöhr soll; ihre Herzen sind nicht, wo die Herzen ihres Volkes sind; zu tief haben sie aus dem Kelch der großen Hure getrunken! Zweitens: der Lügengeist der modernen Kunst überhaupt, der mit seinem negativen Effektizismus, mit der Nichtigkeit und Schwäche unserer Großen aufs vollkommenste übereinstimmt, den insbesondere die fatalen Kunstakademien und deren lederne Vorsteher in unserem Vaterlande, die nur sich, ihre maschinenmäßige Richtigkeit und weiter nichts zum Ziel haben, und alles, was der Staat wichtiges für die Kunst tun will, in ihre Kanäle zu lenken wissen, wo es sich in ihren Schaum und Rauch auflöst. Denn solange die Akademien existieren, ist nichts Ewiges entstanden, und das, was entstanden ist, ist nur in dem Maße gut, als es sich von ihrem Geist und kraftlosen Wesen entfernte. Aber bei dieser inneren Richtigkeit scheint doch dieser lange akademische Philister, bepanzert mit allen Würden des bürgerlichen Lebens, verschanzt hinter tausend Bollwerken und Brustwehren hundertjähriger Autoritäten, unüberwindlich; und selbst die Natur, Raffael und die Alten führt er stets im Munde und beruft sich darauf, wie die Pharisäer auf Mosen und die Propheten. Indessen glaube ich mit der festesten Zuversicht, daß später oder früher ihm ein klein Steinlein an die Stirn appliziert wird.

Jetzt aber komme ich endlich auf das, was ich, meiner innersten Überzeugung gemäß, für das kräftigste und ich möchte sagen unfehlbare Mittel halte, der deutschen Kunst ein Fundament zu einer neuen, dem großen Zeitalter und dem Geist der Nation angemessenen Richtung zu geben. Dieses wäre nichts anderes, als die Wiedereinführung der Freskomalerei, so wie sie zu Zeiten des großen Giotto bis auf den göttlichen Raffael in Italien war. Seit ich die Werke dieser Zeiten gesehen, mich mit ihnen vertraut und mit denen unserer Vorfahren verglichen, so muß ich zwar gestehen, daß letztere Kunst eine zum wenigsten eben so hohe, reine und wahre, vielleicht noch tiefere und gewiß eigentümlichere Intention hat; aber in Hinsicht der ersteren muß ich denen beipsichtigen, die der Meinung sind, daß solche sich in ihrer Natur freier, vollkommener und größer entwickelt hat. Nebst der außerordentlichen und wahren Aufmunterung, welche die Kunst durch die lebhafteste Teilnahme der ganzen Nation genoss, und nebst anderen äußerlichen Ursachen, halte ich die Ausübung der Freskomalerei für die erste, die dieses bewirkte. Natürlich setzte ich innere voraus; denn ist der Geist Gottes nicht mit der Kunst, so helfen alle anderen Mittel nichts, und die größten Anstrengungen und Aufmunterungen sind nichts als Tand. Diesen Geist also vorausgesetzt, ist die Freskomalerei so recht geeignet, alle Elemente der Kunst aufs freieste und größte in sich aufzunehmen, und statt auf dem Weg des leeren Effektizismus bloß unvereinbare Äußerlichkeiten vereinen zu wollen, zieht sie wie in einen Brennpunkt die von Gott ausströmenden Lebensstrahlen zu einem glühenden

Brande zusammen, der wohlthätig die Welt erleuchtet und erwärmt. Und in geistiger und körperlicher Hinsicht gehören ihre Werke demjenigen Flecken der Erde so eigentlich an, wo sie entstanden; sie sind mit Gott, Natur und der Zeit und dem umgebenden Leben im schönsten Einklang, und kein gebildeter Barbar führt sie weg; sie gleichen einem edlen, trefflichen Manne, dessen Kraft und hoher Wert der Menschheit im allgemeinen ein Segen, eine Freude ist. Doch gehört der schönste, wirksamste Theil, die zärtlichste Beziehung seines Lebens einem kleinen, näheren Kreise gewählter Herzen an, die ihn so eigentlich denn doch besitzen. So wäre denn zur Beförderung eines guten Anfangs dieser Sache nichts wünschenswerter und einer kräftigen Verwendung würdiger, als daß man denjenigen, die die Wahrheit in der Kunst mit tapferem Herzen ergriffen und im Kampf ihre Kräfte vermehrt und gebildet, dasjenige Vertrauen schenkte, was sie verdienen, und so vereinte Kräfte, ihrem einstimmigen Wunsche gemäß, zu einer großen, würdigen, ausgedehnten Arbeit in einem öffentlichen Gebäude irgend einer deutschen Stadt gebrauche. Das öffentliche Leben ist ja so arm an allem edlen Schmuck, und soviel Talent und Kraft verzehrt sich in unbefriedigter Sehnsucht nach Tätigkeit und Anwendung; denn was hilft's, daß ein Licht unter einem Scheffel brenne und es soll leuchten vor der Welt; denn es ist Finsternis genug in derselben. Käme aber mein Vorschlag in Erfüllung, so glaube ich voraussetzen zu dürfen, daß dieses gleichsam das Flammenzeichen auf den Bergen zu einem neuen edlen Aufbruch in der Kunst gäbe; dann würden sich in kurzem Kräfte zeigen, die man unserem bescheidenen Volke in dieser Kunst nicht zugetraut; Schulen würden entstehen im alten Geiste, die ihre wahrhaft hohe Kunst mit wirksamster Kraft ins Herz der Nation, ins volle Menschenleben ergössen und es schmückten, so daß von den Wänden der hohen Dome, der stillen Kapellen und einsamen Klöster, den Rath- und Kaufhäusern und Hallen herab alte vaterländische befreundete Gestalten in neuerstandener, frischer Lebensfülle, in holder Farbensprache, auch dem Geschlechte sagten, daß der alte Glaube, die alte Liebe, und mit ihnen die alte Kraft der Väter wieder erwacht sei, und darum der Herr unser Gott wieder ausgesöhnt sei mit seinem Volke. — Dieses, wertester Mann, sind die Worte, die ich Ihnen aus vollem deutschen Herzen über die Alpen ins Vaterland hinüber-rufe. Wollte Gott, der Pfeil ihrer Wahrheit träfe trotz des Redners schwacher Kunst Ihr Herz, und daß Sie der Mann wären, der zwischen uns und unserem Volke dasjenige Vereinigungsband fände, das uns fehlt, um diejenigen Kräfte, die Gott und die Natur uns verliehen, zu seiner Ehre und der unserer Nation anzuwenden und weiter zu entfalten! Schließlich bitte ich Sie um diese meine Offenheit nicht um Vergebung, damit Sie nicht glauben möchten, als habe ich für mich und meinen Vorteil gesprochen; ich lege vielmehr die Hand auf das von diesem Fehler fleckenlose Herz mit der Beteuerung, daß die reinste, wärmste Liebe (wozu Sie einen Maßstab nur in Ihrem eigenen Herzen finden) aus mir gesprochen,

und im Namen vieler reichbegabten, edlen und bewährten Menschen, nicht in meinem; und zu Ihnen, als zu einem der edelsten Organe unseres Volkes. Sie werden es als ein Zeichen unseres Dankes, unserer Verehrung und Liebe freundlich aufnehmen, der ich mich insbesondere Ihrem ferneren Wohlwollen und Andenken empfehle.

Rom, den 3. November 1814.

P. Cornelius,
pittore tedesco al caffè greco.

Jakob Salomo Bartholdy.

Aus: Die Familie Mendelssohn, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern von S. Hensel. 3. Aufl. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Voß), 1882.

B. wurde am 13. Mai 1779 zu Berlin geboren. Mit juristischer und allgemeiner Bildung reich versehen, reiste er 1801 nach Paris, von da nach Italien und Griechenland. 1809 machte er als österreichischer Oberleutnant den Feldzug gegen Napoleon mit. 1813 bis 1815 arbeitete er im Bureau des fürsten Hardenberg. 1815 ging er als preussischer Generalkonsul nach Rom. Hier wohnte er in der Casa Zuccari, Ecke der Via Sistina und Gregoriana, in welcher er den Freskenzyklus von Overbeck, Cornelius, Schadow und Veit schaffen ließ, der sich nunmehr in der Berliner Nationalgalerie befindet. Später wurde er preussischer Geschäftsträger am Hofe zu Toskana. Im Jahre 1825 wurde er pensioniert und starb im selben Jahre am 27. Juli in Rom.

I pag. 115.

Rom, den 6. Februar 1817.

Die Fresken in Casa Bartholdy.

Du willst etwas Näheres von meinen Freskogemälden wissen? Vorläufig folgendes: Als ich hierher kam, fand ich viele deutsche und preussische Künstler von unterschiedenen Anlagen und Talenten, jedoch ohne Gelegenheit, sie auszuüben; keine Arbeit, keine Bestellung, als miserable Buchhändlerzeichnungen und hin und wieder ein Porträt, oder bei denen, die es drängte, zu schaffen, eine kleine, halbvollendete Komposition, oder Gemälde in Öl. Hieraus entstand nicht nur das Übel, daß man jene Künstler nicht kannte, sondern auch das vielleicht größere, daß sie sich selbst nicht kannten, welches bei einer gewissen Schwärmerei und Einbildungskraft oft die Wirkung hervorbrachte, daß sie sich selbst überschätzten. Mich jammerte dieser Zustand, indem ich zugleich die Hilflosigkeit und Unbehilflichkeit dieser Leute einsah. Auf offiziellem Wege war nichts zu tun, mein Einfluß, etwas der Art zu bewirken, unzureichend. Auch hätte ich nicht gewußt, was zu fordern und wie mich bei der Barbarei, die für die Künste zu Berlin herrscht, verständlich zu machen. Also mußte ich mich selbst Aufopferungen unterziehen und auch wohl Kränkungen, die bei keinem Unternehmen, was mehr oder weniger ins Ganze greift, zu vermeiden sind, gewärtigen — und dazu habe ich mich denn mit Freude und Mut entschlossen, so wie mich mein Vaterland immer bereit finden soll, wenn ich ihm nützlich sein zu können glaube.

Die Freskomalerei war die schicklichste, alle Zwecke zu vereinen: 1) ein bleibendes Denkmal der Arbeit, wenn sie gerieth, und zwar zu Rom, dem Mittelpunkt der Künstlerwelt, wo die Wahrheit, ob etwas mittelmäßig, trefflich oder schlecht, sich bald entdeckt, 2) das Mittel für die Künstler, sich selbst kennen zu lernen, und zwar in einem Genre von Arbeit, die eine gewisse Schnelligkeit erfordert und nicht ewiges Retuschieren und Denken und Grübeln zuläßt, 3) Größe der Figuren und Gemälde, die Fehler und Schönheiten aufdeckt, 4) Zusammenarbeiten von mehreren jungen Künstlern, wo einer bei dem anderen wenigstens keine ganz palpabeln Schnitzer durchlassen wird und die Emulation sie anspornt, 5) endlich Brot, um ein Jahr lang ihrem Fache zu leben.

Das Lokal ist schön, helle, heiter, mit einer großen Aussicht über Rom. Weder in den Sujets (Wahl und Anordnung), noch in irgend was, was die Kunst betrifft, habe ich meine Künstler geniert, beim Vorlegen der Skizzen jedoch habe ich ihnen meine Kritiken freimütig gesagt, von denen die meisten angenommen worden sind. — Mein Kontrakt für die auszumalende Wohnung läuft noch 4 Jahre. Nachher, sollten auch meine Verhältnisse in Italien noch dieselben sein, werden die nicht billigen Wirtsleute mich vermutlich so steigern, daß ich nicht werde bleiben können. Auf die Kartons habe ich renonciert. Die Kopien im kleinen schicke ich Sr. Majestät. So habe ich den Künstlern und denen, die um die Sache wissen, gezeigt, daß keine Art Interesse mich leitet. Der Eitelkeit wird man mich auch nicht beschuldigen, denn ich ziehe mich zurück, so gut ich kann, und werde hierin der Undankbarkeit nicht entgehen. Gott weiß es, daß diese Aufgabe mich drückt, und daß ich bei so vielen anderen, die meine Lage notwendig macht, und bei meiner Unfähigkeit zur Ökonomie manche Nacht nicht gut schlafe, aus Sorge, wie ich das viele Geld, was ich verbrauche, zusammenschwindeln soll. Aber die wahrhaft reichen Leute tun ja nichts, oder tun es ungeteilt und für sich. —

Johann David Passavant.

Aus: Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana, zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist. Von einem deutschen Künstler in Rom (J. Passavant). Heidelberg und Speyer. August Oswalds Buchhandlung, 1820.

P. wurde am 18. September 1787 zu Frankfurt a. M. geboren. Er machte 1815 den Feldzug gegen Frankreich mit und suchte sich unter David und Gros zum Künstler auszubilden. 1817 ging er nach Rom. Hier rang sich im lebhaften Verkehr mit den „neudeutschen“ Künstlern bei ihm die Erkenntnis durch, daß es ihm an produktiver Kraft, um Künstler zu werden, mangle, und er wandte sich dem Studium der Kunstgeschichte zu. Nach seiner Rückkehr aus Rom wurde er 1824 in Frankfurt Inspektor des Städelschen Instituts. Seine Hauptwerke sind eine Biographie Raffaels, sowie eine sechsbändige Ergänzung des Bartsch'schen Peintre-Graveur. Er starb in Frankfurt am 12. August 1861.

pag. 82.

Das Künstlerfest zu Ehren des Kronprinzen Ludwig von Bayern

am 12. April 1818.

Wenn von dem Leben und Treiben der jüngeren deutschen Künstler in Rom die Rede ist, so darf eine Begebenheit nicht vorübergegangen werden, welche bei vielen nicht nur eine angenehme Erinnerung zurückgelassen, sondern ihnen auch im kleinen das Bild eines großen, lebendigen Kunstlebens gegeben hat. Es ist hier nämlich die Rede von dem feste, welches die deutschen Künstler in Rom Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen von Bayern an dem letzten Tag seines dortigen Aufenthalts im verflossenen Jahre gegeben haben. Dieser mit wahrhafter Liebe für die Kunst erfüllte Fürst, der ungern viel für vielerlei, aber was er vermag für etwas Bedeutendes in der Kunst verwendet, hatte dadurch die Herzen vieler jungen Künstler gewonnen.

Bald ward von ihnen während seiner Abwesenheit in Neapel beschlossen, ihm zum Zeichen der besonderen Verehrung ein wahrhaft künstlerisches Fest zu veranstalten. Cornelius hatte hierzu erst einige Entwürfe vorbereitet, als der Kronprinz plötzlich und in Eile zurückkam; kaum konnte er uns eine Frist von wenigen Tagen vergönnen. Während dieser Zeit wurde mit dem größten Eifer an den Gerüsten, Transparenten und anderen Verzierungen gearbeitet. Da waren alle kleinlichen Eitelkeiten und Be-

sorgnisse vergessen, oder konnten doch nicht aufkommen; derjenige, der von dem anderen kurz vorher beleidigt worden war, half ihm nun an seiner Arbeit; derjenige, der sonst ungern eine Stunde wegen seiner beschränkten Lage verlor, opferte nun ganze Tage auf, und das schöne Verhältnis von zwei der ausgezeichnetsten Künstler, zwar Freunde, doch auch in gewisser Hinsicht Nebenbuhler, sprach sich wohl nie deutlicher aus, als bei dieser Gelegenheit; denn was fragte Overbeck darnach, daß Cornelius die Komposition zu dem Bilde, welches er malte, fertiggestellt hatte; er führte sie nach besten Kräften aus.

Schon waren viele der Gäste zum Feste in die Villa Schultheis gekommen, als noch alles im größten Treiben war; da rückte der letzte Termin heran, und wie durch ein Wunder war alles zur bestimmten Frist vollendet. Der Donner der aufgestellten Böller zeigte die Ankunft des hohen Gastes an.

Am Eingange des Saales über der Thür war von Sutter aus Wien ein St. Lukas gemalt, und Rückert, welcher dieses Fest durch ein schönes Gedicht verherrlichte, hatte folgende Verse dazu geschrieben:

St. Lukas der Evangelist,
 Der aller Künste Schutzherr ist,
 Stellt heut' hierher als Pförtner sich
 Und heißt, o Herr, willkommen Dich;
 Tritt ein und sieh drinn weiter an
 Was sie zu Ehren dir getan.

Die Thüren sprangen auf, und den Fürsten begrüßte ein fröhlicher Posaunenschall beim Eintritt in den Saal.

Die ganze hintere Wand besetzten drei große und darunter drei kleine transparente Bilder. Das mittlere von Cornelius stellte die Künste in fünf allegorischen Figuren dar; erhöht unter einem Eichbaume saß in der Mitte die Dichtkunst, zu der einen Seite standen die Musik und Malerkunst, zur anderen die Bildhauer- und Baukunst; in der Landschaft sah man rechts eine Stadt mit griechischen Gebäuden, links eine mit solchen der deutschen Bauart. In einem der Seitenbilder waren Repräsentanten der vorzüglichsten Künstler aller Zeiten und Nationen vorgestellt, in dem anderen die ausgezeichnetesten Beschützer derselben; beide gingen im Zuge den Künsten zu huldigen. Gleich vornan standen König David, Homer und Phidias; Wolfram von Eschenbach, Dante, Giotto, Giesole, Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Raffael, welcher dem Albrecht Dürer die Hand gab; auch Holbein, Rubens und viele andere mehr, welche hier alle zu nennen zu weitläufig wäre. Dieses Bild war von Ph. Veit. Das andere, von Overbeck ausgeführt, stellte die Beschützer der Künste vor; da sah man Perikles, August und Mäcen, Karl den Großen, die Päpste Julius II. und Leo X., den Kaiser Maximilian und König Franz von Frankreich. Noch folgten viele andere.

An den zwei Seitenwänden waren über Lebensgröße grau in grau

transparent gemalt vier der vorzüglichsten Gesetzgeber: Moses, von Vogel aus Dresden; Solon, von Rambouy aus Trier; Numa Pompilius, von Lund aus Kiel, und Karl der Große, von Eberhard durch Wach aus Berlin ausgeführt.

Unter den drei großen Transparenten waren noch drei kleine nach Art der Basreliefs angebracht, welche vorstellen, wie die Israeliten die Mauern von Jericho stürzen, wie Simson die Philister erschlägt und wie Herkules den Stall mistet. W. Schadow und Julius Schnorr hatten diese gemeinschaftlich verfertigt. Diese allegorischen Vorstellungen sollten sich darauf beziehen, daß das Echte und Wahre, wenn es tätig ist, immer die Oberhand über das Falsche erhalten wird, und hier besonders inbezug auf das jetzige Bestreben nach etwas Tüchtigem, welches die falschen Grundsätze zu Schanden machen wird.

Der ganze Saal war übrigens mit Gewinden von grünem Laubwerk, Blumen und Früchten, nach Art, wie Giovanni da Udine es in der Farnesina gemalt hat, auf das reichste verziert, wodurch das Ganze ein höchst festliches und heiteres Ansehen erhielt.

Lebendig und freudig und ohne allen Zwang verging das Fest unter Musik, Gesang, Tanz und einem fröhlichen Mahle; selbst die kleine Störung, als sich das Laubwerk durch eine Papierlaterne entzündete, was große Gefahr drohte, die aber bald abgewendet war, gab dem freudigen Betreiben einen neuen Schwung.

Unter dem Donner der Böller und dem lauten Zuruf eines dreifachen Lebewohl verließ Se. königl. Hoheit der Kronprinz, nicht ohne Rührung, die Villa und bald darauf Rom mit den vielen ihm wert gewordenen Künstlern.

Das Fest war vorüber wie ein Traum; aber das Andenken daran wird wohlthätig in allen denen fortdauern, die darin gelebt und im Kleinen das Bild von etwas Größerem gesehen haben. Das freudige Zusammenwirken vieler einzelnen Kräfte, wo jeder nur das Ganze betrachtete und ohne Selbstsucht sich dem allgemeinen Zwecke dahingab; wo aber doch im ganzen ein jeder an seiner Stelle stand und sie ausfüllte; wo auf diese Art in wenig Tagen, wie durch einen Zauberschlag, alles entstanden war: gab manchem das Bild, wie Großes entstehen könne durch gemeinsames Wirken zu einem höheren Zwecke.

Wilhelm Müller.

Nus: Rom, Römer und die Römerinnen, eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano von W. Müller, 2 Bde. Berlin 1820. Dunfer & Humblot.

M., bekannt durch seine zum Teil von Schubert komponierten lyrischen Dichtungen, wurde am 7. Oktober 1794 zu Dessau geboren. Die Befreiungskriege machte er als Freiwilliger mit, studierte in Berlin Philologie und begleitete im Anschluß an seine Studienzeit den Baron von Sack nach Italien. In Rom kam er am 4. Januar 1818 an und verblieb dort bis Ende August. Nach seiner Rückkehr wurde er Lehrer in Dessau und später Bibliothekar des Herzogs. Er starb daselbst am 1. Oktober 1827.

II pag. 164.

Rom, den 30. Januar 1818.

Das „aufgeräumte“ Forum.

Die neuen Reisebeschreiber haben die Aufräumung des Forum Romanum durch die französische Regierung, womit die heilige Statthaltertschaft nachmals fortgefahren ist, weidlich gepriesen. Sie haben in der Abreißung der Hütten, Buden, Lauben und Hecken, die sich einst an die alten Trümmer schmiegt, in der Ausgrabung der Mauern und Säulen bis an den antiken Boden und in der Abscheidung derselben durch steinerne Umzäunungen eine dem heiligen Altertume geziemende Ehrfurcht erkannt.

Dagegen klagen die Römer, und an sie schließen sich die deutschen Maler, über die Verschimpfung des alten Forum. Das schöne Forum, rufen sie aus, man erkennt es gar nicht mehr! Die abgeschmackten Antikler! Da haben sie den schönen Rasen aufgeworfen und runde, tiefe Löcher um die abgeschälten Ruinen gezogen, und gar noch eine Mauer darum mit verschlossenem Tore, als ob ihnen einer das Altertum aus Rom wegstehlen wollte. Und die schönen Rebenlauben und die wunderliebliche Eremitenhütte im Kolosseum! — Wer möchte jetzt noch auf dem Forum zeichnen? — Fürwahr, es hätte nicht lange mehr mit den Franzosen in Rom dauern dürfen, so hätten sie gar die Kirchen niedergerissen, die auf antiken Fundamenten stehen, um nur das pure Altertum aufzudecken; ja, sie hätten die grünen Ranken und Gesträuche und die bunten Blumen von dem Kolosseum heruntergejätet und endlich das moderne Sonnenlicht durch einen ungeheuren übergebauten Antiquitäten-saal von den antiken Trümmern abgeschnitten. — Kann man doch jetzt nicht im Finstern über das

Forum gehen, ohne auf Schutthaufen und in Gruben zu fallen. Und statt der weißen Kinderherden, die sonst auf dem grünen Rasen lagerten, und ihrer braunen Treiber, die den lustigen Saltarello in dem Schatten der Eichen und Linden tanzten, schleichen jetzt nur Reisebeschreiber mit Brillen, Meßstäben und dem Vasi*) über das aufgewühlte Feld.

I pag. 172.

Albano, den 3. August 1818.

Kirchliche Feste in Rom.

Die Feste in den kleineren Kirchen Roms, namentlich in Trastevere, und die in den römischen Landstädten und Flecken haben für mich einen eigenen Reiz, und ich bin ihnen oft, mit Hintansehung berühmter Jeremonien in der Peterskirche und Sigtinischen Kapelle, nachgegangen. Sie sprechen den Geist der Volksreligion viel unverhüllter und unbefangener aus, als diese, in denen die Größe und der Glanz des Tempels, die Macht der Kunst und die Würde der Diener nicht selten eine an sich kleinliche und kindische Feier erheben und verherrlichen. Das Beiwort kindisch ist nicht übel gemeint, und Du magst dafür kindlich setzen, wenn Dir diese Benennung lieber ist: ich weiß in der That nicht recht das passende Wort in diesem Falle zu wählen, denn die neue Ästhetik hat die beiden Begriffe gar zu arg verwirrt. Ein Beispiel wird mich vor Mißverständnissen schützen. Wir Protestanten haben unter allen unseren Festen nur eines, das wir, wenigstens in unserem Hause, gleichsam als Kinder begehen, ich meine das Weihnachtsfest. Die römischen Feste haben aber sämtlich diesen Charakter einer Kinderfeier, wenn wir sie aus unserem strengen männlichen Gesichtspunkte betrachten: da ist kein Unterschied in den Tagen der Freude, der Buße, des Dankes und der Trauer; alle sind sie Spiele, wie die Kinder sie lieben, bunt und laut, mit Puppen, Blumen und Lichtern.

Ich will kein Gewicht legen auf die Krippen des Weihnachtsfestes, die unseren Begriffen näher stehen; aber auch die heilige Woche bietet in einigen Kirchen von Rom Feierlichkeiten zur Schau, die einer fröhlichen Gaukelei ähnlicher sehen, als einem Gedächtnisfeste göttlicher Leiden. In einer kleinen Kirche unfern dem spanischen Plage sah ich eine transparente Dekoration mit dem Berge Golgatha und den drei Kreuzen ausgestellt. Auf jeder Seite der Kirche zunächst diesem Hintergrunde war eine hohe Bühne aufgeschlagen, und auf jeder stand ein wohlgenährter Mönch, der sich recht in dramatischer Form, mit seinem Gegenmann unter den lächerlichsten Verrenkungen des Leibes wie der Stimme über die letzten Leiden des Erlösers besprach. Dazwischen ließ sich bisweilen eine hinter dem Vorhange

*) „Itineraire instructiv de Rome, par le chevalier M. Vasi“, der damalige „Bädecker.“

versteckte wilde Instrumentalmusik hören, die den Rednern Zeit zum Räuspern und Verblasen gab.

Am Abend des Dreikönigtages ist ein Theater ähnlicher Art in der Kirche Araceli auf der Höhe des kapitolischen Berges eröffnet. Der ganze Tempel ist finster, nur hinter dem Vorhange, der die heilige Bühne verdeckt, wanken Lichter auf und ab, und die Leute können die Zeit nicht erwarten, daß er sich hebe: sie drängen sich an die Leinwand, zupfen und ziehen, bücken sich und stellen sich auf die Zehen, um nur einen Blick in die geheimnisvolle Werkstatt zu werfen. Endlich beginnt eine sanfte Musik, alles verstummt und der Vorhang hebt sich. Da sitzt die Jungfrau mit steifem damastenen Rocke und karminroten Backen, ein dickes Wachsbild im Schoße haltend, und umher knien und stehen die heiligen drei Könige in den wunderlichsten Posituren und Kostümen. Die Figuren sind von Holz und mit den grellsten Farben bemalt; dazu hat man sie noch mit Gold und Silber beklebt, das in der hellen Erleuchtung über die Massen flimmert. Der Moment, in welchem die Gruppe dargestellt ist, gibt dem Ganzen ein gespensterhaftes Ansehen von Versteinerungen; denn jeder ist in lebhafter Bewegung begriffen, so daß man beim ersten Anblicke fast vor Überraschung erschrickt, nachher aber die gespannte Ruhe nicht ohne Angst betrachten kann. Einer, der eben auf die Kniee fallen will und im halben Sinken schwebt, erregt besonders viele Teilnahme. Als ich nach geendeter Feier aus der Kirche trat, stand eine kleine musikalische Gesellschaft im hellen Mondenscheine auf der großen Treppe. Zwei Frauen trugen ein dialogisiertes Lied vor, das ein paar Kinder mit einer Laute und einem Triangel begleiteten. Die eine Sängerin stellte die heilige Jungfrau vor, die andere eine Zigeunerin, von der sie mit ihrem Kinde Speise und Lager auf ihrer Flucht begehrt. Ich kaufte mir das fliegende Blatt und stellte mich in den Kreis der Zuhörer, bis das Lied zu Ende war.

Luise Seidler.

Aus: Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler. II. Aufl. Berlin 1875.
Verlag von Wilh. Herz.

Luise S. wurde am 15. Mai 1786 zu Jena geboren. Ihren ersten Malunterricht erhielt sie 1810 in Dresden durch Professor Vogel und später durch Gerhard v. Kügelgen. Sie lernte hier Goethe kennen, der ihr sein ganzes Leben lang zugetan blieb und sie vielfach förderte. Im Sommer 1817 suchte sie mit einem Stipendium Karl Augusts die Münchener Akademie auf, wo sie unter Langer arbeitete. Im September 1818 reiste sie mit dem Züricher Maler Joh. Caspar Schinz (geb. 1798, gest. 9. Aug. 1832 in Zürich) und einer Frau v. Löwenich nach Italien und kam am 18. Oktober 1818 in Rom an. Hier blieb sie bis zum Juni 1823. Der Aufenthalt wurde nur unterbrochen durch eine Reise nach Neapel (Sommer 1819 bis Januar 1820) und Florenz (Juni 1820 bis Oktober 1821). In besonders nahen Verkehr trat sie mit dem preussischen Gesandten Niebuhr und seinem Kreise.

Im Sommer 1823 kehrte sie nach Weimar zurück, wofelbst sie für freie Wohnung und Atelier im „Jägerhause“, sowie ein kleines Gehalt die Aufsicht über die kleine Galerie der großherzoglichen freien Zeichenschule übernahm. Sie wurde als Porträtmalerin sehr geschätzt und fand auch mit religiösen und allegorischen Bildern Beifall.

Während der letzten Jahre ihres Lebens erblindet, beschäftigte sie sich mit der Diktierung ihrer Lebenserinnerungen. Sie starb zu Weimar am 7. Oktober 1866.

pag. 172.

1818.

Eine römische Künstlerwohnung.

Schon der herzliche Empfang, den wir fanden, rührte uns tief, und in freudiger Bewegung erreichten wir das Haus, in welchem Henriette Herz für Frau von Loewenich und mich eine Wohnung gemietet hatte. Es war ein schönes, geräumiges Gebäude, dessen Parterre von einer Familie Pulini bewohnt ward, welche die übrigen Räumlichkeiten zu Künstlerwohnungen eingerichtet hatte.

Ein schwarzbrauner Römer empfing uns; mit ihm kam seine freundliche, blonde Frau, begleitet von sechs schönen Kindern. Der Römer, unser nunmehriger Hausherr, war Bildhauer, nicht selbstschaffend, sondern mehr ein geschickter Bearbeiter des Marmors, und deshalb ein gesuchter Gehilfe der ersten Künstler. Die Frau war eine Apothekerstochter, also nicht von gemeiner Herkunft; trotzdem besaß sie — wie sie gleich bei ihren ersten Worten verriet — nur die gewöhnliche italienische Bildung

des früheren Klosterunterrichts. Die beiden ältesten Töchter, Mädchen von 12 und 13 Jahren, hatten die nämliche ungenügende Klosterbildung, zeigten sich aber bald als gewandt, gefällig und lebhaften Geistes, besonders die ältere, Caroline. Ich wurde in ein großes, feuchtes Zimmer geführt; ein kleinerer Raum, ehemals eine Küche, war daneben; dies sollte meine Wohnung sein. Als ich mir alles anschaute, hatte ich gleich eine echt italienische Überraschung: in einem Kommodenkasten, den ich öffnete, entdeckte ich einen Skorpion, über den mich Todesangst ergriff.

Neben dem großen Gemach, das mir angewiesen war, wohnten Wand an Wand die Historienmaler Schnorr von Carolsfeld und Friedrich Olivier, welche später auch in verwandtschaftliche Beziehungen traten, indem sie zwei Schwestern, Stieffchweslern von Friedrich Oliviers älterem Bruder Ferdinand, heirateten. An die Zimmer dieser beiden Künstler stieß dasjenige der Frau von Loewenich. Schnorr begrüßte in mir sogleich aufs herzlichste die Landsmännin, mit einer Freundlichkeit, durch welche der angenehme Eindruck seines Entgegenkommens noch erhöht wurde. Er war von schlanker Figur; sein Gang und seine Bewegungen waren leicht; sein ganzes Wesen erschien einnehmend und ritterlich; besonders gut kleidete ihn die damals von den in Rom lebenden Künstlern fast allgemein angenommene altdeutsche Tracht. Er bildete den wohlthuendsten Gegensatz zu dem verschlossenen, manchmal schroffen Olivier, der für mich nie etwas anziehendes hatte. Da ich Schnorr mein Leid über die für meine Gesundheit nachtheiligen Zimmer klagte, bot er mir sofort seine sehr freundlich belegene Wohnung an — eine Güte, welche ich mir dankend zunutze machte.

Damit man aber nun nicht glaube, ich habe gewohnt wie eine Prinzessin, so folge gleich hier eine Schilderung meines nunmehrigen Quartiers, welches mich während der größten Zeit meines Aufenthaltes in Rom beherbergen sollte.

Wie fast alle Künstlerwohnungen, war es am Monte Pincio belegen, und zwar auf dem höchsten Punkte desselben, dicht neben der Porta Pinciana, jenem Tore, an welchem einst der blinde Belisar bettelnd gefessen haben soll. Dort stand (und steht vielleicht noch) der vierstöckige Palazzo Guarniere; in diesem befand sich mein Logis, eine Treppe hoch. Es bestand aus einem langen, mit verwitterten Fresken gezierten Saale und einem anstoßenden Schlafzimmer, welches zwei Fenster und einen Kamin hatte. Die Marmorbekleidung der verbindenden Thür, in Folge eines Erdbebens geborsten, klappte weit auseinander. Das Mobiliar war gleich null, man sah weder Vorhänge, noch den Luxus eines Schreibtisches; als Sofa diente eine schmale, strohgeflochtene Bank; die einzige Kommode war grau angestrichen und mit bunten Linien verziert; das Bett, wie gewöhnlich in Italien, so breit, daß drei bis vier Personen Platz darin gehabt hätten. Es bestand aus vier Brettern, die auf eisernen Untergestellen ruhten; auf den Brettern lag ein mit Maisblättern gestopfter Sack, darüber eine dünne, mit Wolle ge-

füllte Matraße. Ein ebenso gefüllter leinener Sack fungierte als Kopfkissen; vervollständigt wurde dieses primitive Ganze durch eine wollene Decke. Das Leinenzeug war stets ungerollt und so grob, wie ein deutsches Soldatenhemd; Andersens „Prinzessin auf Erbsen“ würde wahrscheinlich auf dieser Lagerstatt in der ersten Viertelstunde den Geist aufgegeben haben.

Im Winter wurden die Unnehmlichkeiten meiner Wohnung noch erhöht durch Kälte und Rauch. Das Kaminfeuer des Schlafzimmers reichte nicht aus, den großen Saal, in welchem ich arbeitete, mit zu erwärmen; ich schaffte deshalb einen sogenannten „Ofen“ an, das heißt einen eisernen Kasten, auf dito Stangen ruhend, und versehen mit einem langen eisernen Rohre. Letzteres konnte nirgend anderswo, als zum Fenster hinaus geleitet werden; bei widrigem Winde fehlte es daher nicht an Rauch. Das Heizen mußte dann ganz unterbleiben und die sechzehn Scudi (Speziestaler), womit ich auf dem Trödelmarkt den Ofen teuer erkaufte, trugen ihren Zins nicht ein. Da aber, wer den Schaden hat, für den Spott nicht sorgen darf, so mußte ich noch obendrein die Neckereien meiner Kunstgenossen ertragen, von denen gewöhnlich Philipp Veit, mein verehrter Hausgenosse, der drei Etagen höher in ähnlicher Kalamität steckte, wie ich, meine Stubentür zu öffnen und nach Art der deutschen Schornsteinfeger hereinzurufen pflegte: „Heute wird gefegt“, oder „Heute heizt man nicht!“

Angenehmer war die Wohnung im Sommer, denn ich hatte die Aussicht auf ein reizendes Hausgärtchen, dessen Mauern ganz mit dem saftigen Grün der Limonen überdeckt waren, zwischen denen Blüten und Früchte prangten; in der Mitte befand sich ein klares Bassin. Auf den gut gehaltenen Beeten des Gärtchens wuchsen große Büsche wohlriechender Gewächse, welche bei uns nur als Zierpflänzchen in Töpfen fortkommen.

Wohl war mein italienisches Heim, trotz des nicht unbedeutenden Preises, den ich dafür zahlen mußte, höchst bescheiden und einfach, aber doch — wie glücklich fühlte ich mich darin! Verhältnismäßig genommen, konnte ich übrigens nicht klagen, denn von meinen Kunstgenossen wohnte gewiß keiner besser. Bequemlichkeit galt nichts; man lebte nur, um zu streben.

pag. 180.

Die Damen der deutschen Kolonie. Thorwaldsens Wohnung.

Gleich nachdem ich in Rom angekommen war, besuchte ich Frau Dorothea Schlegel, die Mutter der beiden Veit, deren Ruhm so herrlich im Erblühen war. Sie war geistreich, freundlich und wohlwollend, so daß man sich, trotz ihrer Häßlichkeit und des brennenden Blicks ihrer großen dunklen Augen, doch unendlich angezogen fühlte. Wie Henriette Herz wohnte Frau von Schlegel in dem Hause, welches einst Angelica Kauffmann besessen, und worin diese Künstlerin ihr Dasein beendet hatte.

Eigentümlich war übrigens der Kontrast zwischen Dorothea Schlegel und Henriette Herz. Diese genoß in jeder Hinsicht allseitige Verehrung; über

ihrem ganzen Wesen lag der Zauber der Schönheit und Anmut ausgegossen; echt weibliche Herzensgüte zeichnete sie aus. Ganz Bescheidenheit, ließ sie ihre mannigfachen Begabungen, besonders ihre großen Sprachkenntnisse, selten ahnen. Sie war nicht genial und geistreich, wie Dorothea Schlegel, die von Witz und Leben sprühte. Dorothea imponierte unbewußt; nebenbei verstand sie es meisterlich, jedem etwas Passendes, Liebes und Angenehmes zu sagen. Gern setzte sie fremde Vorzüge ins rechte Licht und suchte dieselben vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Waren beide Frauen beisammen, so überragte die häßliche Dorothea doch die schöne Herz bei weitem. Allein während das Leben der letzteren in unschuldigster Reinheit strahlte, konnte das der Schlegel nicht vor einem strengen Richterstuhle bestehen. Noch eine Scheidewand war da. Der Protestantismus, zu dem sich Henriette Herz bekannt hatte, wirkte trotz aller Vermittelungsverfuche störend auf das sonst so innige Freundschaftsverhältnis der beiden, seit ihrer Jugend miteinander bekannten Frauen, sowie auf deren ganzen Kreis ein. Dorothea war mit ihren acht- und neunjährigen Söhnen in Köln zur katholischen Kirche übergetreten; auch Overbeck und andere damals in Rom lebende Maler waren katholisch, teils durch Geburt, teils durch Wechselln mit dem Glauben. Bitter empfand dies Henriette Herz, und oft schien es mir, als ob Frau von Humboldt (von der ich sogleich näher sprechen werde), so sehr sie die überwiegende Genialität Dorothea Schlegels anerkannte, die arme Henriette durch doppelte Freundlichkeit für manche durch die katholischen Elemente erfahrene Zurücksetzung entschädigen wollte. Auf mich, die im Protestantismus geboren war, hatte der Unterschied der Konfessionen wenig Einfluß; wie mit beiden von mir, jede in ihrer Art, geschätzten Frauen verkehrte ich freundschaftlich mit meinen Kunstgenossen, gleichviel, ob diese Katholiken waren oder nicht.

Noch eine dritte meines Geschlechtes sollte mir merkwürdig und auf mein späteres Geschick einflußreich werden. Die soeben erwähnte Frau von Humboldt, Gemahlin des preußischen Ministers Wilhelm von Humboldt. Diese an Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau brachte mit ihren beiden Töchtern, Gabriele und Caroline, die strenge Jahreszeit in Rom zu. Sie war eine leidenschaftliche Kunstfreundin und hatte sich aus diesem Grunde bei einer Witwe einquartiert, die sich mit ihren vier Kindern davon ernährte, daß sie möblierte Wohnungen an Künstler vermietete. So lebte Frau von Humboldt Wand an Wand mit schöpferischen Talenten — ein Gedanke, der ihr ungemein wohlthuend zu sein schien. Ihre drei Treppen hoch belegenen Zimmer befanden sich im einfachsten Zustande; die Backsteinfußböden waren schadhaft, die Wände nur mit Kalk getüncht, man sah weder Vorhänge noch einen Schreibtisch, noch ein Sofa; das Mobilien bestand aus Strohsühlen, mit Ölfarbe angestrichenen Tischen und Kommoden, sowie zwei kleinen Toilettespiegeln. Die daheim durch jede Bequemlichkeit verwöhnte Frau aß mit der ganzen Hausgenossenschaft — darunter der Maler Schadow und Thorwaldsen — in dem Wohnzimmer

der familie der Vermieterin, welche gleichzeitig als Waschküche und Baderaum, sowie für sonstige häusliche Zwecke diente. Frau Buti (so hieß die Vermieterin) war die allgemeine Mama, auch ihre Töchter, sittig, einfach und schön, benahmen sich bescheiden und anständig; eine derselben heiratete kurze Zeit nachher den Maler Lengerich. Die Unterhaltung bei Tisch war gewöhnlich lebhaft und fröhlich, selbst Thorwaldsens sonst stilles Wesen ward angeregt. Frau von Humboldt hielt keine Equipage, war alle Abend zu Haus und empfing Künstler, Gelehrte und Fremde; nicht lange, so erhielten auch Schinz und ich Zutritt zu diesem Zirkel. Die Unterhaltung, welche die geistreiche Wirtin stets auf Kunstinteressen zu lenken wußte, war stets sehr belebt. Frau von Humboldt bewies sich wie eine Mutter für alle besseren Künstler; wo sie von einem Kunstwerk hörte, versäumte sie nie, es zu sehen. Befand sich der Schöpfer desselben in drückender Lage — in Rom keine Seltenheit! — so vermittelte sie bei seinem Fürsten, oder wo es sonst möglich war, den Verkauf seiner Arbeit, oder Erneuerung seines Stipendiums. So sorgte sie auch kurz vor ihrer Abreise im Frühjahr 1819 für mich, indem sie an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schillers Schwägerin, über meine Fortschritte in der Kunst berichtete und lebhaft ihr Bedauern darüber ausdrückte, daß ich nicht noch länger in Rom verweilen könne; zugleich bat sie Frau von Wolzogen, meinem Fürsten und Wohlthäter Karl August den Inhalt ihres Briefes vorzutragen. Dies geschah, und das Fürwort der Frau von Wolzogen, welche sich überhaupt seitdem warm für mich interessierte und mir nach meiner Rückkehr ins Vaterland die wohlwollendste Gömmerin wurde, hatte den besten Erfolg. Der gütige Großherzog setzte mir für ein zweites Jahr, das ich in Italien verleben sollte, abermals vierhundert Taler aus. Als ich diese überraschende Nachricht erfuhr, beschloß ich sogleich, meinem Wohlthäter in Dankbarkeit ein schönes Staffeleibild zu kopieren, das ihm als angenehmer Gegenstand willkommen sein und meine Fortschritte bekunden konnte. Da mir für den Augenblick die Gelegenheit fehlte, diesen Plan zweckentsprechend ins Werk zu setzen, so mußte ich die Ausführung desselben einstweilen verschieben. Erst im Frühjahr 1821, bei einem längeren Aufenthalt in Florenz, konnte ich auf meine Absichten zurückkommen und diese so würdig ausführen, wie mein dankbares Herz es mir vorschrieb.

Mit Thorwaldsen und Schadow, den schon erwähnten Hausgenossen der Frau von Humboldt, wohnten außerdem noch der zierlich-feine Maler Wach, später Akademiedirektor zu Berlin, und der Kupferstecher und Maler Senff unter einem Dache; alle vier hauseten im ersten Stock. Von ihnen war Thorwaldsen der einzige, der mehr als ein Zimmer hatte, nämlich drei. Im ersten derselben war ein kleines Atelier; Staffeleien mit angefangenen Basreliefs standen darin umher, der Fußboden, die Tische und Stühle waren mit kleinen Figuren bedeckt; nur mit Mühe fand man einen Stuhl zum Sitzen, nirgend etwas, das einem Komfort ähnlich war; weder ein Bücherbrett, noch Schreibzeug noch Schreibmaterialien. Das Schlaf-

zimmerchen war besonders klein; trotzdem stand auch in diesem dicht vor des Künstlers Bett ein Modellierstuhl mit einem angefangenen Bildwerke darauf, an welchem er sogleich nach dem Aufstehen zu arbeiten pflegte. Hinter diesem Zimmer befand sich ein etwas größeres, die schönste Aussicht gewährendes Gemach, mit Gemälden geschmückt, durch deren Ankauf Thorwaldsen bedrängte Künstler unterstützt hatte; auf den Tischen sah man in bunter Anordnung allerlei Ausgrabungen, Vasen, Münzen, Bronzen u. s. w. Aus diesem Raume führte eine Thür zu einer größeren, gewöhnlich unbenutzten Treppe, neben der sich eine Marmortafel befand, in welcher das Datum eines Besuches des Papstes Pius VII. bei Thorwaldsen eingegraben war.

pag. 215.

Künstler-Lebensweise.

Das Leben der Künstler in Rom war überhaupt im großen und ganzen durchaus kameradschaftlich. Als wir erst miteinander bekannt geworden waren, versammelten sich alle sehr oft abends bei mir um des Lichts gesell'ge Flamme; der Tee aus einer großen Blechkanne, deren schätzbare Aquisition mir gelungen war, mundete trefflich. In den gewöhnlichen Wohnungen gab es weder Kaffee- noch Teegeschirr; man kam in Kaffeehäusern zusammen. Tee wurde auch dort nicht verabreicht; nur eine ungeheure Kaffee-kanne brodelte den ganzen Tag am Feuer, da zu allen Stunden Kaffee getrunken wurde. Das Frühstück ließ man sich ins Haus bringen. Ein kleiner, netter Bursche klingelte früh und brachte auf einem gelben Blechbrette für jede Person ein Kännchen — Cucumetto genannt — mit Kaffee, ein Schälchen mit Krumenzucker, ein Glas Wasser und ein Brötchen. Milch gab demjenigen, der sie besonders verlangte, eine allmorgendlich in die Höfe der Häuser getriebene Herde Ziegen ganz frisch. Nach einer Stunde klingelte es wieder; der Kellner kam und holte das Geschirr wieder ab, wobei er das leere Cucumetto auf eine lange Schnur zog, die ihm über die Achsel hing, so daß er endlich mit den Kännchen wie mit einem Schellengeläute ausgestattet war. Viele Künstler, und besonders die, welche ihre Arbeit außer dem Hause hatten, nahmen ihr Frühstück im Kaffeehause selbst ein. Das uns zunächst gelegene hielten vier alte Jungfern, von den Künstlern „Noctuen“ (Nachteulen) genannt, in einem kleinen, ärmlichen, unreinlichen, mit halbzerfallenen Möbeln ausgezierten Lokal, das aber durch seine Lage an einem Knotenpunkte der Straßen, wo die meisten deutschen Maler wohnten, sehr begünstigt war. Hier versammelten sich mehrere der ausgezeichnetsten Künstler, die, nachdem sie gefrühstückt hatten, ihre lebhafteste Unterhaltung oft noch lange vor der Thüre fortsetzten. Dies ergözte mich, da ich sie vom Fenster meiner Wohnung aus beobachten konnte, oft außerordentlich, zumal ich das Perorieren des Landschaftsmalers Rhoden

aus Kassel und das lebhafteste Deklamieren des sächsischen Malers Platner, zu denen die beiden ruhigen Veits und der stille Kupferstecher Ruscheweyh einen drossigen Kontrast bildeten, teilweise verstehen konnte.

pag. 263.

Den 10. Januar 1819.

Leichenzug der Königin Christine von Spanien.

Einmal — und zwar am 10. Januar 1819 — führte mich auch eine nicht gerade religiös zu nennende Angelegenheit in ein Gotteshaus, nämlich in die Kirche Santa Maria Maggiore, wo die sterblichen Überreste der dahingeshiedenen Königin Christine von Spanien ausgestellt waren. Schwarzer, mit silbernen Lilien bestickter Sammet bekleidete Säulen und Wände der Kirche. Angetan mit dem königlichen Prunke, im Silberstoffkleid, mit Hermelinmantel und Krone, ruhte die tote Majestät auf einem schräg abfallenden Katafalk, der ebenfalls eine schwarzsamtene Draperie hatte. Die Quasten an den Zipfeln derselben wurden von vier Prinzen von Geblüt gehalten. Die von Natur kleine Königin nahm sich in der kolossalen Kirche wie eine Puppe aus. Am Morgen des genannten Tages war die Schaustellung zu Ende; um Mittag wurde die Leiche nach der Peterskirche übergeführt, in deren Krypta sie ruhen sollte. Mit dem Schlage zwölf setzte sich der feierliche Leichenzug, dem zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein Trupp Bewaffneter voranritt, unter fortwährendem Glockengeläute in Bewegung; eine Trauermusik erschallte, zahllose geistliche Orden, die Brüder, Fahnen und brennende Kerzen in der Hand, führten ihn an. Der Träger des Kreuzes, in weißem Gewande mit roter Stola und rundem, von beiden Seiten aufgekrempten Hute, ritt auf einem weißen Maultier. Dieses wurde geführt von zwei päpstlichen Dienern, die in kurze Überwürfe von karmoisinfarbenem Damast gekleidet waren. Dann folgte die reichbehängene Bahre mit der noch immer auf dem Paradebette prangenden königlichen Leiche. Unmittelbar dahinter ritten Fürstlichkeiten und Kardinäle (diese zu Maulesel) im größten Pomp; dann sah man auf einem Wagen den leeren Sarg, welcher in der Peterskirche die sterbliche Hülle der Königin aufnehmen sollte. Er war mit einer goldstoffenen Decke behangen; ein reichverzierter Thronhimmel erhob sich darüber. Eine zahllose Wagenreihe mit dem Hofstaat und der Dienerschaft der Königin schloß sich an, in jedem Wagen saß immer nur eine Person; die letzten Kutschen waren leer. Als ich den Zug langsam sich hatte entfalten und die Kirche verlassen sehen, ging ich nach Hause, aß gemüthlich zu Mittag und pflegte der in Rom doppelt notwendigen Siesta. So war fast drei Uhr herangekommen; das fortdauernde Glockengeläute bezeugte indessen, daß der Zug noch immer in Bewegung sei. Ich eilte deshalb, ihm nochmals zu begegnen, und war so glücklich, nahe bei Sanct Peters Dom auf einem

Karren einen erhöhten Platz zu erobern, wo ich das prunkhafte Bild nochmals an mir vorüberziehen sah. Gegen fünf Uhr verkündete der Donner der Kanonen von der Festung St. Angelo, daß der Zug in der Peterskirche angekommen war. Hier geruhte die Majestät zu bleiben, und der bis jetzt in sämtlichen Funktionen mit aller Strenge fortdauernde Hofdienst wurde damit aufgehoben. Jeden Morgen hatten nämlich Arzt, Friseur, Hofdamen, Kammerfrauen, Haushofmeister und Stallmeister sich nach den Befehlen Ihrer Majestät erkundigen müssen, wie wenn die Königin gelebt hätte. Die Antwort war jedesmal gewesen: „Ihre Majestät ruhen.“ Die Küche war wie gewöhnlich bestellt worden, die Pferde standen angeschirrt. Der kurz vor dem Tode der Königin in deren Dienst getretene Friseur hatte nur dreimal die Ehre gehabt, die hohe Frau zu frisieren; dennoch erhielt er, wie alle übrigen Hofdiener, eine königliche Pension.

pag. 267.

April 1819.

Besuch des Kaisers Franz in Rom.

Der Kaiser hatte die Musik im Vatikan „kunstsinig“ gebilligt — wir hofften alles von seinem Besuche unserer Ausstellung. Mühe und Sorgfalt hatten wirklich etwas Bedeutendes zustande gebracht, und mit Stolz blickten wir auf die großartigen Schöpfungen deutscher Kunst. Sämtliche Gemälde erschienen durch Gegensatz und Beleuchtung gleichsam in wahrer Gestalt; vor allem ragte die „Religion“ von Philipp Veit hervor, eine edle, hohe Gestalt, für eine Lünette im Vatikan bestimmt. Das Kolorit, der Charakter, der erhabene Ausdruck ließen nichts zu wünschen übrig; die Kartons zur Casa Bartholdina und teilweise zur Villa Massimo gewannen bei näherer Beschauung immer mehr; ebenso befriedigte Wilhelm Schadows Porträt von Thorwaldsen, von sich selbst und seinem Bruder, dem Bildhauer Rudolf Schadow, welcher letztere seinerseits eine Spinnerin und ein Mädchen, das seine Sandalen bindet, in Marmor ausgestellt hatte. Wach produzierte u. a. eine treffliche Kopie der Vision des Ezechiel nach Raffael; Bernhard, Rehberg und Kösel tüchtige Zeichnungen, Catel einige seiner vorzüglichsten Landschaften u. s. w. Im ganzen enthielt der Katalog 178 Nummern und Namen von 48 Malern, einer Malerin (welche ich selber war), von sieben Bildhauern, vier Kupferdruckern und zwei Erzgießern. Somit konnten wir uns sagen, daß das Ganze würdig und stattlich erscheine, und wohl durfte uns das Herz in freudiger Erwartung höher schlagen. Aber — der Kaiser besah „holter“ nur einmal flüchtig diese Ausstellung, und es erfolgte kein Zeichen irgendwelcher Teilnahme, wogegen später italienische Künstler gewinnbringende Bestellungen und französischen Orden erhielten. Der gute Kaiser hatte freilich so wenig Sinn für wahre Kunst, daß er gelegentlich eines Besuches bei Thorwaldsen diesem auf die Achsel klopfte und ausrief:

„Brav! Brav! Schaun's — man sieht holter, daß Sie ein fleißiger Schüler von dem Canova sind.“ Tags darauf kam auch ein alter General aus des Kaisers Gefolge zu Thorwaldsen, fragte, ob dieser bei Canova „gelernt“ habe und versprach ihm dann sehr huldreich seine Protektion.

Noch einige andere Anekdoten förderte Kaiser Franz zutage; so z. B. hatte er von den in Italien so oft vorkommenden Weinrebenfestons an den Landstraßen den Glauben gehegt, dieselben seien expreß für ihn angefertigt, und eine große Freude für die ihm erzeugte „Huldigung“ ausgedrückt. Auf dem Petersplatz erregten die dreißig Fuß hoch springenden Fontänen seine besondere Aufmerksamkeit. Nachdem er sich eine Weile in ihre Betrachtung vertieft, rief er seiner Begleitung zu: „Schön! schön! i hob nun g'nug g'schaut; lassen's die Wasser alleweil' nur wieder ab!“ Er ahnte nicht, welche Fluten Roms antike Wasserleitungen spenden und hielt auch diese riesigen Fontänen für improvisiert.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus: 1. C. C. J. Freiherr von Bunsen, aus seinen Briefen und nach seiner Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe von Fr. Nippold, I. Band. Jugendzeit und römische Wirksamkeit. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868. 2. Freiherrin von Bunsen, Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Gotha, Perthes, 1881.

B. war geboren am 25. August 1791 zu Korbach. Er studierte in Göttingen und Berlin (unter Niebuhr) Philologie, Philosophie und Geschichte. Dann machte er Reisen nach Paris, Florenz und Rom, wo er mit seinem Lehrer Niebuhr, dem damaligen preussischen Gesandten, zusammentraf. Im Herbst 1817 wurde er an Brandis' Stelle dessen Legationssekretär. Schon am 1. Juli 1817 hatte er Frances Waddington (geb. 4. März 1791 zu Denston Park, Berkshire) als Gattin heimgeführt. Im November 1817 zog das Paar in den Palazzo Caffarelli ein. Als Niebuhr im März 1823 Rom verließ, wurde Bunsen an seiner Stelle preussischer Geschäftsträger. Als am 20. November 1837 der Erzbischof von Köln, Freiherr zu Droste-Vischering, wegen seiner Teilnahme an der ultramontanen Verbindung belgischer Bischöfe und wegen seiner Maßregelung Bonner Professoren abgesetzt und gefangen gesetzt wurde, wurde Bunsen, der um die Zeit des Konfliktes in Berlin war, als Anstifter desselben vom Papste Gregor XVI. angesehen und von ihm nicht mehr empfangen. Er verließ am 28. April 1838 Rom, ging 1839 als Botschafter und bevollmächtigter Gesandter in die Schweiz, 1841 als Gesandter nach England. 1854 auf seinen Wunsch entlassen, verbrachte er seine letzten Lebensjahre in Heidelberg und Bonn, und starb in dieser Stadt am 28. November 1860. Seine Gattin starb am 23. April 1876 zu Karlsruhe.

1) pag. 141.

Rom, den 24. Februar 1818.

Bunsen an Brandis.

Besuch des Kronprinzen Ludwig von Bayern bei Bunsen.

Hier ist's in der Zeit lustig hergegangen, und noch dazu bei mir. Donnerstag sagte mir Ringseis, daß der Kronprinz von Bayern Sonnabend zu mir kommen wolle (wovon ich aber nichts wissen sollte), wenn einige Freunde dort und so lustig wären, wie das vorige Mal. Ich dankte für die Gnade, bat mir aber einen anderen Tag aus, weil man doch aus dem Stegreif keine Lustigkeit kommandieren kann. Aber es ging nicht; ich mußte also zusammenbitten, was ich konnte, und meine Vorbereitungen treffen. Zuerst also suchte ich früh mit der Post fertig zu werden, was denn auch um Aue durch Niebuhrs gütige Einrichtung der Fall war; ich hatte Becker, Cornelius, Eberhard, R. Schadow, Mosler, Müller, Rehbenitz, Schnorr, Rutscheweyh, Koch auf halb bestellt, und Ringseis ebenfalls, der vorher mit dem Prinzen kommen wollte. Mir war eigentlich schlecht zu-

mute, denn es war halb acht, ehe jemand kam, und ich sollte den Prinzen um halb neun erwarten. Ringseis wurde sogleich zum Singen und alle zum Trinken gebracht und alles war im Zuge, als der Prinz mit Senzheim hereintrat. Er wurde mit dem „Landesvater“ empfangen, trank mit allen auf Deutschland, und in einer halben Stunde war die Gesellschaft in einem solchen Zustande von Schreien, Tanzen, Singen und Springen, daß das vorige Mal nichts dagegen war. Jeder suchte sein Scherflein guter Gesinnung dem Prinzen einzuschreiben, es ist aber kein Zweifel, daß Cornelius den Preis davongetragen. Er sagte dem Prinzen derb die Wahrheit, daß er so bleiben und dem deutschen Volk vertrauen müsse, daß man alle verdienstvollen Leute schätzen müsse, z. B. Jacobi. Bei dieser Gelegenheit sagte der Prinz: „Ja, er ist nur ein altes Weib geworden.“ „Das tut nichts,“ erwiderte Cornelius, „es kommt darauf an, was jemand gewesen ist, Hoheit, und getan hat in früheren Tagen.“ „Ja, aber man hat immer zuviel Geschrei von ihm gemacht, weil er gut zu essen gab, gute Küche hatte.“ „Nun, das weiß ich nicht,“ sagte er und brach das Gespräch ab. Später brachte ich die Gesundheit von Niebuhr aus, als dem Freunde und Beschützer der deutschen Kunst und wahren Freund seines Vaterlandes. Cornelius sagte: „Der im stillen die Künstler versorgt.“ Auch tranken wir auf Eberhards Gesundheit (der sehr schöne Kompositionen von ihm selbst auf dem Klavier spielt), als „des alten Herenmeisters“, halb und halb dem Prinzen zum Trotz, denn er schien sich wenig um ihn zu bekümmern, zog wenigstens Schadow viel vor, zu dem ich ihn sagen hörte: „Sie sind der graziöse Bildhauer.“ Er brachte selbst sehr patriotische Gesundheits aus: „Alles, was deutsch spricht, soll deutsch werden — deutscher Sinn — Gemeinschaft.“ Dies machte die Lustigkeit ungeheuer, und ich danke Gott, daß es noch mit Ehren abgegangen ist. Soviel ist gewiß, daß, sobald er weg war (gegen zwölf) alles drunter und drüber ging. In den ersten Stunden hatte ich jedoch Besonnenheit genug, meine Bemerkungen zu machen. Ich bin nicht so entzückt, wie die anderen (Cornelius vielleicht ausgenommen) zu sein schienen. Das Kunstwesen macht den Kronprinzen nicht, und mit Pauke und Trompete und dem „dritten Punischen Kriege“ baut man das heilige römische Reich nicht wieder auf; hinter dem Kunstseifer scheint mir bei ihm ein heftiger Eifer für seinen Willen durchzublicken, und hinter der Deutschheit etwas sehr Bayrisches. Das mit Jacobi kann sich doch nur auf Einflüsterungen der bayrischen Parbei gründen. Ich kombiniere damit, daß Ringseis sich über eine in diesen Tagen an den Kronprinzen geschickte Broschüre: „Über die Wiederaufrichtung gelehrter Abteien“ (worin ein Paragraph heißt: „Von der Verderbtheit der Akademie“ und dabei unter anderem gesagt wird: Die stolzen Ausländer würden zum Affront so vieler würdigen bayrischen Gelehrten hereingekommen — 500 000 fl. haben sie an Gehalt verzehrt — und was ist nicht für Bücher ins lachende Ausland geschickt) nur so äußert: „es sei gründlich genug durchgeführt.“ Gott gebe, daß er Bayern glücklich macht,

aber Deutschlands Heil geht nicht von ihm aus! — Ausgezeichneten, ja nur tüchtigen Verstand habe ich auch nicht bemerkt, sondern vielmehr aufgefastes und aufgerafftes Urtheilen.

2) pag. 113.

Rom, den 18. Juli 1823.

Frau von Bunsen an ihre Mutter.

Der Brand von San Paolo fuori le mura.*)

Die vor drei Tagen stattgefundene Zerstörung von St. Paolo fuori le mura hat uns seitdem so ausschließlich beschäftigt, daß ich kaum über etwas anderes schreiben kann. Meine Mutter war nur einmal in dieser Kirche und hat sie nicht wie ich lieb gewonnen, doch wird sie gewiß der Gedanke bewegen, sie zum letztenmal gesehen zu haben. Das Feuer hat beinahe nichts übrig gelassen und das Wenige in so zerstörtem Zustande, daß es unmöglich sein wird, es zu erhalten, geschweige denn zu restaurieren.

So wie die Mauern und Säulen sich abkühlen, zerbröckeln sie und stürzen in Massen zusammen. Karl war diesen Morgen da, meinte aber, die Wache müsse das Herantreten streng verbieten, da es höchst lebensgefährlich sei. Am 15. waren Maurer und Blechschläger damit beschäftigt, das Dach der Kirche zu reparieren, eine Arbeit, die schon längst hätte geschehen sollen. Man bemerkte, daß sie nach dem Essen in angetrunkenem Zustande hinaufstiegen; nachher brach ein Streit unter ihnen aus, infolgedessen einer der Blechschläger seine Pfanne voll brennender Holzkohlen gegen einen Maurer warf; und so wenig waren sie ihrer Sinne mächtig, daß es ihnen gar nicht einfiel, die Kohlen nachher zu sammeln und in Sicherheit zu bringen; sogar die Pfanne blieb da und ist nun unter dem Schutt aufgefunden worden. Das übrige haben seitdem die Schuldigen alles bekannt. Erst um zwei Uhr morgens wurden die Mönche des nebenanstößenden Klosters von vorübergehenden Landleuten auf das Feuer aufmerksam gemacht, und da sie nun nach Rom laufen mußten und die Wache wecken, um sie durch das Tor zu lassen und dann die Feuerwehr zu sammeln, vergingen zwei volle Stunden, bis letztere mit ihrer einen Spritze und ihren Wasserkarren an Ort und Stelle war. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß es zu spät war — das Feuer wütete rückhaltlos, bis das ganze Dach zerstört war. Der größte und schönste Teil der Säulen fiel in Kalkmassen zusammen, und die, welche noch stehen, sind so verbrannt, daß sie der erste Herbststurm wohl umwehen wird. Die Mosaiken des neunten Jahrhunderts sind noch erhalten, allein eine der kolossalen Säulen von weißem Granit, die den Bogen stützen, welche jene zieren, ist von oben bis unten gespalten.

*) In der Galleria moderna der Akademie zu Florenz befinden sich zwei interessante Ansichten von San Paolo nach dem Brande von der Hand des fr. Vervolet (Nr. 72 u. 73).

Wunderbar nehmen sich diese Mosaiken nun aus, beleuchtet von der hellsten Sonne, während sie bis dahin im Halbdunkel der Kirche kaum erkenntlich waren. Das schöne Tabernakel auf dem Hochaltar — eine Arbeit aus dem 15. Jahrhundert — besteht auch noch unbeschädigt. Merkwürdig ist es, daß wir uns gerade in der Nacht, als die Paulskirche brannte, um 10 Uhr legten, während wir uns in den vorhergehenden vierzehn Tagen beklagt hatten, daß wir aus ein oder dem anderen Grunde bis Mitternacht aufbleiben mußten. Wäre das in jener Nacht geschehen, so müßten wir von unserer hohen Lage auf dem Kapitol aus das Feuer gesehen haben, und dann hätte Karl nicht geruht, bis er die Wachen und Feuerwehr aus dem Schlaf gerüttelt. Die dumme alte Laura, die über uns wohnt, hatte das Feuer gesehen, war aber weder klug noch überlegt genug, um Lärm zu schlagen, obwohl sie sich hätte erinnern können, daß Karl vor zwei Jahren, um dieselbe Stunde, einige Scheunen, die in Brand gerieten, löschen half. Schließlich aber, wenn man bedenkt, daß dieses wenigstens tausend Jahre alte Dach ganz aus Holz bestand und daß das Feuer in diesem Klima und in der trockensten Jahreszeit ausbrach, so ist kaum anzunehmen, daß selbst die Londoner Spritzen und Feuerwehr den Brand zu löschen vermocht hätten.

2) pag. 115.

Rom, den 29. August 1823.

Frau von Bunsen an ihre Mutter.

Der Tod Pius VII.

Der Tod Pius VII. hat großen Eindruck auf die Kinder gemacht; bei ihren Spielen sprechen sie oft von ihm: „Quanto io volevo bene al Papa! e adesso è morto, non vede più, l'hanno messo sotto terra; ma e andato in cielo, da Iddio, e da Gesù Christo, è vero Mama? — è c'è pure lì zia Emilia, e la sorellina, e il fratellino!“ Ich nahm sie mit, um seine Überreste bei Nacht vom Monte Cavallo nach der Peterskirche bringen zu sehen, und sie waren vielleicht die einzigen, die von dem Schauspiel nicht enttäuscht waren. Ich hatte angenommen, daß der Zug aus singenden Priestern, Mönchen, Bettelmönchen und Kardinälen mit brennenden Fackeln bestehen und somit einen großartigen Eindruck machen würde, allein es waren nur ein halbes Dutzend Priester dabei, und der übrige Teil des Zuges bestand aus Truppenabteilungen mit Artillerie, und die Fackeln waren so spärlich verteilt, daß in engen Straßen — wohin das Mondlicht nicht drang — die Prozession nur mit Mühe ihren Weg im Dunkeln zu finden schien. Die wahrscheinlichste Erklärung dieses höchst unpäpstlichen Trauerzuges ist wohl die, daß es in früheren Zeiten, da die Päpste oft ganz anderer Art waren, als Pius VII., durchaus notwendig geworden, Maßregeln zum Schutz der Leiche gegenüber der feindlichen Gesinnung des Volkes zu treffen. Es ist wohlbekannt, daß eine starke Bande

— als sie sich in ihrer Absicht verhindert sah, sich an der Leiche Pauls IV. zu vergreifen — einer seiner Statuen den Kopf abhieb, und ihn dann — nachdem sie ihn in den Straßen zur Schau umhergetragen — in die Tiber warf.

Die Überreste Pius VII. waren einen Tag im Quirinal ausgestellt und drei Tage in der Peterskirche, aber das Gesicht wurde nur während einiger Stunden gezeigt, nachher wurde es mit einer Maske zugedeckt; ich hatte sehr gewünscht, sein Angesicht im Frieden des Todes zu schauen, war aber verhindert hinzugehen, solange es noch zu sehen war. Pius VII. hatte, trotz seines Alters und seiner Schwäche, einen harten Kampf zu bestehen, ehe er zur Ruhe eingehen durfte. Sein Tod — nach längster Lebensfrist — war dem meines seligen Kindchens gleich, das noch auf der allerersten Lebensstufe stand; seine Brust hob sich noch lange krampfartig, nachdem alle anderen Lebensbedingungen aufgehört hatten. Am 17. (er starb den 20.) sagte er zu seinen Ärzten: „Perchè fate tutte queste cose? io vorrei morire; sento bene che Iddio mi vuol richiamare“, und solange ihm die Sprache blieb, hörte er nicht auf, um seine Erlösung zu bitten. Auch wenn er phantasierte, geschah es in Worten der Andacht; und nur Consalvi vermochte ihn aus seinen Phantasien zu wecken. Dieser wachte drei Nächte bei ihm, obgleich selbst in einem so bedenklichen Zustande, daß er in der letzten Nacht zweimal ohnmächtig wurde; doch brachte man ihn nur mit Mühe von der Leiche fort. Ich lasse es mir nicht nehmen, an die Wahrheit seines Schmerzes zu glauben, denn nur ein sehr hartes Herz hätte es vermocht, dreiundzwanzig Jahre das Vertrauen eines solchen Mannes wie Pius VII. zu genießen, ohne ihm zugetan zu sein — und Consalvi ist weder ein harter, noch ein schwacher Mensch. Er hat das Unglück, seinen Mitmenschen zu mißtrauen; aber es sind Beispiele genug vorhanden, daß er moralischer Vortrefflichkeit gegenüber ebenso gerecht sein kann, wie jeder andere verständige Mann.

2) pag. 118.

Rom, den 20. September 1823.

Frau von Bunsen an ihre Mutter.

Totenamt für Pius VII. Konklave.

Am 1. September wohnte ich dem letzten und feierlichsten Totenamt für den verstorbenen Papst bei und war recht befriedigt; der größere Teil des Gottesdienstes fand in der Kapelle statt, in welcher ich — kurz nach unserer Ankunft in Rom — zweimal die Vesper mit meiner Mutter hörte. Ich saß auf der Galerie, welche für die Gesandten und deren Frauen bestimmt ist; alle anderen — ob Freunde oder nicht (denn die guten Tage des Kardinals Consalvi sind vorüber) — mußten im Schiff der Kirche ihr Glück ver-

suchen. Die Kirche war buchstäblich ganz gefüllt, und die Mannigfaltigkeit der Kostüme, wodurch sich Rom stets auszeichnet, gab der Versammlung einen besonderen Reiz. Außer den Kardinälen und Priestern durfte niemand in die Kapelle, so daß alles ungestört vor sich gehen konnte, und das Summen der Menschenmenge schien wie aus weiter ferne zu kommen. Nach dem Schluß der Messe, bei dem das wundervolle Requiem von Pittoni noch herrlicher gesungen wurde, als gewöhnlich, wurde die Feier der Absolution fünfmal, durch fünf verschiedene Kardinäle, wiederholt. Pius VII. wurde fünfmal — als Papst, als Kardinal, als Erzbischof, als Priester und als Diakonus — absolviert; die fünf dabei fungierenden Kardinäle zogen in Prozeßion durch die Kirche, von den päpstlichen Sängern gefolgt, die zwischen jeder Absolution einen Teil eines Psalmes oder geistlichen Liedes vortrugen. Von unseren Plätzen aus hörten wir diese köstlichen Gesänge vortrefflich, aber den meisten — selbst den näher Befindlichen — müssen sie im Getümmel der Menge verloren gegangen sein. Am nächsten Tage gingen wir in die Gemächer des Kardinals Consalvi, im Palazzo della Consulta — gegenüber dem Palast von Monte Cavallo, um die Kardinäle in Prozeßion in die Konklave gehen zu sehen. Dies war wirklich sehenswert. Die Piazza war vollgedrängt von Menschen, zwischen denen zwei Reihen Soldaten einen Weg für die Kardinäle frei hielten. Die beiden majestätischen Statuen in der Mitte, zwischen ihnen der Obelisk, erschienen dadurch kolossaler denn je, daß man sie mit menschlichen Verhältnissen vergleichen konnte. Gerade vor ihnen befindet sich jetzt eine prachtvolle Fontäne, aus dem ungeheueren Granitblock geformt, der, wie sich meine Mutter vielleicht erinnert, in zwei Stücke zerbrochen unter dem Friedentempel lag. Das hochausspringende und mehr in einen See als in ein Bassin herabfallende Wasser glänzte und glitzerte in den Sonnenstrahlen, während die Figuren hoch aufragten, uns ihre Schattenseite zukehrten und lange Schatten über die Menge warfen. Dahinter erhoben sich schöne Zypressen über die Mauern des Colonnagartens, und die Peterskuppel in der ferne vollendete ein Bild, wie es so an Formen, Färbung, Licht und Schatten nur in Rom zu sehen ist. Die Kardinäle traten aus einer kleinen Kapelle, die auf dem äußersten Ende des Quirinalhügels steht, und gingen je zwei und zwei, zu jeder Seite von einem Soldaten der Guardia nobile begleitet, ihnen voran alle diejenigen, welche während der Konklave mit ihnen eingeschlossen werden sollten, sowie die Sänger der päpstlichen Kapelle, die den *Veni Creator Spiritus* sangen. Der Eindruck des Ganzen wäre so schön wie möglich gewesen, wenn nicht am Schluß eine lärmende, unharmonische Militärmusik alles verdorben hätte. Während der drei ersten Stunden nach dem Eintritt der Kardinäle ist es dem diplomatischen Korps, der Geistlichkeit und der Nobilità erlaubt, sie zu besuchen, und es unterhielt Karl sehr, die verschiedenen Komplimente mit anzuhören, wie sie die Etikette bei dieser Gelegenheit erheischt.

Jede einzelne Person wünscht jedem einzelnen Kardinal eine glückliche

Konklave, mit irgend einer Schlußbemerkung, welche die Hoffnung ausdrückt, den Kardinal das nächste Mal in einem anderen Anzug zu sehen — d. h. als Papst. Die Stimmen der Kardinäle werden zweimal am Tage gesammelt; einige Tage nach ihrem Eintritt wurden sie in diesem Vorgang durch die Entdeckung eines profanen Zuschauers gestört, nämlich einer Eule, die sich durch das Fenster der Kapelle Eingang verschafft hatte. Mit vieler Mühe und großer Anstrengung gelang es den Kardinälen, den Vogel der Weisheit aus ihrer Versammlung zu vertreiben, doch nicht ohne die Fensterscheiben stark beschädigt zu haben — woraus dann die große Frage entstand, wie der Schaden wieder herzustellen sei? Geschähe es bei Tage, so befürchtete man die sonderbarsten Vermutungen über den Ursprung derselben, man könnte glauben, die Kardinäle hätten sich gezanft und sich gegenseitig ihre Tintenfässer an den Kopf geworfen. So wurde denn beschlossen, Ihrer Eminenzen Glaser und Blechschläger sollten in der Dunkelheit der Nacht, mit Leitern und Laternen, die Reparatur vornehmen. Eines vergaß man aber, nämlich die Wachen zu benachrichtigen. Diese schlofen merkwürdigerweise nicht, als die Arbeit anfang, und vermuteten sogleich, es seien Brandstifter, welche die ganze Konklave zerstören wollten; sie waren, wie man sagt, auf dem Punkte, auf die Arbeiter zu schießen, als die Sachlage ihnen erklärt wurde — (es muß dies aber eine Verleumdung sein, denn die päpstlichen Musketen waren nie für mörderische Zwecke eingerichtet). Ich gebe die Geschichte wieder, wie sie mit vielen anderen in Rom erzählt wird, kann aber nicht für die Wahrheit einstehen, mit Ausnahme der mitternächtlichen Arbeit. Einer von den Scherzen, zu denen die Geschichte Anlaß gab, ist echt italienisch: die Eule müsse „lo Spirito Santo mascherato“ gewesen sein.

Julius Schnorr von Carolsfeld.

Aus: Briefe aus Italien von J. Schnorr von Carolsfeld, geschrieben in den Jahren 1817—1827. Gotha, fr. A. Perthes, 1886.

Sch. wurde am 26. März 1794 als dritter Sohn des Malers Veit Hans Sch. geboren, der ihm auch den ersten Kunstunterricht erteilte. 1811 besuchte er die Wiener Akademie, sah sich aber dort bei seiner romantischen Richtung auf sich selbst und das Studium der alten Meister angewiesen. Am 23. Januar 1818 kam er nach Rom, wo er zunächst im Palazzo Guarneri, Via di Porta Pinciana, beim Bildhauer Pulini wohnte. Seit November 1819 wohnte er im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol. In der Villa Massimi malte er von 1822—1827 das Zimmer des Ariost aus. Eng befreundet mit Overbeck und Cornelius, blieb er gläubiger Protestant und pflegte eifrigen Verkehr mit der protestantischen Kolonie, Niebuhr, Bunsen, Schmieder u. s. w. Im Dezember 1825 ernannte ihn König Ludwig I. zum Professor der Münchener Akademie. Im Jahre 1827 verließ er, diesem Rufe folgend, Rom, und schmückte in den nächsten Jahren fünf Säle im Erdgeschoß der Münchener Residenz mit Fresken aus dem Nibelungenliede aus. 1846 zog er als Direktor der Gemäldegalerie nach Dresden. Im Jahre 1871 legte er dieses Amt nieder und starb am 24. Mai 1872.

pag. 118.

Rom, den 15. Januar 1819.

An seine Schwester.

Weihnachten und Silvester 1818.

Am Weihnachtsabend waren wir erst beide*) allein in unserer Wohnung. Die teuren Zurückgebliebenen erfüllten unsere Seelen. Ein trostreicher Brief von Ferdinand**) und dessen Kindern war gerade am Weihnachtstag angekommen. Er sagte uns, daß wir in dieser Stunde ihrer denken sollten, wir sollten uns vorstellen, daß es festlich bei ihnen zugehe. Ein buntes Bildchen werde gemalt sein, und ein Tannenbaum mit Lichtern versehen, mit vergoldeten Äpfeln, Nüssen und dergleichen geziert sein. Später gingen wir zu dem edlen Sutter, welcher uns eingeladen hatte, den Abend bei ihm zuzubringen. Für den ersten feiertag Abend waren wir zur Hofrätin Schlegel eingeladen, um Weihnachten mitzufeiern. Ihr Sohn Philipp Veit hatte ein Transparent gemalt, welches vorstellte, wie den Hirten die Geburt des Heilands verkündet wird. In einem anderen Zimmer war auf einem Transparent die Geburt Christi vorgestellt. Es war die Einrichtung so getroffen, daß man in der Türe beide Bilder sehen konnte (die Geburt

*) Schnorr und Friedrich Olivier.

**) Ferdinand Olivier.

Christi war von Herrn Eggers gemalt). Vor letzterem Bilde standen zu beiden Seiten mit Lichtern und allerlei Früchten gezierte Lorbeerbäume. Auf mehreren Tischen waren die Geschenke ausgebreitet. Keiner ging ganz leer aus, jedes bekam wenigstens eine Kleinigkeit; Friedrich und ich bekamen einen großen Kuchen, mit einem Gedichtchen versehen, und einen Wachsstock. Es waren ziemlich viel Leute da, unter anderen Humboldts, welches sehr liebe Leute sind. Nachdem die Lichterchen auf den Bäumen abgebrannt waren und die Geschenke weggeräumt, wurden Sprichwörter durch Pantomimen aufgeführt und Charaden, auf mimische Weise vorgestellt, zum Raten aufgegeben. Der Abend verging sehr lustig. Den Silvesterabend waren wir bei Bunsens. Eure Gesundheit wurde mit dem neuen Jahre getrunken, auf des Vaters seine stieß ich mit Platner an. (Meinen Paten Platner gewinne ich immer lieber, je länger ich ihn kenne.)

Bis jetzt bin ich mit dem neuen Jahr sehr zufrieden, es hat sich sehr gut angelassen. Auch hab' ich schon meine Arbeiten in demselben etwas vorwärts gebracht. Ich arbeite jetzt auch des Abends mit Friedrich zusammen, bis gegen acht Uhr, dann geh' ich gewöhnlich aus, entweder zu Humboldts, wo ich sehr oft bin, oder zur Hofrätin Schlegel, oder wir sind bei unserer Nachbarin Seidler. Die Zeit zu verbringen sind wir wahrlich nicht in Verlegenheit, sie vergeht nur gar zu geschwind; jetzt bin ich bald ein Jahr hier. Der Vater schreibt, man glaube, der junge Quandt werde nach Italien gehen. So ungern Ihr ihn verlieren werdet, so gerne würd' ich ihn hier sehen, gewiß überzeugt, daß er hier volle Beschäftigung nach seinem Sinne fände.

pag. 160.

Rom, den 22. Februar 1820.

An seinen Vater.

Häusliche Einrichtung auf dem Kapitol.

Es sei zunächst darauf abgesehen, Dir ein Bild meines häuslichen Lebens und meines Verhältnisses zu den teuren Hausgenossen in aller Kürze zu geben.

Du weißt, daß Rom auf sieben Hügeln erbaut ist. Einer davon heißt Mons capitulinus, weil das Kapitol daselbst ist. Auf diesem nun oder auf dem tarpejischen Felsen (wie eine Seite des Berges heißt) ist der Palazzo Caffarelli erbaut, welchen ich nebst Friedrich*) und Rehbentz seit Monat November bewohne, die Bunsensche Familie aber schon seit einigen Jahren zu ihrer Residenz erwählt hat. Unser Berg trennt das alte Rom (oder Campo vaccino jetzt genannt) von dem neuen; von unsern Fenstern aus haben wir nun also die Wahl, wo wir hinsehen wollen. Auf einer Seite das Kolosseum, den Friedenstempel, die sogenannten Kaiserpaläste und unzählige andere, mehr oder weniger erhaltene altrömische Gebäude, auf

*) Olivier.

der anderen Seite das neue Rom mit seinen Palästen und unzähligen Kuppeln. Außerdem überschauen wir noch alle die reizenden Berge und Bergketten, welche die römische Campagne begrenzen. Wir sind aber keinesweges nur auf gute Ausichten in die ferne verwiesen, wir haben manches Gute nur wenig Schritte von unserer Haustür. Erstens eine auserlesene und sehr zahlreiche Sammlung antiker Statuen (nicht zu vergessen der herrlichen Statue des Mark Aurel von Bronze, welche auf dem Platz des Campidoglio aufgestellt ist), welche hier auf dem Kapitol aufgestellt sind, noch näher eine Bildergalerie. Ferner eine sehr alte Kirche, ara coeli genannt (welche dem Künstler besonders durch eine von Pinturicchio ausgemalte Kapelle und ein schönes Madonnenbild von Giulio Romano merkwürdig ist). Nicht zu gedenken eines reizenden Gartens dicht an dem jetzt übrigens sehr ausgefüllten Abhang des tarpejischen Felsens. Alle sagen, daß hier bei uns auch vortreffliche Luft ist; es fehlt also durchaus nichts, was unsere Wohnung zu einer der reizendsten in Rom macht. Der Vorwurf der Einsamkeit (denn eigentlich wohnen alle Deutschen am entgegengesetzten Teile der Stadt auf Trinita di monti, wo wir früher auch wohnt) trifft uns durchaus nicht. Denn erstens wohnen wir drei zusammen; ein Treppchen tiefer Bunsen (Niebuhrs Sekretär) mit einer jungen, liebenswürdigen Frau und zwei lieben Jungen, zweitens haben wir Schmieders, die besten Leute von der Welt, ganz in der Nähe. Auch wohnt der Staatsrat Niebuhr, in dessen Hause unsere Gemeinde sich alle Sonntag und Mittwoch abend versammelt, gar nicht weit. Der Einwand, daß die von den Deutschen besuchten Trattorien und Kaffeehäuser im entgegenliegenden Teile der Stadt liegen, trifft uns auch nicht, da wir alles dessen nicht mehr brauchen. Wir führen nämlich unsere eigene Wirtschaft. Wir haben eine alte geprüfte Italienerin (unser Drache genannt) in Diensten; diese kocht für uns und besorgt sonst unter unserer, namentlich unter meiner Aufsicht (denn ich bin Rechnungsführer), unsere Wirtschaft. Den Kaffee machen wir selber, haben also alles im Hause, was wir irgend bedürfen, und wenn wir gehen wollen, so können wir die Gefilde der alten, ehrwürdigen Roma durchwandeln. Außer dem Vorteil, daß wir zum Frühstück, zum Mittagessen nicht auszugehen brauchen und da viel Zeit ersparen, auch in der heißen Jahreszeit der Mittagschwüle ausweichen können, haben wir auch den, daß wir für eben nicht mehr Geld als sonst viel bessere, gesündere Nahrung haben, welches in Rom für die Gesundheit bei einem längeren Aufenthalt ganz erstaunlich wichtig ist. Gewöhnlich essen wir Fleischbrühsuppe, Rindfleisch und Kartoffeln, des Abends etwas Brot und Wein, und dabei befinden wir uns vortrefflich. Betten, Tische, Stühle und was sonst für Geräte (außer das der Küche, das gehört unserer Haushälterin) gehören uns selbst, ersparen daher an Miete sehr viel, denn der Hauszins für das ganze Jahr beträgt für einen nicht mehr als ohngefähr 23 Scudi, da ich sonst 60 zahlte. Freilich bedarf es in manchen Stücken noch der Vervollständigung unserer Einrichtung,

ich zum Beispiel muß bis jetzt noch Friedrichs Güte in Anspruch nehmen, damit er mir von seinem Leinenzeug, als Betttücher, Handtücher und dergleichen, zukommen lasse. Hier kommt die Anschaffung solcher Dinge ungeheuer hoch, ich werde daher schwer dazu gelangen, wenn es nicht möglich ist, entweder aus Leipzig oder Wien durch Gelegenheit etwas zu erhalten. Ferdinand hat schon öfter auf diese Weise Friedrich etwas zukommen lassen, auch für alle drei Servietten und ein paar Tischtücher geschickt. Du denkst vielleicht an mich, wenn sich Gelegenheit darbietet, ein paar Handtücher oder so etwas zu schicken.

Die Zimmerverteilung ist folgendermaßen getroffen. Wenn man unser Treppchen herauf ist, führt eine Thür zu einem Vorzimmer, aus welchem man erstens in Rehbenizens Studium, zweitens in mein Studium, drittens in ein Mittelzimmer, wo wir speisen, gelangen kann. In dem Mittelzimmer sind vier Thüren, erstens die, durch welche man aus dem Vorzimmer gekommen ist, zweitens die, welche zu Friedrichs Studium führt, die dritte führt in Rehbenizens Schlafstube, die vierte endlich zu einem langen Gang, wo in einer Reihe die Küche, das Zimmer unserer Laura (so heißt die Alte) und Friedrichs und mein Schlafzimmer nebeneinander liegen. Über einige andere Appartements wirst Du keine Auskunft verlangen, obwohl ich noch ein niedliches Turmzimmer erwähnen könnte. Du siehst, daß wir geräumig wohnen und darin einen großen Vorteil haben, daß man zu jedem von uns insbesondere kommen kann, ohne eines anderen Zimmer passieren zu müssen. Wer irgend unsere Wirtschaft kennenlernt, findet sie sehr anmutig. Quandts, welche uns eines Mittags (am 3. Januar) die Ehre gaben, unsere Gäste zu sein, lobten sogar unsere Küche. Manchmal denk' ich: wäre doch Jettchen hier, um unsere Wirtschaft zu führen, wie hübsch wäre das!

pag. 167.

Rom, den 27. Februar 1820.

An seinen Vater.

Schnorrs Verkehr. Schmieder. Quandt.

Du kennst nun, teuerster Vater, die Lage unseres Hauses, die Einrichtung unserer Wohnung und Wirtschaft, unser häusliches Glück — ferner bist Du in meinem Studium zu Hause, weißt, was ich arbeite und wie ich arbeiten möchte, und daß ich in meiner Kunst mich glücklich fühle. Wir verlassen also wohl unsern Palast, doch kann ich Dich nicht eher aus diesem Teile der Stadt entlassen, bis ich Dir noch mitgeteilt habe, wie uns hier in der Nähe manche gute Stunde bereitet ist. Die besten Stunden sind die Stunden des Gottesdienstes der evangelischen Gemeinde (welcher ganz in der Nähe in Niebuhrs Wohnung gehalten wird). Schmieder ist einer der achtungswertesten Menschen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind,

und nach meiner Meinung einer der ausgezeichnetsten Geistlichen. Ich habe hierbei mehr die Gediegenheit seiner Predigten und seines ganzen Wesens, als seine Rednerfertigkeit im Auge. Daß er in letzterem nicht immer sich als Meister zeigt, macht wohl hauptsächlich, daß er nicht mehr Beifall findet, als es der Fall ist, wenn nicht etwa sein großer Ernst und seine streng evangelische Lehre es ist, welche den Leuten unbequem fällt. Außer dem sonntägigen Gottesdienst ist noch eine Abendstunde zur christlichen Erbauung bestimmt, worin Schmieder die Lehrsätze der evangelischen Kirche, welche in dem Augsburgischen Glaubensbekenntnis enthalten sind, vorliest und erläutert. Nach diesen Stunden muß ich die Abende erwähnen (es sind wöchentlich ihrer zwei), an welchen wir drei, Schmieders und Bunsen, zuweilen Platner (welcher, im Vorbeigehen gesagt, große Stücke auf Schmieder hält), die Bibel gemeinschaftlich lesen. Dienstag Abend sind wir bei Schmieders, Sonntag Abend bei Bunsens versammelt. Sowohl Schmieders als Bunsens Frau nehmen den ernsthaftesten Anteil an diesen Unterhaltungen.

Eine wieder eingeleitete Künstlergesellschaft hat so schlechten Halt und ist durch eine Unpäßlichkeit Overbecks (bei dem die Versammlungen sein sollen) dermaßen in Unordnung geraten, daß sie durchaus keine Erwähnung hier verdient. Außer den genannten Abenden bringe ich die Stunden der Muße immer in Quandts Gesellschaft zu, wenn es sein kann. Ich habe viele Aufforderung, andere Leute zu besuchen, doch kann ich mich schwer entschließen, wenn die Stunde kommt, wo ich hinkommen darf, einen anderen Weg, als den nach ihrer Wohnung einzuschlagen. Auch jetzt, geliebter Vater, da es zur Zeit ist, sollst Du mich dahin begleiten und von unserm teuern Gönner erfahren, was Dir zu hören lieb sein wird. Doch stell' ich mich diesmal bescheiden in den Hintergrund; Du sollst diesmal nicht erfahren, was Bezug auf meine einzelne Persönlichkeit hat, sondern auf die Gesamtheit der deutschen Künstlerschaft überhaupt, welcher unser Quandt im ganzen so als Beschützer, Gönner, großmütiger Auf- und Aushelfer erschienen ist, wie mir allein. Nicht nur, daß er die Verdienstvollen anerkennt und sie durch ehrenvolle Aufträge ehrt; Wohlwollen und Liebe schärfen seinen Blick auch für andere Verhältnisse, als die des Künstlers zur Kunstvollkommenheit. Seine Liebe weiß, wo er auch Tröster sein kann in der Not; und sein Herz ist doppelt erregt, wenn er außer der Kunst auch der Menschheit beistehen kann. Auch wartet er nicht, bis ein Künstler ausgebildet und berühmt sei, wenn er von ihm etwas besitzen möchte, sondern er setzt sich gern dem Fall aus, eine rohere Arbeit zu erhalten, wenn er sonst eine Beförderung des Künstlers in seiner Kunst dadurch herbeizuführen hoffen kann, wie ich es in so reichem Maße erfahren habe. Ging es nach mir, man gäbe ihm zum Abschied ein Fest trotz dem des Prinzen von Bayern, ist er doch mein Prinz. Und wahrlich, er ist unter allen Kunstfreuden, die mir vorgekommen sind, derjenige, welcher, von dem wahrhaftesten, tiefsten Kunstgefühle durchdrungen, der lebendigsten Er-

kenntnis und höchsten Begeisterung fähig ist. Ich fühle mich doch ganz in meiner Kunst, und was ich fühle und erlebe, verwandelt sich in Bildungstoff; doch wag' ich mich in Vorgenanntem ihm nicht an die Seite zu stellen. Auch meint er es am ernstesten mit der Kunst, und wir können ihn durch nichts mehr betrüben, als wenn er glaubt bemerken zu müssen, daß wir nicht so von lebendigem Kunstgeföhle durchdrungen sind, uns nicht so ganz und glücklich in der Ausübung unserer Kunst fühlen, als es sein sollte und als er es wünscht.

pag. 176.

Rom, den 26. Mai 1820.

An seinen Vater.

Rom: der Rheinwein, Neapel: der Champagner.

Rom ist nun schon wie unsere Heimat. Je öfter man sich auf längere Zeit entfernt, desto größere Freude hat man wieder bei der Rückkehr. Man fühlt immer wieder von neuem, zu einem längeren Aufenthalt für einen Künstler oder Kunstfreund, zu einem ernsten, gesammelten Leben ist doch keine Stadt geeigneter, als eben Rom. Rom verhält sich zu Neapel wie etwa alter Rheinwein zu flüchtigem Champagner. Ich bin überzeugt, dies Gleichnis ließe sich gebrauchen, so wie im ganzen, so auch in einzelnen Merkmalen frappante Ähnlichkeiten aufzufinden. Ich will nur eine einzige anführen, nämlich die, daß Frauen ohngefähr dieselbe Vorliebe für Neapel haben, wie unter den beiden Weinen für den Champagner, daß hingegen Männer, so wie sie gewöhnlich den Rheinwein über alles setzen, auch Rom unter den Städten bei weitem den Vorzug geben.

pag. 188.

Rom, den 26. August 1820.

An seinen Vater.

„Kapitoliner“ und „Trinitasten“.

Unsere Landsleute auf Monte Pincio oder, wie man gewöhnlich sagt, auf Trinità di Monti (eine Kirche gibt jener Gegend diesen Namen), und daselbst wohnen fast alle, werfen uns im Scherze vor, daß wir eine eigene Partei ausmachen, welche die ihre zu schwächen sucht; wir heißen bei allen die Kapitoliner, wir nennen jene die Trinitasten. Daß wir hier den Betfaal unserer Gemeinde haben, unseren Pfarrer, und selbst eifrige Kirchgänger sind, auch wohl manchen merken lassen, es sei gut und nützlich, Eifer für göttliche Dinge zu haben, gibt auch leicht Anlaß, uns als eine besondere Partei zu bezeichnen. Doch geht es niemals zu ernstern Äußerungen über, im Gegenteil haben wir nur eine aufgeregtere Heiterkeit und lebendige Gespräche unserer Trennung zu verdanken, einer Trennung, die eigentlich keine ist; denn des Abends gehen wir gewöhnlich

in ein Weinhaus, Sabina genannt, woselbst die wackersten Deutschen sich zu versammeln pflegen, wo also eine lebendige Verbindung immer erhalten wird. Im Grunde hängt man uns wohl auch darum gerne im Scherz etwas an, weil man wohl fühlt, daß es uns im Ernst genommen sehr wohl geht, daß wir am wichtigsten Punkte der Stadt wohnen, indem die interessantesten Überreste des alten Roms ganz in der Nähe sind, und dergleichen — endlich lassen wir's auch nicht fehlen, einen durch unsere angenehme Existenz erzeugten Übermut an ihnen (natürlich auf durchaus unschädliche Weise) auszulassen.

pag. 293.

Rom, den 2. Juni 1825.

An seinen Vater.

Anfänge der Bilderbibel.

Eine ergiebige Erwerbsquelle hat sich für mich eröffnet durch den Verkauf von Zeichnungen, die ich in meinen Nebenstunden und Nebentagen mache. Ich habe nämlich schon seit länger als einem Jahre einen Zyklus aus dem Alten Testament zu bearbeiten angefangen, veranlaßt durch eine kleine Gesellschaft, die so lange unter uns besteht, in welcher monatlich Aufgaben gegeben und bearbeitet werden. Meine Zeichnungen haben bei Engländern Beifall gefunden und schon mehreremal sind mir welche abgenommen worden. Ich ließ mir bisher 3 Louisdor zahlen, einen Preis, der, wenn ich bedenke, daß mich so eine Zeichnung nie länger als einen Tag beschäftigt, ansehnlich genug ist, den ich aber noch erhöhen kann, ohne fürchten zu müssen, die Liebhaber abzuschrecken. Die Komposition bleibt mir, indem ich mir immer eine sorgfältige Durchzeichnung von jeder Zeichnung mache, die ich verkaufe, um in stande zu sein, bei der einstigen Herausgabe einer Bilderbibel alle jemals gemachten Zeichnungen mit Leichtigkeit ersetzen zu können. Sie sind in einer leichten Art mit der Feder gezeichnet (ohngefähr so, wie die Federzeichnungen, die Frau von Quandt von mir hat, nur daß die jetzigen in Komposition und Zeichnung sorgfältig sind); sollte ich daher wirklich einmal die Absicht haben, das Werk herauszugeben, so würde ich ohne Zuziehung eigentlicher Kupferstecher durch junge Leute, die nur zeichnen können, diese Blätter auf Kupfer übertragen lassen können. Natürlich werde ich nicht eher an die Ausführung dieses Planes gehen, bis ich nicht meine Zeichnungen ziemlich zusammen und eine feste Stellung in einer deutschen Stadt, wo mir junge Akademiker zu Gebote stehen, eingenommen habe. Die Gegenstände habe ich bisher nach Lust und Laune gewählt und keine bestimmte Ordnung befolgt. Zwanzig Blätter ohngefähr sind beisammen, ein Teil davon allerdings nur in Durchzeichnungen. Die schwersten Stücke werden die sein, die der Schöpfungsgeschichte angehören. Ich würde gern die unnachahmlichen Kompositionen des Michael Angelo und Raffael in aller Demut kopieren und als Anfang

meines Zyklus geben, wenn mir's nicht als Unbescheidenheit erschiene, auch nur in Gesellschaft dieser Männer, wenn auch als Antenansehender, mich zu zeigen. Andernteils kann ich mich doch auch nicht in alles so finden, wie es nötig wäre, um sich mit völliger Aufrichtigkeit zu unterwerfen. Das eine wunderbare Bild des großen Michael Angelo, die Erschaffung Adams, rechne ich mit hierher. Einen Teil davon wünscht' ich kleiner gedacht, und das ist der Mensch. Das ist nicht Adam, das ist nicht Geschöpf, sondern Licht vom Licht, Gott von Gott. Wäre der heilige Geist vorhanden, so könnte dieser Adam als das herrlichste Glied der Dreieinigkeit gelten, er wäre Gottes Sohn, durch den alle Dinge gemacht sind, die gemacht sind. Am besten geht es bei den Gegenständen, die diese Riesen ganz übergangen haben, welches natürlich (wenn man einen einigermaßen vollständigen Zyklus im Sinne hat) bei der Mehrzahl der Fall ist. Nicht darf ich unterlassen zu bemerken, daß zur Bearbeitung dieser Gegenstände der Aufenthalt in Italien, wo sich echt patriarchalisches Leben noch in Fülle erhalten hat, weit günstiger ist, als der Aufenthalt im Norden. Dies wird mir bei dem Anblick des Landvolks, welches in diesem heiligen Jahre von allen Ecken und Enden nach Rom strömt, sehr fühlbar. Abgesehen von den wunderbaren und schönen Landtrachten, die sich dem Auge darbieten, ist besonders die Einfachheit und Großartigkeit der Gestalten, ihre Geberdung und die ganze Art, sich zu benehmen und auszudrücken, ebenso auffallend als lehrreich für den, der Sinn und ein offenes Auge dafür hat. Hiermit erfährst Du zugleich, wie und von welcher Seite mich das heilige Jahr berührt, und brauchst nun nicht mehr zu fragen, wie lieb oder unlieb mir's ist. Fürwahr, je unbefangener und freier unser inneres Auge ist, desto wahrer wird es, daß man aus allem Bausteine zur Vollführung des Selbstbaues bilden kann, man muß es nur recht angreifen. Viele ärgern sich nur, täglich und stündlich schmutzige Pilger und Gebete murmelndes Volk zu sehen, die schaden nur sich selbst. Wer klug ist, weiß sich genug Erfreuliches, Nützlichendes und Erbauliches herauszufinden.

pag. 325.

Rom, den 12. Mai 1827.

An seinen Vater.

Fest zur Vollendung der Schnorr'schen Fresken in Villa Massimi.

Da ich gerade an Deinem Geburtstage mit meiner großen Arbeit gänzlich fertig werden konnte, so richtete ich mich so ein, daß dies wirklich geschah, und lud meine besten Freunde ein, mit mir diesen doppelten Freudentag feierlich zu begehen. Ich habe meinen Gästen es versprechen müssen, sie Dir alle zu nennen und Dich von ihnen herzlich zu grüßen. Zuerst nenne ich Dir Bunsen, seine Frau und vier seiner Kinder und Herrn Simon, den Lehrer der letzteren, dann kommt Legationsrat Kestner, dann Platner,

dann Rothe (unser Pfarrer) und seine Frau, dann Wilhelm Stier, Architekt, Doktor Rößel, Frau Eggers mit drei ihrer Kinder (ihr Mann war unwohl und konnte nicht kommen), endlich Fräulein Auguste Klein.

Wir versammelten uns in der Villa Massimi, und indem sich meine Gäste meine Malereien betrachteten, las ich ihnen einen Aufsatz vor, den ich zur Erklärung und Rechtfertigung derselben geschrieben habe und den Du lesen sollst, wenn ich bei Dir bin. Nachdem man sich hier sattgesehen hatte, zogen wir in einen benachbarten, an einem der schönsten Plätze Roms gelegenen Garten. Das Gärtnerhaus ist sehr geräumig und an antike Wasserleitungen, die ein sehr malerisches Ansehen haben, angelehnt; ein Teil des Gebäudes steigt bedeutend über das alte Gemäuer empor und schließt sich mit einem flachen Dache oder Loggia, von der aus man nach allen Seiten hin die schönste Aussicht hat. Doch schon vom hochgelegenen Hofraume aus, der ringsumher mit Weinlauben eingefast ist, übersieht man die ganze Umgegend, und dieser war unser Festlokal.

Eine reichlich besetzte Tafel, die alle, Kinder und Erwachsene, faste, war an der einen Seite aufgeschlagen; die andere war freigelassen, um für die übrigen Festfreunde Platz zu lassen. Ich brachte zuerst Deine Gesundheit aus, die von allen mit dem größten Jubel getrunken wurde; dann dankte ich in Deinem Namen und trank auf die Gesundheit der lieben Gäste; dann tranken wir auf das Andenken des verstorbenen Besitzers der Villa Massimi und die Gesundheit des gegenwärtigen, endlich wurde die Gesundheit des Königs von Bayern, meines künftigen Königs, getrunken. Kestner und Stier hatten schöne Gedichte gemacht, die vorgelesen und mit großer Freude angehört wurden; Du sollst sie auch lesen, wenn ich zu Dir komme.

Wir waren mit der Tafel ziemlich zu Ende, als auf mein Veranstellen mehrere Mädchen aus den benachbarten Vignen in sauberen Körben Erdbeeren auftrugen und bald darauf Tamboure herbeibrachten und mit Begleitung derselben und einer Flöte ihren Nationaltanz (Saltarello) tanzten. Der ganze Raum war bald von den lieblichsten Gruppen Tanzender und Zuschauender geschmückt. Die erwachsenen Gäste hatten sich alle an die eine Seite der Tafel gezogen, die Kinder fanden bequemere Plätze auf den verschiedenen Tischen, die unter den Weinlauben sich befanden; auch ungerufene Mädchen und Burschen kamen herbei und füllten bald alle Seiten des Raumes. Zuerst tanzten immer zwei und zwei abwechselnd, endlich alle, und, von der großen Lustigkeit fortgerissen, mischte sich endlich auch mein Flötenbläser unter die Tanzenden, ohne deshalb sein Instrument zu versäumen.

Wir waren überaus fröhlich und glücklich. Ein jeder gab mir Versicherungen seiner Freude. Der teure Platner gedachte Deiner mit besonderer Herzlichkeit und trug mir auf, Dir ja zu sagen, wie teuer Du ihm immer gewesen seist und wie lieb er Dich noch habe.

Ludwig Adrian Richter.

Aus: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1886. Verlag von Joh. Alt.

R. wurde am 28. September 1803 zu Dresden geboren und bildete sich hier zunächst unter dem Einflusse seines Vaters, eines Kupferstechers aus der Zinggschen Schule. Nachdem er 1820 als Begleiter des Fürsten Narischkin eine Reise durch Frankreich gemacht hatte, gab ihm die Liberalität des Buchhändlers Ch. Arnold 1823 die Möglichkeit, nach Italien zu gehen. In Rom traf er am 28. September 1823 ein und wohnte dort zunächst im 3. Stock des Palazzo Guarneri in der Via Porta Pinciana; seit dem 22. November 1824 in der Via Isidoro 20. Sein römischer Aufenthalt erstreckte sich, unterbrochen durch Reisen nach Albano, Civitella u. s. w. bis zum 1. April 1826. Neben den neudeutschen Malern Wehne, von Maydell und Peschel beeinflusste ihn Schnorr erheblich. Nach seiner Heimkehr nahm er (1828) eine Stelle als Lehrer in der Zeichenschule der Meißener Porzellanfabrik an, bis er im Jahre 1836 einen Ruf an die Dresdener Akademie erhielt. 1876 trat er mit einem Ehrengelohde des deutschen Kaisers in den Ruhestand. Er starb am 19. Juni 1884 in Dresden.

pag. 123.

Herbst 1823.

Ankunft und erste Eindrücke.

Wir kamen zur letzten Station vor Rom, La Storta. Die endlos sich ausbreitende, bis zum Meere reichende Campagna lag vor den sehnsüchtigen Blicken. Links traten in langer Reihe die schöngeformten Sabinerberge hervor, und inmitten der weiten Hügelsebene entdeckte das Auge die Kuppel von St. Peter, den Bau, welcher im Herzen des deutschen Vaterlandes vor dreihundert Jahren den Anlaß zur großen Kirchentrennung gab. Wie manches deutsche Künstlerherz hat hier beim ersten Erblicken dieses kleinen Punktes, welcher die Lage Roms, das Ziel seiner langgehegten Wünsche bezeichnet, höher geschlagen!

Ecco Roma! ecco San Pietro! rief der Vetturin uns zu, und nun ging es bald in rascherem Trabe durch die einsame Gegend weiter. Hier und da erhob sich ein Turm oder ein antikes Gemäuer, an welchen Hirten mit ihren Schaf- und Ziegenherden sich malerisch gelagert hatten, fast die einzige Staffage auf diesem weltgeschichtlichen Boden.

Je mehr wir uns Rom näherten, um so unruhiger, spannender wurde die Erwartung. Die Augen waren überall, und mir war, als hätte ich vieles schon im Traume gesehen, wahrscheinlich aber auf Bildern, Zeichnungen und Radierungen, die nun alle zur lebensvollsten Gegenwart, zur

schönsten Wirklichkeit wurden. Jetzt erglänzte die Tiber; die Ponte Molle und eine Osteria am Wege glaubte ich nach J. Both einmal kopiert zu haben. Während der langen Strecke bis zur Porta del Popolo brachte ich den Kopf nicht mehr in den Wagen.

Unter dem Tore, wo die Pässe abgenommen wurden, auf dem Platze und unter den Leuten am Tore schien eine besondere Erregung bemerkbar, auch fing man an, von den Kirchtürmen zu himmeln und zu läuten, bis zuletzt der volle Chorus sämtlicher Glocken Roms ein eigentümliches Gefumme hervorbrachte, welches wie eine Wolke über der Stadt schwebte und schließlich von der Engelsburg her mit dem Donner der Kanonen begleitet wurde. Der Torschreiber gab uns eiligst die Passierscheine, und es stand auf dem meinigen, daß „il Signor Landschaft“ am 28. September einpassiert sei. Es war noch dazu mein Geburtstag, an welchem ich jetzt in höchst solenner Weise meinen Einzug unter Glockengeläute und Kanonendonner hielt. Auf wiederholtes Befragen, was dies zu bedeuten habe, erfuhr ich endlich: „Das Conclave hat die Wahl Leos des Zwölften zum Papst soeben verkündet.“

Nach einem langen Aufenthalt in der Dogma brachte mich der Vetturin ziemlich bei einbrechender Nacht nach der Via Condotti in das deutsche Gasthaus von Franz, und so lag denn mein Schifflein im ersehnten Hafen!

Rom.

Welch glückseliges Erwachen brachte der Morgen! Ich mußte mich einige Augenblicke besinnen, ob ich wirklich wach sei oder vielleicht nur träume, ich wäre in Rom. Aber es war kein Traum! Und so sprang ich mit einem Satze aus dem Bette und lief zum Fenster, um mir den augenscheinlichsten Beweis dieser Tatsache zu verschaffen.

Es war noch ziemlich frühe. Die Via Condotti lag noch still und menschenleer im kühlen Morgenschatten; aber am Ausgange derselben leuchtete bereits im goldenen Glanze der Sonne der Pincio mit der Kirche Trinità di Monte über der spanischen Treppe.

Ich kleidete mich rasch an, und das Herz pochte gewaltig in ahnungsvoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Was werde ich hier sehen und erleben? Werden die Rätsselfragen an Kunst und Leben für mich eine Lösung finden? Mein Leben, so hoffte ich, sollte hier Gepräge und Richtung bekommen, und wie werden diese ausfallen? Und endlich: Wen werde ich von Kunstgenossen, bekannnten und noch unbekannnten, antreffen? Tausend Empfindungen und Fragen bewegten das Gemüt, und vor allem war ich in gespannter Erwartung, was zunächst Kunst und Natur mich würden schauen lassen, und gleich dem andächtigen Pilgersmann betrat ich den Boden der heiligen Stadt mit dem glückseligen Gefühle, am Ziele jahrelang gehegter Wünsche angelangt zu sein.

Ich eilte hinab. Kaum ein paar Schritte gegangen, gewahrte ich zur Linken das vielgenannte Café Greco, das ich sogleich als erster Morgen-

gaſt betrat, um meinen Frühſtückskaffee einzunehmen und dann meine Wanderung auf gut Glück zu beginnen. Er dauerte nicht lange, ſo trat ein zweiter Gaſt ein, ein ſchlanker, elaſtiſch einherſchreitender junger Mann. Kaum hatten wir uns umgeblickt, ſo lagen wir uns in den Armen. Es war die erſte bekannte Seele, die ich hier antreffen ſollte, der liebe Wagner aus Meiningen. Er war ausnahmsweiſe früh ins Café Greco gekommen, weil er einen Brief aus der Heimat erwartet hatte, den er auch richtig vorfand.

Bekanntlich wurden damals, wie vielleicht noch heute, alle Briefe an die deutſchen Künſtler hier abgegeben, wo das Päckchen am Büfett zwiſchen einigen Zuckerbüchſen eingeklemmt zu jedermanns Einſicht ſeine offene Lagerſtätte hatte, ſelbſt Briefe mit Wechſeln. Da die meiſten Künſtler nach Tiſche ihren Kaffee hier tranken, wurden die Briefe ſtets von ihnen durchmuſtert und denjenigen, für welche ſich ſolche vorfanden, davon Nachrikt gegeben. Ich habe während meines dreijährigen Aufenthalts in Rom nie gehört, daß Mißbrauch von dieſem offenen Brieflager gemacht worden wäre.

So ſaß ich denn ſeelenvergnügt mit dem ſo ſchnell gefundenen Freunde beim Kaffee und erfuhr zugleich, daß bei ſeiner Wirtin ein Zimmer noch frei ſei, in dem ich, wenn ich es beziehen wollte, Stubennachbar mit ihm ſein würde. Was konnte mir lieber ſein als das?

Wir ſtiegen alſbald miteinander die ſpaniſche Treppe hinauf und gingen nach der Via Porta Pinciana, einem der höchſt gelegenen Punkte des Monte Pincio, in Wagners Wohnung. Sie war im Palazzo Guarnieri, der Villa Malta gegenüber. Die Bewohnerin des dritten Stockes war eine alte freundliche Witwe, Mariuccia geheißten, bei welcher außer Wagner noch der Hamburger Maler Flor und ein Stralsunder Landſchaftsmaler namens Freiburg, wohnten. Philipp Veit, welcher bereits verheiratet war, wohnte über uns im vierten Stock.

Das Zimmer, welches ich für mich mietete, war geräumig, hell und billig, es koſtete monatlich drei Scudi. In einigen Stühlen, einem Tiſch, einem großen Bett und der römischen dreiarmigen Meſſinglampe beſtand das ganze Mobiliar. Vorhänge waren nicht gebräuchlich.

Der Fußboden von rotbraunen Flieſen war ſo deſekt und locker, wie Türe und Fenster, durch welche die geſunde Luft jederzeit freien Eingang fand. Deſto lieblicher war die Ausſicht auf ein Gartenplätzchen der Villa Malta mit einer Weinlaube und einigen Orangen- und Limonenbüſchen, aus denen die goldenen Früchte leuchteten, und über welche in weiter Ferne der Vatikan mit der mächtigen Peterskuppel ſich erhob.

So ließ ich nun meinen Koffer aus dem Gaſthofe holen, und ehe es Mittag läutete, war ich in meiner kleinen Wirtſchaft eingerichtet und alles ſig und fertig. Nach langer, einſamer Wanderung fühlte ich mich äußerſt behaglich, in kürzeſter Friſt ein beſcheidenes Daheim und noch dazu einen lebenswürdigen Freund zum Nachbar gefunden zu haben.

Der Mittagstisch im „Lepre“ und noch mehr die obskure und höchst ursprüngliche Osteria Chiavica, welche am Abend besucht wurde, machte mich bald mit der jüngeren Generation der Genossen bekannt. Es war hier, wie beim ersten Pfingstfeste, ein Gemisch aller Zungen; man hörte da die Bayern und Schwaben, Österreicher und Rheinländer, die Norddeutschen, Dänen und Liefländer in ihren Sprachen und Dialekten reden, und meine Landsleute, zahlreich vertreten, glänzten in einigen Prachtexemplaren im pikantesten Sächsisch.

pag. 141.

Reinhart, Koch.

Zuweilen besuchte ich, und meist mit Wagner, eine der älteren Künstlergrößen, so den alten Reinhart, den ich aus seinen schönsten Radierungen längst kannte und bewundert hatte. Daß er mit der neuen Kunstrichtung nicht sympathisierte, wußten wir; doch nahm er uns freundlich auf und zeigte namentlich in früherer Zeit gemachte Ölstudien aus dem Park Chigi, die meisterhaft waren. Das sehr große Arbeitszimmer stand voll von Tischen, und diese waren mit Mappen, Rollen, Studien, Bildern und Gipsen belastet; über andere Blätter, welche auf dem Boden lagen, mußte man hinwegsteigen. Am meisten imponierte mir seine Erscheinung selbst.

Seiner großen, hageren, aber kräftigen Gestalt mit den ernstesten, männlichen Zügen sah man den gegen Wind und Wetter abgehärteten Jäger und Landschaftsmaler an; die geistreichen und edlen Züge und das ruhige, sichere Benehmen des Mannes habe ich bewundert und mich seines Wesens und seiner Erscheinung mehr erfreut, als seiner Bilder, die nicht mit dem beliebten spitzen Bleistift gemacht waren, sondern breit, derb, obwohl mit etwas Manier.

In demselben Hause mit ihm wohnte ein anderes altes Kunsthaupt, das, aus der Sturm- und Drangperiode kommend, die neue Richtung in sich aufgenommen und auf eigene Weise verarbeitet hatte. Das war der alte, liebe Meister Koch.

Da standen im Vorsaal seine fertigen Bilder, eine große, schöne Komposition von Tivoli, der herrliche Schmadribach und einige andere Werke. An der Wand hing eine Untermalung der klugen und törichten Jungfrauen von Cornelius, das einzige Bild, welches ich bisher von diesem Meister gesehen hatte. Diese Bilder sah ich während der drei Winter, die ich in Rom zubrachte, auf derselben Stelle stehen; es fanden sich keine Käufer dafür, während z. B. die leichter verständlichen Veduten Catels auf Abnehmer nicht zu warten brauchten, was des Alten satirische Laune gewaltig aufstachelte, in der er dann in sehr pikanter Weise über Vedutenmalerei, kunstliebende Forestieri und Lohnbedienten deklamierte.

In dem geräumigen, ganz einfach ausgestatteten Atelier saß Meister

Koch vor seiner Staffelei und malte an einer Landschaft, deren Motiv aus Olevano genommen war. Er schaute nur ein paar Minuten bei der Begrüßung nach uns auf und richtete alsbald die Frage an mich, ob ich durch Tirol gekommen sei, und ließ sich davon erzählen. Er malte eben an einer Figurengruppe Olevaneser, die sich im Grünen mit Tanz, Gesang und Wein erlustigen.

„Es muß hier luschtig zugehe! Ja wohl, luschtig, wie bei der Hochzeit des Camacho! Das will ich auch einmal male; ein stupender Gegenstand!“ und nun fing er an, das Bild, welches in seiner Phantasie sich aufbaute, zu beschreiben. Die heitere Landschaft, die tanzenden Nymphen und Schäfer, der reiche Camacho mit seiner schönen Braut und endlich die Köche, welche in großen Kesseln am Feuer die Speisen herrichten, umgeben von einer Fülle von Wildbret und Geflügel, Früchten und Weinschlächchen und dem schmausenden Sancho mit seinem ernst zuschauenden Herrn. Der Alte wurde ganz lebendig bei dieser Vorstellung, und paffte dabei, immer fortmalend, in sein erloschenes Pfeifchen, aus welchem sich jedesmal eine kleine Ascheneruption erhob, die zum Teil mit vermalt wurde.

In seiner begeisterten Beschreibung war er schon einigemal durch einen rücksichtslosen Floh gestört worden, der in einem seiner Strümpfe sein Wesen trieb; plötzlich erwischte er ihn, brachte ihn auf ein neben ihm liegendes Tambourin und machte ein höchst lustiges Gesicht bei dem musikalischen Knalleffekt, den der Knick hervorbrachte, mit welchem er den kleinen Räuber exekutierte. Schon vorher hatte ich über den Zweck des Tambourins gesonnen, da ich mir nicht denken konnte, daß der Alte etwa in einer Arbeitspause zu seinem Vergnügen auf dieser Schellentrommel pauken sollte, obwohl auch dies nicht als völlig unverträglich mit seinem Wesen schien; denn er war voll wunderlicher Schrullen und Schnurrpfeifereien.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich ihn jemals anders, als vor seiner Staffelei sitzend, angetroffen hätte, so oft ich ihn auch später besuchte, denn er war sehr fleißig und die Arbeit seine Lust. Sobald es Abend wurde und er genötigt war, Pinsel und Palette wegzulegen, putzte er beides erst sauber, rieb sich noch einige Farben fein und setzte die Palette für den anderen Morgen in besten Stand. Durch Besuche ließ er sich niemals im Arbeiten stören, sondern malte ohne Unterbrechung fort.

pag. 146.

Künstlerallegria.

Neben meiner Wohn- und Arbeitsstube war ein kleiner Saal, welcher von Flor auf Anregen der jüngeren Kunstgemeinde alle vierzehn Tage zu einer abendlichen Zusammenkunft eingerichtet wurde, zu einer Allegria, wie Frau Mariuccia sagte. Eine lange Tafel in der Mitte und auf derselben

ein Fäßchen guten Velletriweins, zwei dreiflammige römische Lampen und ein Duzend Stühle waren die ganze Ausrüstung zum Empfang von zwanzig Personen. Ein jeder brachte sich einen bescheidenen Abendimbiß in Weinblätter eingewickelt mit und zapfte sich nach Bedürfnis seinen Trunk aus der Tonne.

Thorwaldsen, Veit, Koch und Rhoden besuchten öfters diesen Kreis und freuten sich mit den Fröhlichen. Thorwaldsen, seine Zigarre rauchend, sprach wenig, war aber mit dem lebendigsten Anteil bei den Gesprächen und Scherzen und befand sich höchst behaglich. Koch las einigemal aus des Paters Abraham a Sancta Clara „Judas der Erzschelm“ höchst humoristische Partien vor und erregte allgemeines Ergötzen damit. Besonders gut klang sein Vortrag des Nibelungenliedes in der Ursprache, was ihm durch seinen Tiroler Dialekt erleichtert wurde. Das Erhabene, Gewaltige, Große war sein Element, deshalb Sophokles, Aeschylus oder das Buch Hiob seine Lieblinge, die ihn erfaßten und zur Begeisterung fortrissen. Goethe zog ihn weniger an. Mit Hermann und Dorothea war er durchaus nicht zufrieden; „der Hermann sei ein Philister, tue ja nie!“ Ein episches Gedicht müsse „Heroen handeln lassen“ u. s. w.

An solchen Abenden überglänzte Oehmes Talent für komische Darstellung alles andere bei weitem, und wenn er seinen sentimentalischen Handwerksburschen, den Bruder Breslauer, die in Dresden erlebten Abenteuer erzählen ließ, oder den Neujahrswunsch eines stotternden, einfältigen Jungen hersagte, oder ähnliches dieser Art zum besten gab, dann erscholl ein homerisches Gelächter, Thorwaldsen schütterte minutenlang vor recht herzlichem Lachen, und Koch meinte: „Warum wird der Oehme nicht Schauspieler? Er würde der größte Komiker.“ Seine Bilder liebte Koch nicht besonders; das Zarte, Duftige, manchmal ans Sentimentale Streifende derselben war nicht nach Kochs Geschmack.

Es lag bei Oehme das Komische nicht sowohl in dem Charakteristischen und Witzigen dessen, was er sprach, sondern darin, daß er fast ohne alle Hilfsmittel eine Persönlichkeit so vollständig in Haltung, Mienen, Bewegung und Sprache darzustellen vermochte und dadurch ein kleines Kunstwerk hervorzauberte, welches zu heiterster Laune, ja zum Jubel fortriß.

pag. 151.

Bei Arricia.

Auf dem Wege nach Arricia liegt ein Eremitenhäuschen am Walde, darunter ein Brunnen. Auch hier saß ich zeichnend mehrere Tage lang unter den schattigen Bäumen, und die vorüberziehenden Leute in ihren bunten Trachten amüsierten mich köstlich. Man hätte ganze Skizzenbücher anfüllen können mit den reizendsten Gruppen und Figuren. Die Frauen und Mädchen mit den scharlachroten, knappanliegenden Jäckchen, oft mit Goldborden geziert, mit den viereckig gelegten weißen Kopftüchern, die

Männer mit ihren spitzen Hüten, hemdärmelig, mit buntseidener Leibbinde, die Mönche, die Kinder, die Weinkärner mit den wunderlichen Karren Velletriwein beladen, zu Fuß, zu Esel, oft singend und Tambourin schlagend, immer eine Staffage hübscher als die andere. Das Brünlein wurde von Menschen und Vieh in Anspruch genommen und gab immer neue, reizende Figurengruppen. Am Ende dieses von Ulmen und Buchen beschatteten Weges liegt auf der Höhe Ariccia, und man hat fortwährend rechts zwischen den dunklen Baumstämmen den Blick auf das ferne Meer mit den kleinen Ponzaïnseln.

Ohnweit der Stelle, wo ich Posto gefaßt hatte, lag Tag für Tag auch ein Bettler. Ein grobes, weißes Bettlaken, in welches er sich gehüllt hatte, fesselte schon von weitem die Blicke der Vorübergehenden durch die ungewöhnliche Drapierung; außerdem aber erhob er seine heiseren Klageöne, sobald er jemand kommen hörte, auf eine so herz- und ohrenzerreißende Weise, daß er damit gar manchen Bajokko aus den Taschen der Vorüberwandernden lockte. „Misericordia! o buoni cristiani, misericordia! io mojo di fame!“

Diesen Klagegesang hatte ich nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit anzuhören und ermangelte nicht, den Bettler durch eine Gabe vorläufig vor dem Hungertode zu schützen. Kam nun ein guter Bekannter des Wegs daher, so blieb er wohl ein Weilchen bei ihm stehen, und es wurde dann behaglich geplaudert und gescherzt, nach dessen Weggang aber das Klagelied und das Verhungern mit frischen Kräften fortgesetzt. Wenn es Abend wurde, um Ave Maria, schloß er das Geschäft, das heißt er zählte die Einnahme des Tages, band sie in einen Zipfel des Bettuches in einen Knoten zusammen und zog damit sehr befriedigt heim. Jedenfalls stärkte er sich in der Osteria zum Verhungern für den nächsten Tag.

Und so saß er — nicht eine Leiche — sondern ein fiderer, wohlkonditionierter Bettler, und nicht nur den anderen Morgen, sondern noch monate- und jahrelang auf demselben lieben, schattigen Waldplätzchen und betrieb sein Geschäft mit ungeschwächten Kräften.

pag. 156.

Tivoli. Künstlerruinen.

Nachdem nun mancherlei Geschäfte abgetan, Papier, Farben und Stifte komplettiert waren, wanderten wir unserer fünf, Oehme, Wagner, Göhloff, Rißt und ich, nach Tivoli.

Der Weg durch die Campagna war sehr heiß, und wir langten gegen Mittag an den Weingärten und dem Olivenwalde an, wo der Pfad nach dem Städtchen sich hinaufzieht. In den engen Gäßchen, welche zu unserem Albergo, der Sibylle, führten, waren wir bald von einem Gefolge von Bettlern aller Art begleitet. Kinder und Greise, Krüppel und Gesunde, Bettler von Metier und Dilettierende, welche zum Zeitvertreib und aus

Langeweile mitliefen, jammernd oder lästige Witze reizend, sie alle umschwirrten uns wie die Fliegen; ja ein altes Weib streckte ihre dürre Hand aus einem Fenster des dritten Stockes mit der Bitte „un bajocco, Signori!“ So langten wir mit stattlichem Gefolge samt unserem Esel, welcher das Gepäck trug, vor der Sibylle an. Der Wirt wies uns mehrere kleine Zimmer an, und ein billiger Afford für Kost und Wohnung war bald abgeschlossen.

Vor der Haustür saß auf der Steinbank ein achtzigjähriger deutscher Maler, ein Hannoveraner, der uns stumpf und grämlich ansah. Er war der Freund des früheren Wirts gewesen und von diesem testamentarisch auf den Sohn vererbt worden zu lebenslänglicher Pflege für eine sehr geringe Pension, welche er aus seiner Heimat bezog. Er wußte von Asmus Carstens und anderen Zeitgenossen zu erzählen, habe auch Kniepy gekannt, den Landschaftsmaler, welcher Goethe nach Sizilien begleitete. Freund Götzloff hatte diesen alten Kniepy einst in Neapel angetroffen und war von ihm gefragt worden, ob er als Sachse vielleicht einen gewissen Goethe kenne, und ob dieser noch in Weimar lebe. So isoliert, abgestumpft und abgestorben dem Vaterlande lebte das alte Männchen in der Fremde. Eine ähnliche Ruine war der alte frei, so hieß der Sibyllenalte, ohne jede Beziehung zu dem geistigen Leben und Bewegen in der Kunst dieser Zeit unter seinen Landsleuten. Er war deshalb meist stumm und sah grämlich drein, und nur auf Befragen hörte man von ihm ein Stück Kunstgeschichte vom Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts.

pag. 158.

Tivoli. Französische und deutsche Malweise.

Als ich eines Tages so in meine Arbeit vertieft dasaß, machte ein kleines Geräusch mich aufsehen, und zu meinem nicht geringen Erstaunen erblickte ich drei kleine Haustüren, ordentlich auf Menschenfüßen den Berg hinabwandelnd. Ich erinnerte mich, daß ich eine komische Beschreibung von den riesengroßen Malkästen einiger französischer Maler gehört hatte, die seit mehreren Tagen in der Sibylle einquartiert waren. Diese Riesenkaften, auf die Rücken von Jungen geschmalkt, welche dadurch bis auf die Füße bedeckt wurden, waren es, die hier vorbeizogen, und bald folgten ihnen auch die Inhaber.

„Gegensätze berühren sich!“ Bei den Franzosen und uns traf das nur im räumlichen Sinne zu, denn ihre Zimmer stießen unmittelbar an die unsrigen; aber obwohl sie mindestens ebenso liebenswürdige und solide Leute waren, als wir zu sein uns schmeichelten, so kamen wir doch durchaus in keinen Verkehr miteinander. Im Gegentheil mieden wir uns mit einer Art von Scheu; denn jede Partei mochte die andere für mezzo matti halten, die Gegensätze waren damals zu stark. Die französischen Maler brauchten zu ihren Studien ungeheure Quantitäten von Farbe, welche mit

groben Borstenpinseln halb fingerdick aufgesetzt wurde. Stets malten sie aus einer gewissen Entfernung, um nur einen Totaleffekt, oder, wie wir sagten, einen Knalleffekt zu erreichen. Sie verbrauchten natürlich sehr viel Maltuch und Malpapier, denn es wurde fast nur gemalt, selten gezeichnet; wir dagegen hielten es mehr mit dem Zeichnen, als mit dem Malen. Der Bleistift konnte nicht hart, nicht spitz genug sein, um die Umrisse bis ins feinste Detail fest und bestimmt zu umziehen. Gebückt saß ein jeder vor seinem Malkasten, der nicht größer war als ein kleiner Papierbogen, und suchte mit fast minutiösem Fleiß auszuführen, was er vor sich sah. Wir verliebten uns in jeden Grashalm, in jeden zierlichen Zweig und wollten keinen ansprechenden Zug uns entgehen lassen. Luft- und Lichteffecte wurden eher gemieden, als gesucht; kurz, ein jeder war bemüht, den Gegenstand möglichst objectiv, treu wie im Spiegel, wiederzugeben.

pag. 173.

Cervarafest.

Noch eines heiteren Begebnisses muß ich hier gedenken, weil es die Entstehung des bekannten Cervarafestes veranlaßte, welches bis heute unter den Künstlern in Rom in Gebrauch geblieben ist.

Der Maler Flor hatte im Anfang des Sommers Rom verlassen, um nach seiner Vaterstadt Hamburg zurückzukehren. Dieser sehr beliebten Persönlichkeit fühlte man sich dankbar verpflichtet; denn er war ja stets bereit gewesen, die Künstlerschar zu heiteren Versammlungen und kleinen Festen zusammenzubringen, welche sich durch seine und anderer gesellige Talente höchst ergötzlich gestalteten. Natürlich war der beliebte Genosse mit einem solennen Abschiedschmaus entlassen worden, und mit Rührung hatte man ihn scheiden sehen. Zu aller Erstaunen hieß es plötzlich: Flor ist wieder da! Ein Schrecken vor dem Winter in seiner Vaterstadt und noch mehr ein Heimweh nach dem geliebten Rom war ihm ins Herz gefahren, als er im Herbst bis an den Fuß der Alpen gelangt war, und kurz entschlossen wandte er sein Antlitz stracks nach Süden und pilgerte wieder mit Sack und Pack der ewigen Stadt zu, umgekehrt wie der edle Tannhäuser, welcher Rom trostlos verließ, um wieder in seinen Venusberg zu fahren.

Flors Wiederkehr wurde wie ein Lauffeuer im Café Greco, Lepre und Chiavica bekannt, und sogleich wurde der lustige Beschluß gefaßt, es dürfe ihn keiner als Flor anerkennen, jeder müsse sich ihm gegenüber fremd stellen. Dies wurde denn auch auf das Späthafteste durchgeführt, wobei der Bildhauer Braun, ein Erzschalk, die Hauptrolle spielte. Als Flor erfreut auf ihn zueilte und ihn vertraulich begrüßte, wurde er höflich um Nennung seines Namens ersucht und bedeutet, daß man sich durchaus nicht erinnern könne, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Allerdings sehe er einem gewissen Flor ähnlich, einem sehr liebenswürdigen, aber höchst veränderlichen Menschen. der jahrelang hier gelebt, stets mit

seiner Abreise gedroht, aber immer wieder sich anders besonnen habe und dageblieben sei. In diesem Sommer sei er aber wirklich abgereist und genieße jetzt jedenfalls Ehre und Freude die Fülle in seiner Vaterstadt. Auch hätten seine römischen Freunde ihm ein brillantes Abschiedsfest gegeben, an welches er gewiß mit vieler Rührung zurückdenken werde.

Mit ähnlichen Reden wurde er von jedem empfangen, an den er sich wendete; überall, wo er hinkam, hieß es, er sei nicht der echte und rechte Flor, und da es ihm nicht gelingen konnte, die Leute von seiner Identität zu überzeugen, so irrte er in Rom herum, wie Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hatte, bis man endlich mit ihm übereinkam, einen Zug nach Cervara zu veranstalten, ihn dort feierlichst als den alten und echten Flor anzuerkennen und wieder aufzunehmen, und so den Scherz mit einem feste zum Abschluß zu bringen.

Die Cervara, ein antiker Steinbruch in der Campagna, liegt etwas über zwei Stunden von Rom entfernt, und dahin bewegte sich an einem schönen Sonntagmorgen eine sehr zahlreiche Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten, von vier mit Wein und Proviant beladenen Eseln und ihren Treibern gefolgt. Schon im vorigen Jahre war ich mit einigen Freunden hier gewesen und kannte das interessante Terrain. Auf einem Wiesenplan, von felsigen Hügeln umgeben, lagerte man sich zunächst zum Frühstück. Unzählige Grotten, prächtig von Efeu und Buschwerk überwachsen, wurden durchstöbert, einige derselben waren von Leuten bewohnt, denen man allein nicht gern begegnet wäre.

Die Gesellschaft zerstreute sich in den Hügeln, einige um zu zeichnen, Freund Petrich, um womöglich ein paar Lerchen zu einem Mittagsbraten zu schießen, andere wählten Steine zu Sitzen in einem weiten Ring, in dessen Mitte auf einem größeren Block das Weinsäß gelagert wurde. Der lange Bildhauerfreund, Freund und Faktotum Thorwaldsens, Bissen und ich rissen Efeu und wilden Wein zu Kränzen von den Felsen, wobei ich von einem der Storpione gestochen wurde, welche zu Hunderten in den feuchten Felsenritzen saßen. Der Stich dieser kleinen Bestie ist in dieser Jahreszeit nicht schlimmer als ein Wespenstich; er bewirkte nur eine starke Beule an der Hand. Braun, Stinbrand und Hermann hatten unterdessen ein gewaltiges Feuer angezündet und beschäftigten sich mit dem Zurüsten des Mittagessens.

Mit Freund Thiele hatte ich mich auf eine der Höhen gelagert; hier waren wir dem Getümmel entrückt; fern von der Stadt her trug die Luft ein summendes Getöse unzähliger Glocken und Glöcklein herüber, wodurch wir feierlich an den Sonntag erinnert wurden; der einsame Sorafte grüßte aus Norden, der Heimatsgegend; es war so stille, so lieblich heiter hier oben. Ich zeichnete mir das kleine Felsental, in dessen Mitte ein mächtiger Felsen isoliert wie ein Altar sich erhob, während fernher der blaue Genaro und die schneebedeckte Lionessa in den zartesten Farben erglänzten; Thiele, mir zur Seite im Grase gelagert, schilderte unterdessen in seiner lebendigen und geistvollen Weise Charaktere aus „Wilhelm Meister“, den

er genau studiert hatte. Thiele war eine feine Natur und ein lieber, reiner Mensch, an welchen ich mich gern anschloß.

Doch aus diesen idealen Stimmungen und Regionen unserer olympischen Höhe wurden wir bald durch den Opferduft von gebratenem Fleisch und Würstchen geweckt, welcher vom Festplatz herauf zu unsern Nasen drang und ihnen lieblich deuchte. Wir stiegen herab und kamen just in das lauteste Jubilieren hinein; denn eben war man beschäftigt, einen feierlichen Aufzug zu ordnen, den Flor zu Esel und im antiken Senatorenkostüm anzuführen hatte. Von dem isolierten Felsenflosse hielt er eine komische Anrede, worin er um erneute Aufnahme bat und gut Regiment versprach. Braun überreichte ihm mit scherzhafter Rede den Schlüssel Roms und das Schwert der Gerechtigkeit, einen großen Haus Schlüssel und ein ehrbares Brotmesser. Darauf wurde er heftig embrassiert, und die Gesellschaft begab sich, nach Speise und Trank herzlich verlangend, zum schönstens geschmückten Steinring, lagerte sich auf dem Rasen um das Weinsfaß, und ein jeder schmauste, was er sich mitgebracht oder besorgt hatte; unter Jubeln verfloß die Zeit im Fluge. Die Sänger, und es waren vortreffliche darunter, sangen ihre schönsten Lieder, Persönlichkeiten, die sich bisher ferner gestanden hatten, schlossen sich näher aneinander, Brüderschaften wurden getrunken, hie und da auch solche, die nur der Wein zuwege gebracht hatte, die lustigsten Szenen drängten sich, Scherze und Witze sprudelten immer lebhafter und steigerten die Lust, bis der Abend nahte und der Rückweg angetreten werden mußte.

Ein paar sehr stille Gemüther, welche den ganzen Tag vom Weinsfasse nicht hinweggekommen waren, mußten als „Bleffierte“ auf die Esel gesetzt werden, von welchen sie auf dem langen Heimwege unzähligemal herabfielen, ehe sie in ihrer Behausung mit mehr Sicherheit dem Gotte Morpheus in die Arme sinken konnten.

pag. 180.

Silvesterabend 1824.

Am anderen Tage erfuhr ich, daß Wehme plötzlich heftig erkrankt sei, und da seine Wirtsleute sich nicht so um ihn kümmerten, wie es früher in solchen Fällen die alte, gute Frau Mariuccia treulich getan hatte, so ging ich täglich mehrmals zu ihm. Hier traf ich auch den Landschaftsmaler Thomas und den Kupferstecher Hoff aus Frankfurt a. M. und Ludwig von Maydell.

Mit letzterem war ich bisher in keine nähere Beziehung gekommen, obwohl mich etwas Eigentümliches und das Tüchtige in seiner Persönlichkeit stets angezogen hatte; ich wußte nur von ihm, daß er aus Dorpat sei, als Ingenieuroffizier im russischen Heere gedient und den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht habe, und daß er erst seit zwei Jahren seiner alten Neigung zur Kunst habe folgen und sich ihr ganz widmen können. Mit

eisernem Fleiße verfolgte er seine Studien, da er Zeit und Geldmittel wohl zusammenhalten mußte; man sah ihn deshalb selten bei den abendlichen Zusammenkünften, und fast nur des Mittags bei Tische. Bis spät in die Nacht hinein arbeitete er unermüdet, was nur eine so feste Gesundheit, wie die seinige, ohne Nachtheil auf die Dauer aushalten konnte. Eine vielseitige Bildung, reiche Lebenserfahrung, bedeutendes Talent, verbunden mit ebenso schlichtem als festem männlichen Wesen, machten ihn allgemein beliebt, obwohl er nur mit sehr wenigen, u. a. dem späteren Baurat und Professor Stier in Berlin, in näheren Verkehr trat.

Seine äußere Erscheinung hatte etwas halb Studentisches, halb Militärisches, eine kräftige Gestalt, geistvolles Gesicht, und die blauen, scharfgeschnittenen Augen, wie das straffe, blonde Haar deutete auf seine nordische Abkunft; denn die Familie stammte ursprünglich aus Schweden.

Maydell hatte bei Oehme Nachtwache gehalten; wir verabredeten, damit zu wechseln. Am Silvesterabend, welchen die Künstler durch ein Fest zu feiern beschlossen hatten, kam die Reihe des Nachtwachens wieder an mich. Ich traf Maydell noch bei dem Patienten, dem es heute bedeutend besser ging, so daß er die Nachtwache als unnötig entschieden ablehnte; ich bestand aber darauf, wenigstens bis zehn Uhr bei ihm zu bleiben. Maydell schlug mir vor, im Fall ich das Künstlerfest dann nicht noch besuchen wolle, den Neujahrsanbruch bei ihm abzuwarten, ich würde auch Hoff und Thomas dort treffen, und er wolle einen guten Tee brauen; dann beschrieb er mir noch das Haus, in dem er wohnte, und verabschiedete sich.

Als ich nun sah, daß Oehme gegen zehn Uhr eingeschlafen war, verließ ich ihn und suchte in dem bezeichneten Gäßchen Maydells Wohnung. Bald stand ich vor einem schmalen, baufälligen Hause, dem einzigen, wo oben an den Fenstern Licht zu sehen war; denn im ganzen Gäßchen war es still und dunkel, und seine Bewohner schienen in tiefem Schlafe zu liegen. Im Hause selbst herrschte die undurchdringlichste Finsternis, und nur vorsichtig mit Händen und Füßen tastend, kam ich die drei Treppen hinauf, fand hier aber trotz allen Heruntertastens keine Thür. Ich mußte annehmen, daß ich irregegangen sei, und meinen beschwerlichen Rückzug wieder antreten.

Nun stand ich wieder in dem einsamen Gäßchen und überlegte, was zu machen sei. Mein Rufen und Händeklatschen war ohne Erfolg, es wurde oben nicht gehört, und noch einmal in diese Finsternis hineinzutauchen, noch einmal den hals- und beinbrechenden Gang zu wagen, empfand ich keine Neigung. Ich lenkte endlich die Schritte nach der nächsten Straße, wo das Festino gehalten wurde, und hörte bald von dorther fröhlichen Gesang und Jubilieren und erblickte die erleuchteten Fenster des Festsaales. Wieder blieb ich stehen und sah nochmals zurück. Die beiden Fenster unter dem Dache winkten so bescheiden und traulich von ihrer Höhe, als wollten sie mich an mein gegebenes Wort erinnern. So stand ich, wenn auch nicht ein Herkules, doch jedenfalls an einem Scheidewege; links die laute

Luft der fröhlichen Genossen leicht erreichbar, rechts die drei ernsteren, aber, wie es schien, unerreichbaren Freunde.

Es war ein geheimer Zug, der mich immer wieder zu den drei lieben Menschen wies, die meinem Herzen in den letzten Tagen so nahe gekommen waren und jetzt da oben saßen und mich vermutlich erwarteten. Ich machte also den bedenklichen Versuch zum zweiten Male, und diesmal war ich glücklicher. Durch den dunklen Tartarus kam ich wirklich hinauf zum Wiedersehen der winkenden Sterne.

Ich hatte das erste Mal einen Winkel verfehlt, von welchem aus man auf eine alte Holzgalerie gelangte, die an der Rückseite des Hauses hinlief und von dieser aus zu Maydells Tür führte. Durch das Küchenfenster sah ich, wie er eben den versprochenen Tee bereitete; erfreut über mein Kommen und lachend über meine Irrfahrt, führte er mich zu den anderen Freunden in die Stube.

Bald saßen wir vier bei traulichen Gesprächen um den Tisch, rauchten unseren Olandino und disputierten über einige neuere Kompositionen Maydells, welche er uns vorgelegt hatte. Es waren geistreiche Zeichnungen, neu und originell in der Erfindung, meist Gegenstände romantischer Natur, kräftig in Tusche und mit der Feder durchgeführt. Auch mehrere biblische Gegenstände waren dabei, die ebenso eigentümlich erfaßt und in einem ersten, großen Stil gehalten waren.

Nach dieser Kunstschau veranlaßten wir Maydell, uns aus „Meyers Blätter für höhere Wahrheit“, welche er aus der Künstlerbibliothek geholt hatte, einen kleinen Aufsatz über den achten Psalm vorzulesen. Es war darin die Vermutung ausgesprochen, daß dieser Psalm wohl ein Nachtgesang sein möge, den David, als Hirtenknabe seine Herde bewachend, beim Anblick des Sternenhimmels gedichtet habe.

„Wenn ich schau den Himmel, deiner Finger Werk,
Den Mond und die Sterne, die du bereitet;
Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest,
Und das Menschenkind, daß du dich sein annimmst?“

Ich habe keine Erinnerung von dem, was an jenem Abend gesprochen wurde; es war auch nichts einzelnes, was mich besonders tiefer berührt hätte; aber den Eindruck gewann ich und wurde von ihm überwältigt, daß diese Freunde in ihrem Glauben an Gott und Christum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden hatten, und alle Dinge von diesem Zentrum aus erfaßten und beurteilten. Ihr Glaube hatte seinen festen Grund im Worte Gottes, im Evangelio von Christo. Der meinige, welcher mehr Meinung und Ansicht war, schwebte in der Luft und war den wechselnden Gefühlen und Stimmungen unterworfen.

Still, aber im Innersten bewegt, hörte ich den Reden der Freunde zu und war mir an jenem Abend der Umwandlung nicht bewußt, die in mir vorging. Aber alle die kleinen, unscheinbaren Ereignisse und Eindrücke der letzten Wochen und Tage hatten den Keim hervorgelockt, der

so lange Zeit mit schwerer Erde bedeckt im Winterschlaf gelegen hatte; einem Sonnenstrahl mußten alle Knospen sich erschließen; und Gott sei Dank, das geschah jetzt, obwohl ich erst am anderen Tage mir dessen recht bewußt wurde. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden“; so war es mir auch; und als nun das beginnende Geläute der Mitternacht den Schluß des alten und den Beginn des neuen Jahres verkündete, und Thomas uns aufforderte, diesen Übergang mit dem alten, schönen Choral „Nun danket alle Gott“ zu feiern, dem einzigen, welchen wir ziemlich auswendig wußten, da konnte ich recht freudigen Herzens mit einstimmen.

Veihmes Krankheit war der äußere Anlaß gewesen, welcher uns zusammengeführt hatte; eine gemeinsame Geistesrichtung, die aus dem tiefsten Bedürfnis des Herzens kam, war in dieser Stunde hervorgetreten und hat uns für das ganze Leben treu verbunden bis ans Ende dieser Erdentage; denn sie ruhen nun alle, und nur ich, der jüngste von ihnen, bin der Überlebende und segne noch heute diesen für mich so bedeutsamen Silvesterabend.

pag. 186.

Villa Massimi. Schnorr.

Für uns jüngere Maler war es stets eine Hauptfreude, von Zeit zu Zeit nach Casa Bartholdi oder nach den damals noch unvollendeten Malereien der Villa Massimi zu wallfahrten, in ersterer die Geschichte Josephs von Cornelius, Veit und Overbeck, in der andern die Bilder von Veit, Overbeck und Schnorr zu den drei großen Dichtern Italiens, Dante, Ariost und Tasso zu bewundern. Es waren diese beiden Stätten gleichsam die Frühlingsgärten der neueren deutschen Kunst, in welchen sie ihre ersten duftigsten Blüten entfaltet hatte.

Wir trafen Schnorr noch auf dem Gerüst, fleißig bei seiner Arbeit beschäftigt. Er malte soeben in einem der Zwickelbilder an der Decke, Erstürmung von Biserta, den Krieger, welcher sich auf die Mauerzinne schwingt. Es ging ihm mit einer Sicherheit von der Hand, daß es eine Freude war, ihm zuzusehen; er erzählte uns, wie er das vorhergehende figurenreiche Bild in zehn Tagen gemalt habe. Diese Leichtigkeit des Schaffens erhielt ihn frisch und fröhlich, und er wurde darob von allen Künstlern bewundert.

Das kürzlich vollendete Bild — es war noch etwas dunkel, weil noch nicht völlig aufgetrocknet — gefiel mir ganz besonders durch die Lebendigkeit der Komposition. Es stellte den Rinaldo dar, welcher, am Abend mit seinen Reitern über das Blachfeld stürmend, die geschlagenen Heiden vor sich hertreibt. Der mit Wolkenstreifen zart bedeckte Abendhimmel und die dunkel von ihm sich abhebenden herrlichen ritterlichen Gestalten sind mir noch jetzt, nach fünfzig Jahren, in frischer Erinnerung.

Vielleicht empfand man in jener Periode der Romantik die Schönheit dieser Bilder lebendiger als jetzt, wo die Richtung der Zeit und des Geschmacks eine so ganz andere geworden ist. Wir brauchten uns in diesen Geist nicht zu versetzen, wir saßen nicht nur, wir lebten und lebten darin und konnten uns Herrlicheres gar nicht denken. Schnorr war hier so ganz in seinem Elemente. Niemand hätte den Ariost mit so überquellender Phantasie wiederzugeben vermocht, als er. Die hohe Anmut in den weiblichen Gestalten der Bradamante, Isabella, Marfisa, Flordelise, den Heldinnen des Gedichts, war die Bewunderung aller, die sie sahen.

Da Schnorr mit seinem heutigen Pensum bald fertig war und uns bat, solange noch zu verweilen und ihn dann nach Hause zu begleiten, um einen neuen, noch in Arbeit stehenden Karton bei ihm anzusehen, so hatten wir Zeit, auch die anderen beiden Säle mit Muße zu betrachten. Im Dante-Zimmer war erst die Decke fertig, das Paradies, von Veit gemalt. In der That, eine Reihe himmlischer Gestalten. Besonders ergreifend war mir der Ausdruck im Gesicht der Beatrice, der vor Dante schwebenden schönen Gestalt. Es lag darin ein Etwas, das vielleicht die Musik, aber kein Menschenwort auszudrücken vermag, und ich erinnerte mich stets dieses aufleuchtenden himmlischen Blickes, wenn ich die Stelle las:

„Öffne die Augen und sieh mich, wie ich bin; du hast geschaut Dinge, daß du mächtig geworden bist, mein Lächeln zu ertragen!“

(„a sostener lo riso mio.“)

Dante Par. 23. G.

Im Tasso-Zimmer war mein Lieblingsbild, die Taufe Clorindens. Am Rande eines Waldes liegt ausgestreckt am Boden die sterbende Clorinde; der Helm ist abgenommen und das lange, blonde Haar umfließt das schöne, todtbleiche Gesicht. Tanfred kniet vor ihr in ernster Haltung, die geliebte Feindin aus seinem Helm mit dem Taufwasser nekend. Die schwarze Rüstung des Ritters gegen den goldenen Abendhimmel macht eine eigentümlich ernste Wirkung. Die Gruppe ist so einfach rührend hingestellt, die Landschaft und Färbung des Ganzen hat so etwas Feierliches, daß ich mich tief davon ergriffen fühlte.

„Als nun der Taufe heil'ge Sprüch' erklangen,
Sah sie von Lust verwandelt himmelwärts,
Wie neu belebt, als spräche sie zufrieden:
Der Himmel öffnet sich, ich geh' in Frieden.

Das schöne Bläß im weißen Angesichte
Gleicht Veilchen unter Lilien ausgestreut;
Und wie ihr Blick hängt an des Himmels Lichte,
Blickt er auf sie herab voll Huld und Leid.

Zum Pfand, daß sie auf jeden Groll verzichte,
Hebt sie die nackte, kalte Hand und bent
Sie statt der Wort' ihm dar, so geht zum Hasen
Der Ruh die Heldin ein und scheint zu schlafen.“

Tasso.

Während unserer Rundschau war Schnorr mit seinem stürmenden Kriegsmann fertig geworden, legte Pinsel und Palette beiseite, und wir gingen, über römische Kunstzustände und insbesondere über unsere Bestrebungen sprechend, den weiten Weg bis zum Kapitol, wo er in dem der preussischen Gesandtschaft gehörigen Palazzo Caffarelli wohnte. Hier war ihm von Bunsen im oberen Stockwerk ein etwas niedriges, aber sehr großes Zimmer mit der herrlichsten Aussicht, die Rom bieten konnte, eingeräumt worden. Man übersah das ganze Campo Vaccino mit dem Kolosseum bis zum Lateran und darüber noch die blaue Kette der Sabinerberge.

Im Laufe unserer Gespräche unterwegs hatte Schnorr den Vorschlag gemacht, uns mit Zuziehung von Wagner alle vierzehn Tage einmal zusammenzufinden und eine beliebige kleine Komposition mitzubringen, welche dann jedem Anlaß zum Ausprechen seiner Gedanken geben solle. Könne er selbst auch wegen seiner drängenden Arbeiten keine neue Zeichnungen liefern, so werde er doch von seinen früheren Arbeiten manches vorzeigen können, was uns noch unbekannt sei. Natürlich gingen wir freudigen Herzens auf diesen Vorschlag ein und hatten so einen zweiten Verein gewonnen zur Förderung unserer künstlerischen Interessen, während der erste mehr bestimmt war, auf das innere, geistliche Leben und den christlichen Sinn zu wirken.

pag. 190.

Gesandtschaftsprediger Rothe.

In derselben Zeit hatte sich noch eine dritte Verbindung gebildet, und zwar durch die Bekanntschaft mit Richard Rothe, welcher damals Prediger an der preussischen Gesandtschaftskapelle war. Als ich eines Sonntags mit Schnorr und Maydell aus dieser Kapelle kam, trafen wir am Kapitol mit Rothe zusammen, und ich wurde ihm durch die Freunde vorgestellt. Wir hatten eben eine seiner mächtig wirkenden Predigten gehört, und die Herzen waren noch warm davon; es freute mich deshalb sehr, dem begabten und liebenswerten Manne näherzukommen. Dies geschah bald noch mehr durch seine freundliche Einladung, an den kirchenhistorischen Vorträgen, welche er jeden Dienstag Abend in seiner Wohnung hielt, teilzunehmen, im Fall ich Interesse dafür habe. Da Schnorr und die anderen Freunde dieselben ebenfalls besuchten, war mir diese Einladung um so willkommener, weil unser kleiner Kreis damit immer neue Vereinigungspunkte fand und sich inniger zusammenschloß.

Welches Glück und welchen Segen gewährt eine Verbindung mit so herzlichen Freunden in der frischen Jugendzeit, wenn sie gemeinsam nach den idealsten Zielen streben; in einer Umgebung, welche die reichsten, bedeutendsten Anregungen bietet. Durch nichts beengt, genügsam und deshalb um so sorgenfreier, durchleben sie einige Jahre goldener Freiheit; die Erinnerung daran durchduftet wie ein Blumengeruch das ganze Leben

und trägt Poesie in die Prosa oder Schwüle, welche spätere Jahre unvermeidlich mit sich bringen und bringen müssen, wenn der Mensch sich tüchtig entwickeln soll.

Natürlich versäumte ich nicht, vom nächsten Dienstag an mit Vehme an Rothes Vorlesungen teilzunehmen, bei denen unser Freundeskreis für diesen und den folgenden Winter den Stamm der kleinen, oft wechselnden Zuhörerschaft bildete. Die Geschichte der Kirche des ersten und zweiten Jahrhunderts und ihrer hervorragenden Persönlichkeiten war ja ein sehr interessanter Stoff, und wenn der Vortrag auch manchmal für uns Maler zu wenig Fleisch und Bein hatte und wir zuweilen mit abstrakten Dingen, wie z. B. Darlegung gnostischer Lehrsysteme, regaliert wurden, so entschädigte uns dafür um so mehr die freie Unterhaltung nachher, zu welcher Rothe die ihm näher Befreundeten — und dazu wurde ich sehr bald auch gezählt — um den Teetisch versammelte. Hier waltete auch die jugendliche, freundliche Frau, und ich hatte zum ersten Male seit langer Zeit den Eindruck einer einfachen, deutschen Häuslichkeit, welche mich, des vielen Wirtshauslebens mit den immer sich wiederholenden Kunstdisputen müde, recht wohlthuend berührte.

pag. 354.

Am 24. Oktober 1824.

Die Loggien des Vatikans.

Nach Tische fand ich Briefe im Greco; ich erbrach sie aber nicht, sondern ging damit in den Vatikan. Es sind selige Genüsse, die der Künstler daselbst findet. Der Reichtum, die Größe, Pracht und Heiterkeit des Ganzen wirken schon so überschwenglich auf das Gemüt. Erst der herrliche Petersplatz, Berninis Säulenwald, endlich der weite Hof des vatikanischen Palastes, wo Raffaels Logen herabschimmern. Es sind vier Reihen heiterer Logen oder Laubgänge übereinander, welche zu den inneren Gemächern führen. In denen des ersten Stockwerks hat Giovanni da Udine seine köstlichen Lauben mit Blumen und Früchten ausgespannt, besonders herrlich sind die Decken, wo man durch üppige Rosen und blühende Orangen, zwischen denen bunte Vögel und Schmetterlinge flattern, den blauen Himmel schaut; dann kommen wieder Weinlauben mit roten, üppigen Trauben behangen, Granaten, Zitronen, Äpfeln und Feigen; Meerfäßchen, kleine Hummeln, bunte Papageien und viele fremde, schöne Tiere kriechen und flattern drinnen herum, picken, naschen und kosen miteinander; man glaubt es rauschen zu hören, alles sich bewegen zu sehen. Es ist eine köstliche Phantasie, Fülle der herrlichsten Natur und südliches, warmes Leben; das Heiterste, Phantastischste, was man sich nur denken kann. Dabei ist man halb im Freien, halb in bequemer Behausung, und nun denke man sich noch zur Seite die köstliche Aussicht über die Stadt, die Tiber, Hadrians kolossales Grabmal, Monte Pincio, Quirinal mit dem Obelisken und den Dioskuren, das Kapitol, Neros Turm

bis zur Cestius-Pyramide, und über alles dieses und den Pinienwald der Villa Borghese und Villa Raffaele die blauen Sabinerberge und das Latinergebirge. Heitere Lüfte heben die frohe, selige Brust; man glaubt sich in einer Zauberwelt, in einem Feenpalaste, wo laue Lüfte kosen, Brunnen rauschen und die Fülle der Natur sich über unseren Häuptern zauberisch wölbt. Durch diese Logenreihe zu gehen ist ein in die Wirklichkeit getretener Traum aus der seligen, harmlosen Kinderzeit. Im zweiten Stock ist Raffaels Bibel und die schönen Phantasien, ich meine die Arabesken an den Wänden herab. Alles lebt, alles atmet hier ein herrliches, reiches, volles Leben. „Wie der Geist Gottes über den Wassern schwebt und wie er den Menschen schafft und das liebliche Evchen dem glückseligen Adam zuführt!“ und wie viele andere, herrliche Bilder! Welche Götterlust, in diesen geheiligten Hallen zu wandeln, und dazu einen dicken Brief von dem fernen geliebten Mädchen noch ungelesen in der Tasche zu tragen, und die Blicke wieder über das weite Rom und den sonnenhellen Äther schweifen zu lassen! Am meisten entzückte mich diesmal Raffaels Fischzug. Es lebt ein wunderbarer, ja ungeheurer Geist in dieser alten Tapete. Wie mag die Zeichnung gewesen sein? Der tiefste Geist, das geheimnisvollste, mächtig ergreifende Leben, diese unbegreifliche Gotteskraft selbst durchdringt den Beschauer, wenn er still denkend und genießend davorsteht. Ich kann's nicht beschreiben, nicht ausdrücken; denn das unaussprechliche Rätsel der Natur selbst ist in dieser allerköstlichsten Tapete eingebannt und gewirkt, und packt jeden, der da schaut, und wühlt tief in unserem Innern. Was ist das doch für ein Zauberer, der solches wirken kann! Hier kann man nur staunen, sinnen und, das herrliche Werk freudig genießend, verstummen.

August Kestner.

Aus: Römische Studien von A. Kestner Ph. D. Berlin, Verlag der Decker'schen Hofbuchdruckerei, 1850.

K. wurde 1777 in Hannover als Sohn des Archivars Kestner und seiner Frau Charlotte geb. Buff geboren. Poet, Zeichner und Musiker, wirkte er auch auf andere anregend (s. Overbeck). Seit Frühling 1817 gehörte er als Sekretär und später als Legationsrat der hannoverschen Gesandtschaft in Rom an. Seit 1824 war er Gesandter daselbst. Bei der Gründung des Archäologischen Institutes wurde er dessen Vizepräsident. Er starb in Rom 1853.

pag. 81.

Im Sommer 1820.

Vittoria, die schöne Winzerin von Albano.

Im Sommer 1820, als ich mit einer befreundeten Familie die heißen Monate in Albano zubrachte und wir unsere geringen Bildungsfähigkeiten an den Schönheiten dieses glänzenden Landes übten, ritt ich eines Abends durch die Straßen des Städtchens. Immer nach schönen Erscheinungen in dieser auserlesenen Menschenrasse suchend, um uns daran zu üben, sah ich ein junges Mädchen vor einem kleinen Hause sitzen und stricken. Sie blickte einen Augenblick empor, doch ihre schüchternen Augen kehrten schnell zu ihrer kleinen Arbeit zurück; aber in diesem Moment des Emporblickens sah ich eine Stirn und zwei Augen, deren fliegender Eindruck mir eine so vollkommene Bildung zu ihnen gab, daß ich aufgereggt nach Hause kam und meinen Freundinnen verkündete, sie hätten, wenn Nase und Kinn, die ich so schnell nicht begreifen konnte, mit Stirn und Augen harmonierten, das herrlichste Geschöpf zu erwarten. Erst nach acht Tagen fanden wir dieses Wunder; denn das erst dreizehnjährige Töchterchen armer Winzerleute namens Caldoni, in den streng jungfräulichen Sitten dieser Städte aufwachsend, kam selten aus dem Häuschen, das nur ein Fenster hatte, nur ein Stock hoch war und nur aus einer kleinen Küche mit geringem Vorraum als Wohnung und zwei sehr kleinen Schlafgemächern bestand. Diese Räume lernte ich nach Ablauf einer Woche kennen, als ich die Familie aufgefunden hatte und mit der einen meiner jungen Freundinnen der armen Familie einen Besuch machte. Von diesem ersten Besuche weiß ich nichts zu sagen, als daß wir die Wunderschönheit anstaunten, die in ihrem stillen Siege ihres glänzenden Namens würdig war. Ein stiller Sieg war es in der That; denn hinter ihrer Mutter sich zurückhaltend,

überließ sie dieser unser wenig belebtes Gespräch. Sie hatte ein ärmliches Hauskleid an, welches ihrer Gestalt, die nicht unangenehm, aber nicht ansehnlich war, keinen Reiz verleihen konnte.

Die Mutter versprach, ihre Vittoria am nächsten Tage zu unserer Wohnung zu bringen. Sie kamen, das schöne Mädchen aufs sauberste mit dem Albaner Kostüm angetan, in ihrem scharlachroten Wams, dessen Ärmel mit echtem Golde verbrämt waren, und ihr über alle Beschreibung schönes Gesicht von vollkommen antiker Bildung war umrahmt von ihrem schneeweißen Kopftuche, welches nach dem Albaner Frauenkostüm über der Stirn eine Pyramide bildet und über den Nacken in mäßiger Länge hinunterhängt. Der Mutter sah man zurückgewichene angenehme Bildung und feste Zeichnung der Gesichtszüge an, die aber ausgetrocknet waren. Außerdem zeigte sich an ihr keine Eigenschaft von Erheblichkeit. Neben ihr die von Jugend glänzende zierliche Tochter in der lautersten Fülle. Schönheit kann man sehen, aber nicht nennen; fern sei es daher, die jugendglänzende Vittoria, die hier vor uns stand, eher klein als groß von Gestalt, und demgemäß verhältnismäßig in jedem ihrer Theile, zu beschreiben. Es genügt zu sagen, daß jeder Schönheitskundige, der sie sah, von ihrer Vollkommenheit überrascht war. — — Wie eine Blume stand sie nun da, die uns nur dann etwas erwiderte, wenn wir sie anredeten; ohne zu erwägen, warum sie gerufen sei, jungfräulich bescheiden, mit ein bißchen Schüchternheit ungewohnter Begegnung, aber ohne irgend eine beängstigte Verlegenheit, welche uns zum Mutmachen hätte auffordern können. Überrascht durch ihre Schönheit, waren wir es noch mehr durch die Vollkommenheit des Benehmens dieses von der Natur zu volltönender Harmonie vollendeten Geschöpfes, einer Harmonie, die man durch die stille Würde der Wunderschönheit ihres Gesichts bis in die Tiefen ihrer Seele hindurchfühlte. Denn jeder, der sie sah, verfiel sogleich in ein Nachdenken, gemischt von genießendem Staunen und Hochachtung, welches zu beobachten wir schon in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft reiche Gelegenheit fanden.

Sie hatte außer einigen weiblichen Arbeiten nie etwas gelernt, als die Gebete in ihrem Gebetbuch zu lesen, aber auch diese Übung verloren, nachdem sie dieselben auswendig wußte — und dann die Hacke im Weingarten zu führen und die Weinranken im Juni abzupflücken. Dennoch war sie nach der ersten Viertelstunde ein mit diesen reichgebildeten Frauen gleichgeltendes Glied der Gesellschaft, faßte jedes an sie gerichtete Wort mit Leichtigkeit auf, antwortete genügend und treffend, verstand und erwiderte Scherz und Humor. So wurde mit ihr und den Fräulein in der ersten halben Stunde eine Vertraulichkeit, welche sie alle drei auf einerlei Linie, die Linie der Menschheit stellte, und dieselbe Art von wechselseitigem verbindlichem Benehmen erzeugte, die den Umgang der Gleichen mit den Gleichen bezeichnet. Sofort wurde ihr das Versprechen abgenommen, uns recht oft zu besuchen. Schon an den nächsten Tagen

kam sie wieder; Künstler, die uns besuchten, waren erstaunt und ergriffen, wie wir, und nicht einer sah sie, der nicht sogleich heimlich sein Skizzenbuch hervorzog und ihre Züge hinzuwerfen versuchte. Aber wir werden weiter unten sehen, mit welchem Erfolg.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun die Nachricht durch alle Künstler von diesem Wunder der Schönheit, welches uns zahlreiche Besuche unserer römischen Freunde verursachte. Mit der kühleren Jahreszeit, Ende Septembers, aber kehrten wir nach Rom zurück und die Frau Gesandtin von Reden, geübt in geschmackvoller Gastfreundschaft und dem Schönen ergeben, erwarb sich zuerst das Verdienst, diese schöne Natur der Kunst, soweit es möglich war, überliefert zu haben; die schöne Vittoria, ihr und der ganzen Familie lieb geworden, wurde nach Rom geladen, und vorerst auf eine Woche räumte die edle Frau ein Zimmer des Gesandtschaftshauses, damals die Villa di Malta (jetzt Eigentum des Königs Ludwig von Bayern) ein, in welchem das schöne Mädchen einige Stunden jeden Tages für alle Künstler zu sehen war, die in dem Zimmer Raum zum Arbeiten finden konnten. Eine ungeduldige Schar von Künstlern eilte herbei. Thorwaldsen und Wilhelm Schadow waren die ersten, die ihre Geräte und den Modellirton herbeibrachten. Die Herren Maler gesellten sich alternativ dazu; auch ich (wenn es erlaubt ist, neben dem Großen vom Kleinen zu reden), in meiner Gewohnheit, merkwürdige, schöne oder befreundete Köpfe in meinem Album festzuhalten, nahm nur einen übriggebliebenen Platz in dem beschränkten Raume. Aber, gleichwie von den Zeichnungen der vor der Vittoria zuerst tätig gewordenen Maler nichts zu sagen ist, so hatte auch ich nur zerrissene Blätter mißlungener Versuche von diesen ersten Tagen aufzuweisen, und eine gleiche oder ähnliche Demütigung in den nächstfolgenden Jahren zu erfahren. Die Büsten von Thorwaldsen und Schadow sind vorhanden. Später werde ich auf dieselben zurückkommen.

Eine Bekanntschaft hatte sich uns angeknüpft mit der Familie Caldoni oder Cardoni (auf deutsch Distel), die aus Vater, Mutter, drei Töchtern (die älteste Klementina, eine verheiratete schöne Frau) und einem Sohne bestand. Wir fanden sie ebenso rechtschaffen wie arm, und unsere Freundschaft zur Vittoria belebte das Band der Mildthätigkeit, das wir gern mit ihnen unterhielten. Vittoria besuchte uns mannigmal, meistens von einem Theil ihrer Familie begleitet; wir lehrten sie Schreiben und vervollkommneten sie im Lesen; und weibliche Arbeiten, in denen die Fräulein sie übten, wurden ihr Mittel des Erwerbs. Nicht selten wurde bei solchen Gelegenheiten eine Zusammenkunft von einigen Künstlern eingerichtet, die sich an ihrer Schönheit versuchten; denn die Ehrbarkeit der Familie erlaubte nicht, so arm sie auch war, ihre Vittoria der Klasse der sogenannten Künstlermodelle zu übergeben, deswegen kam sie nicht anders nach Rom als in Begleitung ihrer Mutter oder Schwester, zumal nach dem Jahre 1824, da die Familie von Reden Rom verließ und die Verwaltung der Gesandtschaft mir zuteil wurde. Seit dieser Zeit blieb ich der Beschützer dieser Familie;

ich wohnte bei ihnen, wenn ich in Albano die Landluft genoß, denn sie nahmen später eine geräumigere Wohnung; und nur auf meine Einladung geschah es, daß Vittoria nach Rom kam, um sich sehen zu lassen, wofür ihr anständige Geschenke gemacht wurden, ohne die Form bezahlter Stunden, welche bei den Modellen stattfindet. Nicht selten geschah es auch, daß ich auf den Wunsch mir befreundeter Familien, die auf Winterszeit in Rom waren und diese Merkwürdigkeit zu sehen wünschten, sie, begleitet von ihrer Mutter, nach Rom kommen ließ.

Manche Künstler fanden in dem Verlangen, sie zu malen, auch den Weg zu ihrem Hause in Albano, und so auch ein Maler aus Rußland, der, nachdem er in dem Caldonischen Hause zur Herstellung seiner Gesundheit eine Wohnung genommen, sie nachher als seine Frau heimgeführt hat. So kam sie anfangs nach Reval, aber da das Klima sie quälte, hat ihr Mann sich in der Krim angekauft, von wo her sie, als Mutter zweier Söhne, ihrer Familie günstige Nachrichten gab.

Ungeachtet der unzähligen Versuche, diese merkwürdige Erscheinung mit der Kunst zu ergreifen, ist Vittoria ebenso merkwürdig dadurch geworden, daß die Kunst kein befriedigendes Bild von ihr erworben hat; als wollte ihre hohe Schönheit sich auch darin bewähren, daß auch Vittoria, gleich dem Begriff der Schönheit, für den es keine Worte gibt, ein Rätsel bleiben sollte.

Wie viele Verzweiflungen habe ich angesehen, wenn eine Anzahl von Künstlern in angestrengtester Bemühung um sie her saßen, und ihre Begeisterung von dieser Schönheit nicht zur Gestaltung bringen konnten. Wie manche derselben schlugen sich vor den Kopf, fast zum Haarausraufen, und riefen aus: Da sitzt sie in ihrer Ruhe vor mir! ich habe offene Augen, und meine Hand kann es nicht ergreifen, was so klar einleuchtend vor meinen Augen steht! Alles auf der Welt, was ich sah, habe ich malen können; nur sie nicht! Je länger sie dasitzt, desto schöner sehe ich sie werden und desto unmöglicher finde ich mein Unternehmen. Wohl gar habe ich gehört: „ich bin ein alter Praktikus, ich fürchte mich nicht vor dem Müßlingen“ — und dennoch hatten solche die geringste Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich; denn sie sagten nicht das unabsehbare Wesen der Schönheit. Vittoria selbst, unter den Verzweifelnden sitzend, lächelte und konnte sie nicht begreifen.

So habe ich vierundvierzig Bildnisse nach ihr gezählt, die ich selbst gesehen — und wieviele mag es noch mir unbekannt in der bewundernden und fleißigen Künstlerschaft gegeben haben — und sage dennoch: die Kunst hat kein befriedigendes Bild von ihr, und sage es mit Zustimmung dieser vierundvierzig Künstler selbst, die ihr Bildnis versuchten. Was aber die Summe der Rätsel vermehrt, welche uns plagten, indem wir das Mysterium der Vittoria ergründen wollten, war, daß unter dieser großen Anzahl von Porträts sich kaum zwei fanden, die miteinander Ähnlichkeit hatten, kaum zwei also, die nach der angestrengtesten und talentbegabtesten Augen- und

Seelenbeschauung dasselbe sagten, von einem kleinen Raume von einer Spanne lang, und noch weniger breit, enthaltend das Einfachste, das in einem einzigen Blicke aufs Klarste Einleuchtende, was es auf der Welt geben kann, — ein Menschengesicht.

pag. 67 und 77.

Thorwaldsen.

pag. 67.

Er*) lebte jeden Augenblick des Tages, mit unauslöschlicher Jugendfrische, in jeder Erscheinung, welche im entferntesten Grade dem Schönen verwandt war, sei es, daß Kinder an ihm vorüberspielten, oder begegnete ihm naives Bauernvolk in den Straßen, auf den Plätzen, oder wurden im Umgangsverkehr die Formen höherer Gesellschaft durch Originalität gesprengt, oder gab es zu lachen über lustige Anekdoten, deren auch er mannigmal hervorstammelte, auch denen nicht gram, die in mutwilligem Männerhumor die Grenzen der Zucht überspielen. Auch pfuschte er, wie die meisten Künstler, in die Politik, wenn er die Menschheit verletzt glaubte. Die heitersten Gesellen waren ihm die liebsten. Auf sentimentale Gespräche verstand er sich nicht, wußte aber dennoch in diesen, mit dem auf gesundem Urtheil ruhenden, feinsten Takte, den Kern zu erkennen und in sich zu verschmelzen. Sehr gern nahm er Ladungen an zu geselligen Vereinen und Gastmahlen, und frugal oder üppig, genoß er sie stets mit gutmüthiger Freundlichkeit und Befriedigung, war auch unter den Thätigsten dabei; und konnte er gleich, mit der Gabe des Worts nicht beglückt, ganze Weilen sprachlos dasitzen, so ward er doch nie durch seine eigenen Gedanken entfernt von den Gesprächen, die in seiner Nähe vorgingen: kein Wort verlor er davon, und mannigmal sah man alsdann ihm an, daß er das Vernommene auf seine innere Gedankentafel notierte, mittelst deren er seine Ansichten und Urtheile zu bereichern pflegte. Zu wissenschaftlichen Unterredungen war er nicht fähig. Er nahm nur Brocken daraus und gab sie zurück in menschlicher Form. Was er je über die Kunst sagte, war stets bedeutend in ein paar charakteristischen Worten, deren Hauptcharakter immer faktisch war. Kamen alsdann zuweilen bei geselligen Vereinen, etwa nach Tische, oder beim Abendpunsch, Werke bildender Kunst zum Vorschein, Aufgefundenes, Entdecktes oder neu Erschienenes, so ward nichts anderes mehr von ihm beachtet, bevor er nicht alles dies genau durchgesehen, das Tüchtige gewürdigt, das minder Gute mit Stille beseitigt, das Zweifelhafte besprochen hatte. Denn keinen Künstler hat es jemals gegeben, der mehr wie er, mit dem ganzen Umfange seines Selbst, so ganz seine Bestimmung in jedem Augenblicke seines Lebens erfüllt hätte; und dieses, ohne sich einer Absicht

*) Thorwaldsen.

dabei bewußt zu sein; denn was Willen heißt, war ihm, wenn nicht ganz fremd, doch in geringem Grade geläufig. Es gab in ihm durchaus keine Tätigkeit von einigem Belange, außer seiner künstlerischen: diese aber trieb ihn unausbleiblich sofort zum Werke, so oft es sich ereignete, daß eine darstellungswerte Gestalt oder Gruppe ihm begegnete. Dieses geschah natürlicherweise manchmal unverhofft, und unterbrach seine täglichen Geschäfte oder selbst große Arbeiten, welches eine der Ursachen sein mag, weshalb er an manche seiner Werke nicht die letzte Hand legen konnte. Denn war er vielleicht auf Bestellung mit dem einen beschäftigt, dann wollte schon ein anderes im Andrang des natürlichen Berufs getan sein, gleichwie wir auch vom Rubens, in der ungeduldigen Fülle seiner Malerideen, so viele unbeeendete Skizzen haben. Und ist es nicht natürlich, daß ein Werk, dessen Anlaß der Wunsch eines anderen war, auf den Ruf seiner großen Natur eine Unterbrechung leiden mußte? Gern pflegte er in vertraulichem Gespräch zu erzählen, und noch lieber hörte man es an, wie die Idee dieses oder jenes seiner Kunstwerke in ihm aufgegangen war. So erinnere ich mich einer angenehmen Stunde mit ihm, als er mir beschrieb, wie er den Anlaß zu seiner Merkurstatue von einem jungen Menschen genommen hatte, den er zufällig auf seinem gewöhnlichen Gange vom Studium nach Hause, beim Vorübergehen, in einem Hausflur sitzend, im Gespräch mit einigen seiner Mitbewohner, erblickte. Zuerst war er, flüchtig in die offene Haustür schauend, vorübergegangen; aber, nachdem er drei Schritte weitergegangen, ergriff es ihn, welche plastische Figur er gesehen hatte, kehrte zurück, traf den Jüngling noch in derselben Stellung an, und einige Minuten waren genügend, um das plastische Bild in ihm zu befestigen. Eiligst verschlang er sein Mittagessen, und am Abend stand schon das Modell im Kleinen da; am andern Tage ward der Ton für das Modell im Großen aufgerichtet, und jene wenigen Minuten Beschauung waren das Saatkorn zu dieser Statue für Jahrhunderte; denn so muß Thorwaldsens Merkur mit wenigen anderen unserer Zeit genannt werden.

So schnell der Kunstdrang ihn zum Handeln trieb, so selten waren ihm Entschlüsse im Leben. Eine lange Reihe von Jahren z. B. habe ich ihn sprechen gehört von seinen häuslichen Einrichtungen, auf welche seine Gedanken besonders dann verfielen, wenn er bei Freunden Zimmereinrichtungen fand, die seinen Beifall hatten. Dennoch aber blieb die Folge von Zimmern, die er bei seiner frühesten Zeit in Rom genommen hatte, um einigermaßen anständig Besuchende empfangen zu können, nach zwanzig Jahren noch ebenso, wie sie damals in unvollkommenstem Zustande gewesen waren, und wenn er Besuche empfing, erforderte es zuweilen einiges Suchen, um für den Gast einen leeren Stuhl mit wohlbehaltenen Füßen unter seinen abgenutzten und unzulänglichen Möbeln zu finden. Zu dieser Art von Gastfreundschaft aber kam es nicht häufig; denn gewöhnlich traf man ihn an der Arbeit in dem innersten kleinen Zimmer, seinem Hausstudium, wohin man gern ihm folgte, und dort, im Angesicht der Arbeit, die er unter

Händen hatte, wurde an das sonst gewöhnliche Niedersehen nicht gedacht. Er pflegte, wenn an dem äußersten Zimmer gepocht war, aus dem innersten Gemache selbst heranzukommen und den Besuchenden hereinzulassen. Und nie etwa geschah es, daß er, befangen von seiner Arbeit, dem Eintretenden nicht aufs freundlichste seine Hand gereicht hätte, wobei man ein wenig flebrigen Ton beim Händedruck in den Kauf erhielt.

So wie denn die täglich wachsenden inneren und äußeren Aufgaben seiner Tätigkeit ihn in den Händen der Kunst hielten, so wurde sein Ungeschick in Beziehung auf sein körperliches Dasein stets bestärkt, und er blieb all sein Lebelang stationär in der häuslichen Stellung eines Kunststudenten. Bei derselben Familie, deren Haupt eine ehrwürdige Witwe, Madame Buti, war, die in ihrem treuherzigen Charakter alle Nordländer begünstigte, wo er anfangs seinen Sitz genommen, blieb er ein täglicher Haus- und Tischgenosse unter den im ersten Jahre festgesetzten Bedingungen; und hätten nicht die Töchter des Hauses, mit denen er in einem geschwisterlichen Verhältnisse stand, zuweilen seine Zimmer aufgeräumt und einigen Theilen derselben ein wohnbares Ansehen gegeben, hätten nicht diese, als Mitaufseherinnen über seine Kleider und Wäsche, manumigmal über sein Äußeres einige humoristische Bemerkungen gemacht, man würde vielleicht über die angehäuften Fragmente und Entwürfe von Skulpturen keinen Weg durch seine Wohnräume haben finden können; von seinem pelzgefütterten grauen Winterrock möchten noch mehr Episoden der Verwahrlosung emporgetaucht, und seine grauleinene Sommerbluse möchte noch stärkere Anhäufung von Ton der Wäscherin vorenthalten haben. So sehr aber lagen solche Hausangelegenheiten außer seinem Einrichtungstalent, daß er, selbst mit dem besten Willen, sich dieselben nicht verschaffen konnte; denn wenn eine neue Anordnung der Wohnräume von der Hand seiner Freundinnen gemacht war, dann sah man ihn sehr wohllaunig darauf hinblicken; und gern mochte er dann den besuchenden Freund in seinem, übrigens unansehnlichen Sofa bei sich nieder sitzen lassen und eine Stunde verschwätzen; ein solches Verschwätzen liebte er; es war eine Folge seines Gehenslassens — selten war er es von beiden, der solche gelegentliche Unterredungen abbrach.

pag. 77.

Ich habe eine wunderschöne Anekdote mitzutheilen, in welcher Thorwaldsens Genie die Schranken seines großen Kunstwirkens und die unerreichbare Höhe seines Strebens in einem Worte aussprach.

Er hatte eine Stunde bei mir zugebracht und stand nun auf vom Sofa, um zu gehen. Wir gaben uns die Hände — „auf Wiedersehen“ — und er ging zur Thür. Als er dieselbe geöffnet hatte, um hinauszugehen, fiel ihm ein antiker Kopf in die Augen, der auf dem nahen Kamine stand. Es war der halb aufwärts schauende Jünglingskopf, der unter der Benennung eines Athleten bekannt ist. Der Anblick dieses Kopfes erregte ihm Gedanken; er schaute einige Minuten darauf hin, dachte nicht mehr an mich. Er hatte

Abschied genommen. So stand er eine Weile allein, wohl vier Minuten; dann wandte er sich um zur Türöffnung, schlug fast mit Heftigkeit mit der rechten Hand an seine Stirn und sprach mit einiger Bewegung zu sich selbst: „Das können wir nicht!“ und schied. So hatte er in zwei Worten den Unterschied des modernen und antiken Stils ausgesprochen, und in künstlerischer Sprache bezeugt, daß der griechische der Nachwelt unerreichbar sei. Die Größe dieser Äußerung können nur die Wenigen verstehen, welche die naturerfüllte Höhe und den göttlichen Adel des Stils in der griechischen Kunst, gleichsam wie den Charakter einer Handschrift, inne haben, und da sie diesen Stil in den Werken selbst Thorwaldsens vermiffen, durch Nachdenken auf den Punkt gekommen sind, daß dieser Stil uns deswegen unerreichbar ist, weil zu dessen Bedingungen eine durch Jahrhunderte naturreligiös ausgebildete und entwickelte griechisch-kunstbegabte Nationalkraft gehört; ebenso unmöglich als uns ein Jupiter, würde dem Phidias ein Christus gelingen können. Die „Wenigen“ sag' ich; denn wie oft müssen wir die Frage hören, warum nicht heutige Künstler mit Talent und Fleiß ebenso gute Werke wie die Griechen machen könnten — ein desto unkundigerer Gedanke, da aus ähnlichen Gründen nicht einmal das Zeitalter Raffaels jemand reproduzieren kann.

Zu der eben erzählten Anekdote eilt in meinem Andenken an den hingeschiedenen Freund eine andere in dem schönen Stile Thorwaldsens herbei. Als er seine Christusstatue, welche ihm langes, angestrenktes Nachdenken gekostet, fertig hatte, sagte er: „Jetzt merke ich, daß es herabgeht mit mir, denn dies ist das erste Werk, das ich gemacht, womit ich zufrieden bin.“ Mit Bestimmtheit glaube ich sagen zu können, daß er seinem Christus und seinem Merkur den ersten Rang unter seinen Werken gab, ersterem, der ihm am schwersten, letzterem, der ihm am leichtesten wurde. In der ersteren Beziehung war es vielleicht, daß er auch seine Graziengruppe (und vielleicht mit minderem Rechte) manchen anderen seiner Arbeiten voranstellte.

Von keinem seiner Werke habe ich ihn so gern, in seiner naiv analysierenden Art, reden gehört, als von der Christusstatue, gerade in der Zeit, als er den Gedanken der einfachen Bewegung dieser Figur zur Reife gebracht hatte. „Simpel muß so eine Figur sein,“ sagte er, „denn Christus steht über Jahrtausenden. Dies ist,“ fuhr er fort, „die ganz geradestehende menschliche Figur“ — und stellte sich aufrecht, die Arme niederhängend, ohne alle Bewegung und Ausdruck. Jetzt entfernte er, mit gelinder Bewegung, die Arme und beide offenen Hände mit leise gekrümmten Ellenbogen vom Körper. So hielt er inne und sagte: „Kann eine Bewegung simpler sein, als ich jetzt bin? und zugleich drückt es seine Liebe, seine Umarmung der Menschen aus, so wie ich es mir gedacht habe, daß der Hauptcharakter von Christus ist.“ Nichts Zufriedeneres kann man sehen, als seine Miene, mit der er diese Erklärung begleitete; aber ohne allen Stolz in dem mildesten Erscheinen.

Nachdem wir ihn nun in bezug mit seinen eigenen Werken und mit

denen großer Vorfahren gesehen haben, wollen wir in einigen anderen Zügen seine Begeisterung für große Dichter erkennen.

August von Goethe (der, wenige Wochen nachher, in einer wunderlichen Laune des Schicksals in meinen Händen gestorben ist) kam im Jahre 1830 nach Rom, und sogleich zu mir, als seinem zwar noch persönlich unbekanntem, aber angeborenen Gastfreunde nach der vieljährigen Freundschaft unserer Familien. Sehr bald stiegen wir zusammen hinab zum Thorwaldsen, um ihm die Grüße seines Vaters zu bringen. Wir kamen ihm unerwartet; denn ich hatte versäumt, ihm von Goethes Ankunft zu reden, die mir selbst erst kurz zuvor angesagt war. „Hier bringe ich Ihnen den Sohn Goethes,“ sagte ich, als Thorwaldsen, der uns die Thür seines äußersten Zimmers geöffnet hatte, uns in seiner Freundlichkeit hereinführte. In aufwallender Überraschung wandte er sich erst zu mir, dann zu jenem, und rief aus: „Das ist der Sohn Goethes?“ „Ja!“ rief ich. „Wirklich der Sohn Goethes?“ fuhr er fort. — „Ja, ja!“ rief ich wieder. Und die hellen Tränen stürzten ihm nieder, und er nahm ihn in die Arme und wollte ihn kaum wieder loslassen.

Dieser Vorfall würde nichts sein, wenn nicht die geistige Berührung Thorwaldsens mit Goethen, in wenigen Worten erkennbar, uns darin ergriffe.

Einen andern muß ich hinzufügen, der eine ähnliche Geistesberührung mit ihm und Sir Walter Scott, ohne alle Worte, bezeichnet, und gerade wegen dieser Stummheit merkwürdig und ergötzlich ist. Sir Walter war im Jahre 1831 auf einige Monate in Rom. Nicht zu Kunstwerken, nicht zum Vatikan, ist dieser große Romantiker gegangen; das alte Ritterschloß am See von Bracciano, 30 Miglien von Rom, ist die einzige Merkwürdigkeit, die er besucht hat. Mehrere Male hingegen trieb mich Sir Walter an, ihm Thorwaldsens Bekanntschaft zu verschaffen, und auch dieser nahm es gern an, als ich ihm eines Tages vorschlug, den merkwürdigen Dichter zu besuchen. Wir trafen ihn an, und zu meiner nicht geringen Verlegenheit ward ich nun gewahr, woran ich vorher nicht gedacht hatte, daß es keine Sprache gab, um sie in Verkehr zu setzen. Sir Walter, zwar genau bekannt mit den europäischen Sprachen, konnte seine Scheu nicht überwinden, eine derselben zu sprechen, Thorwaldsen aber sprach kein einziges Wort englisch. In welcher Sprache ich Thorwaldsen einführte, entsinne ich mir nicht, war aber von meiner Verlegenheit sehr bald befreiet, da ich sah, mit welcher Herzlichkeit sie einander entgegengingen, und in Händedrücken, und sogar durch wechselseitiges Streicheln ihrer Schultern nicht aufhören konnten, ihre pantomimische Wonne aneinander auszudrücken; wobei nichts anderes zu hören war, als die abgebrochenen Worte: *connaissance — conoscenza — charme — plaisir — heureux — piacere — denied — happy — u. s. w.* Bald aber bemächtigte sich eine neue Verlegenheit aller drei Vereinigten; denn es wurde, aus Mangel an Sprachmitteln, bald die Unmöglichkeit gefühlt, irgend ein Gespräch zu führen. Ein wahres Ergötzen gewährte in dessen die knabenhafte Verlegenheit dieser beiden Kunstheroen. Wir schieden

gar bald unter herzlichen Händedrücken, wiederholten Versicherungsfragmen-
ten und lieblosenden Redensarten, indem beide sich befriedigt mit den
Augen bis zum letzten Augenblicke verfolgten. So viel vermag die stille
Sympathie harmonischer Seelen. Eine solche unsichtbare Macht beseele sie
gegenseinander zu den wärmsten Ausdrücken einer Hochachtung, deren Größe
und Natur jeder von ihnen weit entfernt war selbst ermessen zu können;
denn Sir Walter Scott hat nie eine Statue angesehen, und Thorwaldsen
nie ein Buch gelesen.

Karl Friedrich Schinkel.

Aus: Aus Schinkels Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen, mitgeteilt von Alfred Freiherr von Wolzogen. Berlin 1862. Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

Sch. wurde geboren in Neu-Ruppin den 13. März 1781. Er besuchte seit 1797 die Berliner Bauakademie. Von 1803 bis 1805 reiste er in Italien. Von Anfang Oktober 1803 bis April 1804 hielt er sich in Rom auf. Von Juni bis Ende November 1824 war er zum zweiten Male in Italien, von Mitte August bis Mitte Oktober in Rom. 1839 trat er als Landesoberbaudirektor an die Spitze des gesamten Staatsbauwesens in Preußen. Er starb in Berlin den 9. Oktober 1841.

Bd. II pag. 9.

Rom, den 4. Oktober 1824.

Die Villa Raffaels.

Den 4. Oktober. Morgens fuhren wir, die Villa des Raffael zu sehen, ein einfaches Häuschen, worin dieser große Meister wohnte, mit kleiner Vorhalle und Balkons aufs gemütlichste, aber ganz ländlich eingerichtet. In grünen Rasenwinkeln stehen steinerne Tische und Bänke für ein Gelage; ein schöner Hain von Pinien und andern Bäumen hinter dem Hause und eine ansehnliche Weinbergsanlage vor demselben, mit der Aussicht auf die Villa Medici und den Vatikan in der Ferne, machen den Aufenthalt höchst lieblich. Die ganz einfachen niedrigen Zimmer sind mit sehr schön gedachten Friesen, Arabesken und Bildchen bemalt. In einem der Frieze sind nur Frauenporträts angebracht, vielleicht von Personen, die den Künstler sehr interessierten. In einem kleinen gewölbten Zimmer, welches auf weißem Grunde Arabesken an Wänden und Gewölben hat, finden sich Bildchen eingefügt, Alexander und Rogane, Mars und Venus, und viele Personen beiderlei Geschlechts und jedes Alters darstellend, die nach einer Scheibe schießen, welche an einem Terminus aufgehängt ist; vor ihnen schläft Amor, und hinter ihnen blasen kleine Amoren eine Fackel an; eine herrliche Komposition. (Diese Bilder sind in den vierziger Jahren fortgenommen und jetzt im Palazzo Borghese, 1849 aber die ganze Villa von den Republikanern zerstört worden. Ann. v. W.)

Johann Christian Reinhart.

Aus: J. C. Reinhart und seine Kreise, von Otto Baißch. Leipzig, Seemann, 1882.

R. wurde am 24. Januar 1761 zu Hof geboren. 1778 studierte er in Leipzig Theologie, zeichnete aber daneben an der Universitätsakademie unter Meßers Leitung. 1783 siedelte er nach Dresden über, sich dort in der Kunst selbst weiterbildend. In den Jahren 1786 (Dezember) bis 1789 weilte er als Freund des Herzogs Georg von Meiningen an dessen Hofe. Im Herbst 1789 reiste er nach Italien und kam dort am 23. Dezember 1789 an. Er wohnte zunächst in der Casa Zuccaro; als er sich 1800 mit einer Römerin verheiratete, zog er in den 4. Stock der Casa Franconi, Via quattro fontane Nr. 49. In den zwanziger Jahren sammelte sich in seiner Stammkneipe, Osteria Scozzese, Via felice gegenüber dem Palazzo Barberini, um ihn die künstlerische Opposition gegenüber den Nazarenern (den katholisch Gesinnten) und Kapitolinern (den orthodox Protestantischen, Schnorr, Olivier, Richter u. s. w.), vor allem Wagner, Koch, Genelli (von 1822—1832). 1825 malte R. im Palazzo Massimi bei Aracoeli ein Zimmer mit Temperagemälden auf leinwandbespannten Wänden aus. Er entdeckte etwa 1825 die Cervaragrotten. Auch die Cervaragesellschaft wurde 1830 in der Osteria Scozzese gegründet. (Friedr. Nerly, seit 1829 in Rom, war ihr erster „Generalissimus“.) R. starb in Rom in der Nacht vom 8./9. Juni 1847.

pag. 267.

Rom, den 4. Oktober 1825.

An Heydeck.

Temperagemälde im Palazzo Massimi.

Meine jetzige Beschäftigung ist, für den Marchese Massimi ein Zimmer mit acht Gemälden in Tempera auf Leinwand, die in die Mauer eingelassen werden, zu verzieren. Sonderbare Formen. Alle Gemälde, die über den Türen ausgenommen, sind 8 Palmen 7 Onc. hoch; das größte 16 Palmen, das schmalste 2 Palmen 2 Onc. breit. Gerade in dieses habe ich einen tiefen Wald gemacht mit einem Jäger und mehreren Hunden und einem Schweinskopf, dessen ganze Geschichte Sie in Didors bibl. histor. IV selbst nachlesen mögen, denn hier wäre sie zu lang. Für mich ist diese Temperamalerei eine neue Weise, die mir, obgleich manche Schwierigkeiten aufstoßen, Vergnügen macht. Auch hat, was ich bis jetzt fertig habe, allen Künstlern, die es gesehen, gefallen. Ich meines Theils suche wenigstens bei so fatalen Formen durch Komposition den Zwang dieser Formen zu verdecken und durch die Figuren einiges Interesse hineinzubringen.

pag. 268.

Rom, den 16. Oktober 1825.

Fresken in der Villa Massimi. „St. Georg“ für die Franziskaner in Ascoli.

Schnorr macht sich viel Ehre mit seinen Freskomalereien in der Villa Massimi. Die Wände eines Zimmers, wo Veit die Decke gemacht hat, soll Koch jetzt in Fresko dort ausmalen. Ich fürchte, Koch habe irgend eine alte Sünde abzubüßen, denn bei seiner Art zu malen und seiner geringen anatomischen Kenntniss des menschlichen Körpers, die freilich in kleinen Figuren sich verstecken läßt, wird er dort manchen Stein des Anstoßes finden, wo die Figuren lebensgroß sind und das Fresko eine schnelle Hand erfordert und eine sichere Hand. Ich sehe jetzt deutlich, wie sehr mein vieles Zeichnen nach der Natur mir Gewandtheit verschafft hat, geschwind zu arbeiten und jeden Pinselstrich stehenzulassen, bei den Arbeiten in Tempera, die ich für Massimi mache. Die Tempera ist ziemlich dieselbe Art wie das Fresko — ja die Lüfte sind schwerer zu machen, weil die Farbe hier unter der Hand trocknet und nicht Zeit läßt, sie wie in Fresko zusammenzuarbeiten.

Ich lege einen Abdruck bei von einem heiligen Georg, den Sie freilich bemitleiden werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn per carità für ein Franziskanerkloster nahe bei Ascoli gemacht habe. Sehen Sie das Pferd nicht an. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. Die guten Pfaffen haben mir einige vortreffliche Schinken geschickt und mir versichert, daß sie mich alle Tage in ihr Gebet einschließen — dabei erspare ich viel Zeit — und haben mich eingeladen sie zu besuchen. Da ihr Kloster San Giorgio romantisch zwischen Bergen liegt, die so hoch sind, daß im Sommer um 20 Uhr keine Sonne es mehr bescheint, möchte ich wohl künftigen Sommer einen Ausflug dahin machen. Man sieht einmal was Neues. Man zehrt vom Drachen, von Pfaffen und vom heiligen Georg, den ich übrigens unter allen Heiligen am meisten liebe, weil er ein Reitersmann und aktiv war.

pag. 288.

Rom, den 9. Oktober 1833.

An Heydeck.

Ausgrabung der Gebeine Raffaels.

Wahrscheinlich haben Sie aus Zeitungen die Haupt- und Staatsaktion vernommen, wie man die Gebeine des unsterblichen Raffael ausgegraben hat. So haben selbst die Toten vor dem Kunstfeier keine Ruhe. Kardinäle und Prälaten waren dabei. Eine fromme Künstlerbrüderschaft, die in der Rotonda ihr Nest hat, worunter außer Malern, Bildhauern und Architekten auch Goldschmiede, Silberarbeiter, Büchsenmacher und künstliche Schlosser=

meister sich befinden, und die sich Congregazione dei Virtuosi di San Giuseppe di terra santa nennt (und die eigentlich die prima causa movens war, wo nach meiner Vermutung Spekulation zum Grunde lag, wie sich gewiß in der Folge zeigen wird) und die Akademie von San Luca, als deren Mitglied ich denn auch der Funktion beiwohnte, waren zugegen, von einer zahlreichen Schweizerwache umgeben, bei verschlossenen Türen der Rotonda. Ich sagte zu einem der Akademiker von San Luca: Se avete alfine trovato le ossa di Rafaele, cosa avete? Se si trattasse di scavare la spirito suo, l'ingegno e talento, vedresse come vorrei far a cazzotti per aver anch' io la mia porzione. Die Gebeine wurden vom Chirurg Trasmonti in einen saubern Sarg (a castro) nach einer förmlichen Refognition in Ordnung gelegt, versiegelt und in eine Kammer der Rotonda, die auch versiegelt wurde, bis auf weitere Verordnung beigelegt. Der Pseudo-Raffaelschädel auf der Akademie von San Luca, von dem man jetzt weiß, daß er einem Canonico della Rotonda zugehörte, hat sich bescheiden zurückgezogen. Wie vieles ist nicht über diesen Schädel geschrieben worden! Die Gipsabgüsse sind bekannt genug. Auch Gall hat darüber geurteilt. — Es sollte mich freuen, wenn Sie ausfinden könnten, was er darüber sagt, und es mir mittheilten.

Friedrich Preller.

Aus: Friedrich Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, 1. Reihe. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.

P. wurde am 25. April 1804 zu Eisenach geboren. Als Begleiter Carl Augusts kam er 1823 in die Niederlande und wurde in Antwerpen Schüler des Akademiedirektors van Bree, eines Historienmalers und Verehrers Davids. 1825 kehrte er nach Weimar zurück, reiste aber bald nach Oberitalien, wo er sich zwei Jahre aufhielt. 1828 kam er nach Rom, im Frühjahr 1831 besuchte er Neapel, Paestum, Sorrent, Amalfi und Capri. Dann reiste er heim und wurde in Weimar an Hofrat Meyers Stelle Lehrer der Kunstschule. In den Jahren 1832—1834 malte er im Hause des Dr. Härtel in Leipzig sieben Odysseelandschaften. 1840 besuchte er Norwegen. Zur historischen Ausstellung in München entwarf er 1858 die Odysseekompositionen, die der Großherzog von Weimar für sein Museum bestellte. Im Jahre 1859 besuchte er zum zweiten Male Rom, Capri und Amalfi. Am 23. April 1878 starb er in Weimar.

pag. 280.

Friedrich Prellers Aufenthalt in Rom,

nach seinem mündlichen Berichte mitgeteilt von Friedrich Pecht.

Es war im Frühjahr 1828, als ich dort anlangte. Eine neue Welt ging für mich auf. War auch Cornelius nicht mehr da, so kam er doch bald wieder, verehrt wie ein König, außer ihm aber waren ja noch Overbeck, Thorwaldsen, Wagner, Koch, Reinhart, Catel, von Jüngeren Genelli, Riedel, Moosbrugger da, dann einige Altersgenossen, Nerly, Lucas und der geistreich sinnige Draeger, an welche drei letztere ich mich besonders anschloß, Rietschel und Semper kamen bald nach, kurz, es war das regste, hoffnungsvollste, gehobenste Leben.

Der mich vorerst aber am meisten anzog, war der geistreiche Zyniker Koch, über den sich alle lustig machten, während gelegentlich alle von ihm lernten. Als ich ihn zuerst besuchte, fragte er mich gleich: „Kennen Sie denn auch den Goethe, den Kunstschreiber? Verstehen tut er aber nir!“ Der wunderliche Alte nahm sich meiner redlich an, als ich ihn darum bat, und ich konnte oft mit ihm aufs Land gehen. Zunächst besuchte ich noch Olevano und Subiaco. Die erhabene Schönheit wie der Reichtum dieser Natur zogen mich so an, daß ich während der drei Jahre, die ich in Rom blieb, jeden Sommer dort zubrachte, unaufhörlich bestrebt, in meinen Studien die Natur aufs gründlichste kennen zu lernen. Koch aber trieb mich dabei beharrlich, bei meiner Wiedergabe derselben alle Zufälligkeiten mög-

lichtst wegzulassen, mich bloß aufs Wesentliche zu beschränken und so stilisieren zu lernen.

Auch Eottens Sohn, den hannöverschen Konsul Kestner, lernte ich kennen, der, selber Dilettant, sich beständig in Künstlerkreisen bewegte. (Kestner lebte noch, fast mumienartig eingetrocknet, aber fein und wohlwollend wie früher, als ich selber fünfundzwanzig Jahre später als Preller nach Rom kam. Einer klassischen Geschichte, die damals über ihn in Rom kursierte, erinnere ich mich noch. Wie die meisten Dilettanten, stellte er sich in Kunstübung immer nur die höchsten Aufgaben, obwohl er wenig oder gar keine schöpferische Kraft besaß. So hatte er denn auch ein größeres Studio als alle anderen und einen ungeheuren Karton darin, der das jüngste Gericht, wenn ich nicht irre, vorstellte, aber niemals fertig werden wollte. Endlich war er aber doch ziemlich weit, und der glückliche Autor lud seine Freunde, darunter Cornelius und Thorwaldsen, wie Koch, Genelli und alle anderen Zeitgenossen zur Besichtigung seines Meisterwerks. Hinter dem Bild sah man im nächsten Zimmer den Tisch zum Pranzo gedeckt und der Orvietoflaschen die Fülle. Die Freunde stellten sich nun sämtlich vor dem Karton auf; als sie aber Kestner bittet, über den jüngsten Tag selber Gericht zu halten, entsteht eine bange, verlegene Stille. Endlich nimmt sich Cornelius ein Herz. In gewaltigem Sprunge, ohne ein Wort zu sagen, setzt er mit dem Kopf direkt durch den Karton und nimmt dahinter am Tisch Platz. Die übrigen, sofort verstehend, folgen seinem Beispiel und setzen ebenfalls schweigend zum Salto mortale mitten durch die Verdammten an, selbst Oberbeck, und erst als sie sämtlich am Tische sitzen, bricht ein unermessliches Gelächter aus, in das Kestner selber fröhlich einzustimmen denn auch Verstand genug hat.)

Derselbe brachte eines Tages Goethes Sohn zu mir, der eben nach Rom gekommen und vom Vater dringend an mich empfohlen war. Groß und stattlich, dabei heiter und gutmütig, war er eine angenehme Erscheinung, und unser Verkehr wurde um so rascher ziemlich intim, als er sonst noch wenig Bekannte hatte. Von einer Neigung zum Trunke, die man ihm bekanntlich nachsagte, habe ich, obwohl die meisten Abende mit ihm bringend, nie etwas bemerkt, wenigstens sicherlich ihn nie betrunken gesehen. Es war nicht lange nach seiner Ankunft, daß wir, er, Kestner und ich, einen Ausflug nach Albano verabredeten. Als er am Morgen kam, klagte er über Unwohlsein wegen einer Erkältung, die er sich gestern im Vatikan geholt. Dennoch wanderten wir in der Hoffnung, daß ihm besser werde, nach den Seen von Albano und Nemi und gingen dann nach Frascati hinüber. Goethen aber wurde immer übler, er glühte von Fieber, so daß ich endlich Kestner bat, die Partie abzukürzen. Kaum waren wir wieder zu Hause, so legte er sich schwer krank nieder. Der herbeigerufene erfahrene italienische Arzt war gleich sehr bedenklich und erklärte sein Übel für eine noch nicht zum Vorschein gekommene Hautkrankheit. Da auch uns die Sache sehr beunruhigend erschien, beschloß ich denn mit Meyer aus Dresden, neben

dem er wohnte, bei ihm zu wachen. Das Fieber stieg bald so, daß er auf einmal rasend aufsprang, aus dem Bette sprang, mich umarmte und fast erwürgte, bis der mir zu Hilfe eilende Meyer und ich ihn mit Gewalt wieder ins Bett brachten. Kaum war der Kranke darin, so starb er uns unter den Händen. Die Sektion ergab, daß sich im Gehirn eine Blatter gebildet hatte und wahrscheinlich das Zurücktreten der Krankheit durch die Erkältung den Tod herbeiführte. Bei dem Begräbnis ward auch ich unwohl und bekam schon am andern Tage die Blattern selbst sehr heftig, von mir erbt sie Nerly, der mich besuchte und sie einer ganzen Reihe von Engländern mittheilte, so daß sie bald überall verbreitet waren. Wenn mich der Tod von Goethes Sohn sehr ergriffen hatte, wie er denn das größte Aufsehen machte, so ist mir kaum weniger merkwürdig, daß Goethe selber gegen mich des Sohnes weder damals, noch je später auch nur mit einem Worte erwähnte. Ja, des Verstorbenen eigene Söhne erfuhren es erst nach vierzig Jahren ganz zufällig, daß ich es war, der ihrem Vater bei seinem raschen Tode zur Seite gestanden.

In dieser Zeit verkehrte ich auch viel mit dem geistreich heitern Sübrich, der damals zwar noch nicht wie später im Beten mit jedem Kapuziner wetteifern konnte, aber um so eher im Trinken, und mit mir der Gesellschaft der „Brandwache“ präsidirte, so genannt, weil sie immer als die letzten aus der Kneipe gingen. Genial, wie er es war, stund er schon damals sehr im Ansehen, wie ihm dann auch Overbeck die Vollendung der von ihm in Villa Massimi angefangenen Fresken überließ. Auch Thorwaldsen verkehrte viel in unserem Kreise, dem auch der liebenswürdige Magnus angehörte. Mit Cauniz und Pellissier stund ich in noch näherem Verhältnisse. Weniger Verkehr dagegen hatte ich zu jener Zeit mit Genelli, der auch schon in hohem Ansehen stund. Seine Erzentrität, die ihm ja auch das Leben verdarb, machte das nicht möglich. Später kamen auch Bendemann, Hübner, Schadow und andere Düsseldorfer, denen es aber nicht recht in Rom gefiel und die darum wieder eine Koterie für sich bildeten. Auch Rietschel war es nicht recht geheuer dort, er konnte sich nicht zurechtfinden und behaglich werden in dem Kreise.

Was nun meine eigene Tätigkeit betrifft, so ging sie völlig auf im Studium der Natur im Sommer und der Kunstschätze Roms im Winter, ich habe dort kein Bild gemalt. Erst als ich zurückkam, malte ich eines, und zwar zuerst Torre quinto. Besser als meine oberitalienischen Sachen, zeigt doch auch dieses noch einen unfertigen Menschen. Von den Alten war mir jetzt am meisten Poussin sympathisch geworden, von dem ich auch jenes schöne Bild in der Galerie Corsini kopierte.

Joseph von Führich.

Aus: Joseph von Führichs Briefe aus Italien an seine Eltern (1827—1829). Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1885.

J. wurde am 9. Februar 1800 zu Kratzau in Böhmen geboren. Aus den Dichtern der Romantik seine Kunstbegeisterung schöpfend, hatte er eine Reihe von Zeichnungen nach Tiecks „Genovesa“ entworfen. Hauptsächlich durch die Bemühungen seines Freundes Franz Haas von Örtlingen und des Malers Karl Waagen (Bruder des bekannten Kunstschriftstellers und Direktors der Berliner Kunstsammlungen Wilhelm Waagen) fanden dieselben in den höheren Wiener Kreisen eine so günstige Aufnahme, daß ihm seitens einiger vornehmer Gönner die Mittel zu einem Aufenthalte in Italien geboten wurden. Am 23. Januar 1827 traf er in Rom ein und nahm in der Via di San Isidoro Wohnung. Hier trat er in den Kreis der Overbeck, Koch u. a. ein und übernahm die Vollendung der von Overbeck begonnenen Ausmalung des Cassozimmers in der Villa Massimo. Im Juli 1829 verließ er Rom. Im Jahre 1841 wurde er Professor an der Wiener Akademie und wirkte dort im Sinne der „Nazarener“. Er starb in Wien am 13. März 1876.

pag. 3.

Rom, den 26. Jänner 1827.

Reise, Ankunft, erste Orientierung.

In Ferrara ließ ich mich gleich nach Rom einschreiben und nach einigen Stunden Schlafs ging's um 3 Uhr früh über Bologna weiter nach Imola, Forlì Rimini und eine Menge anderer Städte, nach Ancona, von dort durch die Apenninen nach Foligno, Spoleto, nach Rom. Ich setzte diese paar Namen nur her, damit Ihr auf der Karte meine Reise nachsehen könnt. Im ganzen war sie bequem, wenn auch ziemlich beschwerlich durch ihre ungeheure Schnelligkeit. Denkt Euch: Donnerstag früh um 3 Uhr von Ferrara weg — die ganze vorige Nacht auch nicht geschlafen — und nun rastlos Tag und Nacht fort bis Rom, wo ich Dienstag Abend um 9 Uhr ankam. Meine Reisegefährten von Venedig bis hierher waren lauter Italiener; in Foligno fand sich ein Schweizer Kaufmann, der deutsch sprach. Ich habe viel Kälte ausgestanden und Langeweile durch die ungeheure Geschwähigkeit der Welschen. Von Ferrara an hatten wir einen Wagen für neun Personen, der nach Bedürfnis bald mit sechs, bald mit acht Pferden bespannt wurde. In den Apenninen zogen ihn acht ungeheure weiße Stiere und nebenher ritt die gewöhnliche Begleitung von drei päpstlichen Dragonern... Die Apenninen sind ein wildes, rauhes Gebirge, dem nur die

vielen Obäume, Pinien und Zypressen und die großen Herden schöner weißer Ziegen, die oft großen Wasserfälle und die eingestreuten Örtchen einige Abwechslung geben. Als ich durch die öde, wüste Campagna di Roma Dienstags um 9 Uhr in Rom ankam und unser Wagen über den Ponte Molle fuhr und die ungeheuren Massen dieser ewigen Stadt mich aus der Dunkelheit ansahen, konnte ich mich wirklich eines heftigen Schauers nicht erwehren. Es ging durch die Porta del popolo an dem Obelisk vorbei nach der Dogana oder Maute, von wo aus ich mich um ein Nachtlager umsah, welches ich bei Franz im deutschen Gasthose fand. Mittwoch Abends, als den folgenden Tag, nachdem ich schon einigemal im Café Greco mich vergebens nach Deutschen umgesehen hatte, fand ich mehrere und unter anderen auch gleich den trefflichen Waagen. Nun war ich geborgen. Er gab sich mir gleich ganz hin; mit ihm besuchte ich noch denselben Abend einen Singverein, den hier gegen fünfzehn deutsche Künstler bilden, und wo die urältesten Kirchensachen vierstimmig gesungen werden. Diese Szenen hier in Rom haben etwas unendlich Rührendes, wie der Deutsche mit seinem angeborenen Ernste überall das Tüchtige sucht und an sich aufnimmt. Von dort ging's in die Kneipe, wo ich wieder viele Deutsche traf, die mich alle wie einen alten Bekannten aufnahmen. Wie malerisch diese Zusammenkünfte in den sonderbaren Lokalen sich ausnehmen, kann ich nicht beschreiben. Um 10 Uhr ging ich zu Bette. Donnerstags ging ich mit Waagen und noch einem wackeren Deutschen nach St. Peter, sah die Kirche, die mir aber nicht im mindesten imponierte, und gleich darauf den Vatikan und Raffael, über was alles ich Euch nächstens mehr sagen werde. Freitags ging ich in derselben Gesellschaft nach dem alten Rom, sah die Riesentrümmer jener großen Vergangenheit, die Triumphpforten des Septimus und Titus, den Tempel des Friedens und der Venus, und vor allem das Kolosseum. So hat mich noch kein Anblick in meinem Leben erschüttert. Mitten in der weiten Arena steht ein großes Kreuz und umher im Kreise an den wildverwachsenen Pfeilern und Eingängen zu den Behältern der wilden Tiere sind Kapellen mit den 14 Stationen des Kreuzweges. Soeben verrichtete eine Bruderschaft in grauen Säcken, wo die Augenlöcher herausgeschnitten waren, ihren Bußgang unter sonderbar eintönigem Gesange. Hierin ist Rom einzig und nirgendmehr in der Welt wird man an das Eitle und an das Ewige gemahnt, als hier.

pag. 25.

Rom, den 28. Juli 1827.

Kontrakt mit dem Fürsten Massimo zur Vollendung der Tasso-Fresken.

Ich fange mein Jegiges damit an, Euch das Wichtigste, was mich betrifft, zu schreiben. Ich habe nämlich eine Arbeit übernommen, welche zwar in betreff des dafür zu erhaltenden Honorars nicht zu den einträglichen

gehört, welche aber — so Gott seinen Segen dazu gibt — von anderweitigem großen Nutzen für uns alle sein kann. Es sind drei Freskogemälde in der Villa Massimi. . . Nun will ich Euch die Sache etwas näher beschreiben: Die Villa hat zu ebener Erde drei mächtig hohe Zimmer, welche der verstorbene Prinz Massimi für Fresken aus den großen italienischen Dichtern Dante, Tasso und Ariost bestimmte, wozu er die ersten in Rom lebenden deutschen Maler wählte. Das mittlere Zimmer mit Szenen aus Ariosts rasendem Roland ist ganz von Julius Schnorr; das zur Linken (Dante) von Philipp Veit und Koch, das zur Rechten (Tasso) von Overbeck; letzteres fertig bis auf erwähnte drei Bilder. Vor ungefähr 14 Tagen kam Overbeck zu mir und trug mir die Vollendung deselben nach eigener Komposition und überhaupt so an, daß ich Neuling in Rom ganz überrascht wurde. Er sagte mir, er habe das Vertrauen zu mir, wie zu keinem anderen, wünsche und rate mir sehr, diese Arbeit nicht fahren zu lassen. Er selbst hat nämlich ein großes Altarbild für Hamburg zu malen, welches, sowie seine schwächliche Gesundheit, ihn an der eigenen Vollendung hindert. Ich bat ihn um einige Bedenkzeit, welche er aber nur auf drei Tage hinaussetzen konnte, weil der Fürst M. baldigsten Bescheid erwarte. Wie gerne hätte ich zuvor Euern Rat und Euer Gutachten eingeholt; so aber galt es eine schnelle Entschließung und ich mußte mir an der eigenen Überzeugung und an dem Rate meiner hiesigen Freunde genügen lassen, welche alle darin übereinstimmten, es wäre eine wahre Unbesonnenheit, eine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, in Rom ein Werk zu hinterlassen, welches noch nach Jahrhunderten gesehen und beurteilt würde. Alle großen Meister hätten sich bemüht, in Rom etwas Bleibendes zu haben. Das alles ist wahr, und nun kommt noch dazu, daß sich nie im Leben mehr ein solches Zusammentreffen von Umständen ereignen kann, auf solch ehrenvolle Weise und in solcher Gesellschaft öffentlich aufzutreten; freilich eine Gesellschaft, in der man sich gut benehmen muß, um zu bestehen, denn die Deutschen haben sich an diesen Fresken ein Denkmal gestiftet, welches sich an das Beste anreihet, was je die Kunst hervorgebracht hat. Immer von Fremden aus allen Weltgegenden besucht, ist diese Villa ein für die deutsche und überhaupt für die Kunst und Kunstgeschichte höchst wichtiger Ort — und so dachte ich, muß es wohl Gottes Wille sein, der mir ohne mein Zutun wieder eine solche Gelegenheit, vorwärts zu schreiten, darbietet. Die Notwendigkeit, gleichen Schritt zu gehen mit dem von anderen schon Geleisteten, die Nähe der berühmtesten Fresken in der Welt (Raffaels nämlich), die so große Öffentlichkeit der Sache, bei den Mitteln, die Rom darbietet, etwas Tüchtiges zu leisten, macht diese Arbeit gewiß zu dem zweckmäßigsten Studium, das ich hier unternehmen könnte. Genug, ich habe es in Gottes Namen angenommen. Overbeck stellte mich dem Prinzen vor und machte meinen Dolmetscher. Es wurde ein Kontrakt aufgesetzt mit den beiderseitigen Bedingungen, wovon der Prinz eine Abschrift und ich die andere erhielt. Die Bedingungen sind ungefähr folgende: Ich verpflichte mich, die Arbeit inner-

halb des künftigen Jahres 28 zu vollenden und so gut auszuführen, als in meinen Kräften steht. Das Honorar dafür sind 300 römische Scudi; die teuern Farben, als Ultramarin u. s. f., auf seine Kosten u. s. w. u. s. w.

pag. 41.

Rom, den 13. October 1827.

Koch.

Wahrscheinlich, wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich schon an der Arbeit in der Villa. Ich fange mit Koch und Overbeck zugleich an, weil ich von der Technik des Freskomalens noch keine Idee habe. Der alte 69jährige Koch hat mich dieser Tage schon einigemal besucht und ist mir mit Rat und Tat, sowie Overbeck, zur Hand. So ein Mann ist mir im Leben noch nicht vorgekommen — diese kindliche, fast kindische Schlichtheit, bei soviel Meisterschaft, dieser Lebensmut, diese Jugendlichkeit und produktive Kraft bei diesem Alter. Er würde Euch unendlich freuen, wenn Ihr ihn kennen solltet. Er stapft bei seiner nicht unbedeutenden Korpulenz trotz jedem Jungen in und um Rom herum, wobei er sich eines ungeheuer langen und dicken Knotenstocks bedient, von den hiesigen Künstlern aus Scherz die Ramme genannt. Damit stößt er auch gegen die Türen, um seine Gegenwart kundzugeben, wenn ihm nicht gleich aufgemacht wird. „Na Kamerad,“ spricht er, wenn er zu mir hereintritt, „wemmer bald zusamme kampiere, da drause?“ Es wird Euch bekannt sein, daß er ein Tiroler ist. Dieser Mann ist so vielseitig, daß es ihm eins ist, heute an einer vortrefflichen Landschaft zu malen und morgen einen schweren historischen Gegenstand mit nicht weniger Erfolg zu behandeln. Sein letztes Werk, eine historische Landschaft: die ährenlesende Ruth und Boas, ist von unglaublicher Schönheit in poetischer Erfindung sowohl, als die sich darin regenden Menschengruppen und wie gemalt. Der redliche Boas steht mitten im Segen seiner reichen Ernte, er selbst ein Segen dem Notleidenden. Freudig und treuherzig umgibt ihn arbeitend das Schnittervolk, hier und da in den wallenden Saaten zerstreut, oder den Feigenbaum seiner Früchte entledigend, oder im Schatten sich labend. Unabsehbare Saaten, freundliche Flecken auf den Hügeln, nach denen die hochbeladenen Wagen fahren — das blaue Meer im Hintergrunde. Man sieht Kamele und Lasttiere dahinziehen, mit dem Reichtum des Aufgangs beschwert. Eine Ruhe und Stille liegt trotz dem geschäftigen Treiben in diesem Bilde, wovon man sich, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff machen kann. Koch ist verheiratet und hat Kinder, mag auch wohl nicht ohne Sorgen sein, aber sein glückliches Naturell hilft ihm darüber weg. Dabei ist er ungeheuer fleißig, was hier in Rom so selten der Fall, da Klima, Witterung u. dgl. so große Hindernisse dem Fleiße entgegenstellen. Noch einer Eigenheit dieses durchaus originellen Mannes muß ich gedenken: Gewisse Kleinigkeiten, ein Wort, ein Ton u. dgl.

können ihm auf lange Spaß und Vergnügen machen, wie einem Kinde. Lernt er jemand kennen oder kommt jemand mit einem etwas sonderbaren Namen hier an, so kann ihm dieser Name wochenlang im Kopfe liegen und er sagt ihn für sich her, wo er immer steht und geht, zu Hause, auf der Straße, und stößt dabei mit seiner Kamme gegen das Pflaster und lacht und freut sich darüber, daß es so wunderbar Zeug in der Welt gibt. Das dauert denn so fort, bis irgend etwas Neues dieser Art das Alte verdrängt, was für ihn immer ein neuer Jubel ist. Man kann ihn auch in der Tat nicht sehen, ohne zu lächeln und heiter zu werden. Sein ganzer Charakter spricht sich in seinem rötlichen, wohlhäbigen Gesichte, von weißen Haaren umspielt und mit einer farbenbefleckten Mütze bedeckt, aus.

pag. 53.

Rom, den 16. November 1827.

Weg zur Villa Massimo.

Wenn ich so manchmal über Gottes Fügungen nachdenke, so wird mir ganz sonderbar zumute, und ich wundere mich oft, daß ich mich in Rom finde und unter diesen Umständen; besonders wenn ich dieser Tage des Morgens nach der Villa ging, war mir's recht klar, daß Gottes Hand mit uns ist. Ich dachte: Du gehst nun hier in Rom an eine Arbeit, die schon seit Jahren die größten Maler unseres Jahrhunderts beschäftigt, an welcher teilzunehmen sich schon so viele vergebens bemühten. Gott, der dir so leicht dazu geholfen, wird auch seinen Segen nicht versagen. Ich gehe gewöhnlich durch die Basilika S. Maria Maggiore, welche auf meinem halben Wege liegt, die gerade Straße nach S. Giovanni in Laterano, dem Ziele desselben. Wenn ich aus der Kirche trete, sehe ich den Lateran samt dem großen Obelisk in gerader Linie vor mir und die Lorbeer und Zypressen meiner Villa und die alte lateinische Pforte, wo Johannes, der geliebte Jünger des Herrn, zum Märtyrer wurde, hinten die öde römische Campagna mit ihren Trümmern und Wasserleitungen und das Gebirge von Latium. Da stimmte ich entweder ein Morgenlied an, oder stopfe meine Pfeife und überlasse mich meinen Gedanken. Landleute, auf ihren Eseln sitzend, Ordensgeistliche aller Arten und Nationen, öfter auch Pilger mit langem Stabe und Muschelfleid, ziehen an mir vorüber; wir kennen uns nicht, doch über uns ist einer, der sie alle kennt; alle liebt und jeden huldvoll seinem Ziele entgegenführt. Da Weihnachten sich naht, so finden sich auch schon die Hirten in Rom ein, die Ihr aus Reisebeschreibungen kennt und die Pifferari heißen. Sie kommen weit her aus Kalabrien und Apulien herauf, oder von den neapolitanischen Inseln und halten es für ihre Pflicht, in der Weihnachtszeit nach Rom zu kommen und dort der Mutter Gottes was vorzuspielen. Sie sind der Meinung, geradezu von den bethlehemitischen Hirten abzustammen. Gestern begegnete ich einer Gruppe dieser Leute, sie sahen

sehr malerisch, auch recht idyllisch aus mit ihren Schafpelzen, langzottigen Ziegenfellen um die Beine, mit Stab, Pfeife und Dudelsack, spielen hab' ich sie noch nicht gehört.

pag. 56.

Rom, den 7. Dezember 1827.

Pifferari.

Hier in Rom kündigt sich die Nähe der Weihnachtsfeiertage sehr bestimmt an; das Läuten der Glocken zu allen Stunden der Nacht hat sich vermehrt und deutet auf das nahe Fest. Auf allen Straßen und Plätzen sieht und hört man die Pifferari. Mit Dudelsack und Pfeife stehen sie an den Madonnenbildern und blasen eine einfach kindliche Weise, die sehr alt, das Original aller Pastorale, an die Urzeit der Väter außerordentlich rückend erinnert. Wenn ich vor Tage erwache, höre ich schon nahe und ferne diese Hirtenmusik; es trägt hier wirklich alles das Gepräge der Bibel, und man kann sich recht augenscheinlich die 18 Jahrhunderte zurück nach Palästina versetzen. Hier sind die Hirten noch ein eigener, für sich bestehender Stand; nicht in verschneiten Ställen halten ihre Herden die lange Winterruhe; im freien liegen sie unter der Sternenpracht heiterer italischer Nächte. Jetzt erst sind die Felder grün und die verdorrten Kräuter duften, der stille Ölbaum behält das ganze Jahr seine fahlgrünen Blätter, nur wenige Bäume stehen entlaubt, gelbe Orangen und Zitronen blicken aus den dunkeln Blättern und heiter und stolz ragen Palmen und Lorbeer in die blaue Luft.

pag. 58.

Rom, den 28. Dezember 1827.

Weihnachtsfeier.

Als ich am heiligen Abend zu Mittag aufs Café Greco kam, fand ich Euren lieben Brief und in ihm die Versicherung Eurer allseitigen Gesundheit, die schönste Christbescherung, die mir werden konnte. Gott sei tausendmal dafür gedankt. Voriges Jahr verlebte ich dies schöne Fest in Wien sehr melancholisch und einsam. Hier in Rom ist mir der heilige Abend weit besser vergangen, zu welcher Heiterkeit Euer Brief das meiste beitrug. Ich dachte mich zu Hause in Eurem Kreis ans Krippel und erbaute mich im Geiste mit Euch. Nun muß ich Euch auch sagen, wie ich den heiligen Abend verlebte. Ich habe mir nämlich, und zwar des Abends, auch ein Krippel gemalt; es ist aber sehr einfach, weil ich gar nichts dazu hatte, mit Tuscharten auf zwei zusammenstoßende Blätter Papier gemalt und an die Wand geheftet; in der Mitte die Geburt Christi, links kommen die heiligen drei Könige geritten, rechts erscheint der Engel den Hirten, den Schluß auf beiden Seiten machen einige Zypressen und Ölweige. Ich hatte schon

vor einiger Zeit geäußert, daß ich am heiligen Abend nicht im Wirtshause, sondern auf meiner Stube essen wolle. Mein Entschluß fand Nachahmer und meine beiden Hausnachbarn Schulz und Österlei, Waagen und noch zwei gleichgestimmte Freunde, Rothländer und Bär aus Ewland, beredeten uns, diesen Abend zusammen zuzubringen. Nachdem ich des Nachmittags meine Krippe zusammengestellt, mit Hilfe der alten Rosa die Stube zusammengeräumt und gefegt (dieses Geschäft darf ich ihr nicht allein überlassen, weil ich vor lauter Ordnung, die sie mir macht, in die größte Unordnung gerathe), ging ich etwas spazieren. Es war ein kalter, schöner, heiterer Abend, alles wimmelte auf dem öffentlichen Spaziergange an der spanischen Treppe, an der Villa Medicis und ihren Lorbeerhecken von bunten Fremden und Equipagen, gehenden und reitenden Engländerinnen und Engländern. Diese Wirtschafft erfreute mich nicht sonderlich, und ich wandte mich lieber zu dem schöneren, feierlichen Schauspiel des sinkenden Tages. Wie Gold war der ganze Himmel im Westen, durch die Riesenfenster der Peterskuppel warf die Sonne ihre letzten Strahlen über das schon in Dämmerung ergraute, majestätische Rom und übergoß die höchsten beschneiten Spitzen des fernen Sabiner Gebirges mit Rosenschimmer. Das schönste Silber glänzte die Mondesichel aus der tiefen Bläue des Himmels, und hie und da traten einzelne Sterne hervor. Die große Glocke von St. Peter intonierte jetzt das feierliche festgeläute, welcher die Glocken der 300 Kirchen Roms nahe und ferne folgten; ein schönes Ave Maria. Ich eilte nach Hause, um die Freunde zu erwarten, meine beiden Hausgenossen Schulz und Österlei kamen herunter; sie hatten mich an dem Krippel nicht malen sehen, und waren davon sehr überrascht. Der gute hausväterliche Schulz holte gleich (um alles noch feierlicher zu machen) eine große rote Decke herbei, die vor dem Krippel auf meine Kommode ausgebreitet wurde; alle Leuchter, die wir aufstreifen konnten, wurden mit brennenden Lichtern darauf gestellt, währenddem unsere Alte meinen Arbeitsstisch deckte und unser schlichtes Mahl auftrug. Es bestand aus Käse, Brot und Wein. Endlich kamen auch die anderen drei. Einer brachte seine Guitarre mit und wir freuten uns recht brüderlich und in künstlerischer Eintracht. Ich hatte ein recht hübsches deutsches Feuer in meinen Ofen gemacht, so daß uns allen sehr gemüthlich war. Unter Gesprächen über Vergangenheit und Zukunft träumte sich jeder in seine Heimat zurück. Wir tranken auf die Gesundheit unserer Lieben in der ferne, wir waren alle wehmüthig=heiter gestimmt. Das Evangelium (Lukas) des festes wurde gelesen, auch das erste Evangelium Johannes. Wir sangen, was wir ernstest Inhalts wußten, ich mein schönes Lieblingslied: „Des Himmelsbot' von oben“ u. s. w., einiges aus Händels Messias, z. B. „Er weidet seine Herde“... Um an diesem Abend uns auch einmal etwas Besonderes zugeute zu thun, wurde gegen halb elf Uhr Punsch gemacht. Wir tranken jeder einige Gläser und machten uns dann gegen elf Uhr nach der Kirche S. Maria Maggiore auf den Weg, in der der heilige Vater heute die Christnacht hielt,

kamen aber zu spät, weil es schon um 9 Uhr angegangen war. Es war uns auch gar nicht sehr leid, da dort die Feierlichkeit nicht besonders erbaulich und wegen dem Zuströmen der vielen eleganten Fremden und Einheimischen mehr einer Assemblée, als einem Gottesdienst ähnlich wird: während der Papst in einer Seitenkapelle zelebriert, promenieren Herren und Damen in den Gängen der hell erleuchteten, festlich geschmückten Kirche auf und ab. Wir sahen schon von weitem den ganzen Platz vor der Kirche wie in einem Feuermeere schwimmen, welches von den vielen Lichtern auf den unzähligen Karossen, von Fackeln und Pechpfannen herkam. Die Kirche selbst schien von innen und außen zu brennen. Wir drängten uns durch die Schweizerwache auf einige Augenblicke hinein, gingen aber bald wieder, und zwar in meine Klosterkirche S. Isidoro, wo gerade ein einfach gesungenes Hochamt anfang, welchem wir beiwohnten und uns dann jeder heiter und ruhig nach Hause begaben.

pag. 68.

Rom, den 13. Februar 1828.

Arbeiten in der Villa Massimo mit Koch.

Trotz ihrer vielen Schwierigkeiten und Beschwerden freut mich die Freskomalerei doch unendlich. Ich kann mit Recht sagen, daß ich bei dieser mir bisher noch neuen und ernstesten Art der Historienmalerei schon sehr viel gelernt habe. Abgesehen von der Schwierigkeit so großer und an bestimmten Räumen auszuführender Kompositionen, hat mir diese Arbeit schon manchen schönen Aufschluß über die Technik des Malens überhaupt gegeben. Dazu kommt, daß ich hier die ersten und größten Werke dieser Art als stille Ratgeber zur Hand habe. Bei jedem Zweifel, der mir aufstößt, kann ich mir die Frage: „wie haben ihn die ersten — wie der größte Maler — gelöst“, an Ort und Stelle beantworten, und ich fühle, wie sehr das Verständnis der einzelnen Vortrefflichkeiten, sowie der ganzen Größe alter Meister, besonders hier Raffaels, mir immer klarer wird und somit auch leichter, die Resultate auf eigene Werke zu übertragen, unbeschadet der eigentümlichen Geistesrichtung, die ein jeder hat und haben muß, wenn er als Künstler genannt zu werden verdienen will. Die vielen Fremden, welche die Villa besuchen, und wenn sie einmal da waren, ihren Besuch wiederholen, zeigen das Interesse, welches die gebildete Welt an diesen Leistungen nimmt und sind in dieser Hinsicht, da sie keine Störung verursachen, nur angenehm. Der Prinz ist (das schwache Honorar, welches ich und meine trefflichen Vorgänger für dieses Werk erhalten, abgerechnet) die Bescheidenheit selbst. Oft hat er schon lange hinter mir gestanden und mir zugehört, ehe ich ihn bemerke und grüße, dann sagt er, ich solle mich ja nicht stören lassen und keine Notiz von ihm nehmen, sonst müßte er weggehen. Frage

ich ihn, wie er zufrieden sei, so ist er es immer ganz und spricht, er sei überzeugt und sehe es, daß die deutschen Künstler sich ihre Arbeit nie auf Kosten der Kunst und ihrer bessern Ansicht zu erleichtern bemüht wären und daß sie nie den Nutzen für sich, als vielmehr immer die Sache im Auge behielten, eine Eigenschaft, die dem gewöhnlichen Italiener zwar nur ein Lächeln, dem bessern aber auch jene Achtung abzwingt, die der Deutsche hier im allgemeinen genießt.

Der alte Meister Koch ist (da Overbeck bereits fertig geworden) mein Gefährte in der Villa. Wir leben da in echt künstlerischer Vertraulichkeit miteinander. Jeder nimmt des andern Rat und Hilfe, wann und wie er sie braucht, in Anspruch. Dieser schlichte, alte, ausgezeichnete Mann trägt sich mit soviel Einfachheit und Kunstbrüderlichkeit gegen mich, daß es mich oft beschämt. Dieser Tage hatte er bemerkt, daß ich, um an einer Stelle meines Bildes zu arbeiten, etwas hoch mit der Hand langan mußte. „Ist Ihnen das nicht unbequem?“ — „O ja, aber ich habe nichts Niedriges zur Hand, um daraufzutreten, und ein Stuhl ist wieder zu hoch.“ Er ging weg; nach einem Weilchen kam er mit einem breiten viereckigen Holzblock angefeuchtet, welchen er mir aufs Gerüst schob, und so war der Mangel gehoben. Aber so ist er in allem — ein echter Künstlergeist, zwar mit vielen Eigenheiten, aber ohne falsch, wie ein Kind mit grauem Haupte. Oft muß ich über ihn lachen. Da er im Alter nicht mehr jene Sicherheit hat, gewisse Stellen mit mehr Sorgfalt auszuführen, was ihn ärgert, so freut er sich immer, wenn ich manchmal irgend etwas — eine Hand, eine Waffe oder Verzierung — male, über die Festigkeit der Hand. So etwas kann er zwanzigmal ansehen und bricht immer wieder in neues Vergnügen aus, daß es so nett aussieht. „Sie haben eine Hand, wie eine Klosterfrau, das kann ich nun nicht mehr machen, bin freilich auch schon ein alter Kerl, die Pfoten werden untreu“ u. s. w. Er ist einer der ältesten, aber der muntersten und kräftigsten Künstler Roms. Wenn er mir auf dem Nachhausewege, den wir zusammen machen, ansieht, daß ich etwas müde bin, so fordert er mich gleich zu einem Wettrennen auf, welches er dann ohne weiteres gleich selbst beginnt. In wunderlichen Sprüngen galoppiert er vor mir einher mit Gesang und hochgeschwungener Ramme, was sich bei seiner kleinen, dicken Figur so possierlich ausnimmt, daß ich gewöhnlich vor Lachen stehenbleiben muß, was ihn dann wieder ungemein erfreut.

Bei diesen gymnastischen oder phantastischen Künsten (wie er sie nennt) sind uns schon einigemal sehr vornehme Leute, mit denen er bekannt ist, leztthin auch ein Kardinal begegnet. Das unterbricht ihn aber gar nicht und macht ihm nur um so mehr Spaß. In der Villa besuchte mich auch zuweilen ein Einsiedler aus den Volksergebirgen, Bruder Salvatore, der oft nach Rom kommt, um heilige Orte zu besuchen und etwas zu sammeln, den die Malerei sehr erfreut und der, wie er sagt, nicht vorbeigehen kann, ohne dem Signor Maestro Giuseppe einen guten Tag zu sagen und zugleich zu sehen, wieviel in der Zeit fertig geworden.

Rom, den 20. April 1828.

Allgemeine Eindrücke.

Meine Lebensweise ist jetzt sehr einförmig und tätig und wird höchstens des Sonntags durch einen Spaziergang mit einigen Freunden unterbrochen. Wir ziehen dann gewöhnlich nach den alten Theilen dieser ewigen Stadt und lassen die großen Weltereignisse, welche hier jede Stelle bezeichnen, geistig an uns vorübergehen. Auf solchen Wanderungen sage ich gar oft: Hätte ich doch die Meinigen bei mir, das wäre ein Jubel, sie auf diesen Platz zu führen, ihnen jene Aussicht zu zeigen, die stillen, abgeschiedenen Orte mit ihnen aufzufuchen, wo die Gegenwart noch das ernste Gepräge grauer Jahrhunderte, die Bilder längst begrabener Menschen heraufruft; zwischen den bewachsenen Trümmern alter Bäder, Tempel und Theater auf einmal in ein stilles Kirchlein zu treten, wo unter dem Hochaltare das Lämpchen vom Grabe eines Märtyrers heraufschimmert, oder in den grünen Weinberg, wohin ein altes Volkslied in melancholischer Weise oder der Klang des Tamburins und der Mandoline ruft, von wo aus die Sieberhügelstadt mit ihren schönen Umgebungen wie ein offenes Buch zu übersehen ist, beherrscht von der mächtigsten der Kuppeln, St. Peter.

Ich komme immer wieder darauf zurück, Euch meine Empfindungen zu schildern, und ich weiß wohl, daß Euch dieses nicht lästig sein wird, da gerade diese den eigentlichsten Einfluß auf das Leben und Wirken des Künstlers nicht allein, sondern auch des Menschen ausüben. Rom besonders mahnt und erinnert beständig an solche und ähnliche Betrachtungen; ich bin nun schon über 15 Monate hier, und alles bleibt mir beständig neu. Es ist aber auch ein so wunderbarer Kontrast in allen Dingen, der einem mit nur mittelmäßiger Einbildungskraft begabten Gemüte die eigentümlichsten Bilder und Gedanken gleichsam aufdrängt: diese Pracht neben dieser Armut und Beschränktheit; diese Größe und diese Einfalt; das geräuschvolle Treiben der großen Stadt neben dem stillen Wirken des Landlebens und einer ausgesprochenen Ländlichkeit, reiche Staatskarossen von Fürsten, vornehmen Fremden, Gesandten, Senatoren, Kardinälen u. s. w. im Gewühle prachtvoller Plätze, allwo rauschende, ungeheure Fontänen ihre Wasserströme ergießen, neben stilleren Straßen und Plätzen mit großen Herden weißer Ziegen und Kühe, der melkende Hirt unter ihnen. An der Haustür sitzt spinnend der weibliche — müßig der männliche Teil der Familie. Die Kinder spielen unter Hühnern und Tauben; an einem alten Säulenschaft angebunden steht das Maulthier, nebenher weiden Eselinnen mit ihren Jungen; da kommen Mädchen vom nächsten Brunnen, in der Hand den Knäuel und die Spindel, auf dem Kopfe die Urne mit Wasser. Man sieht in die dunkle Wohnung hinein, sie unterscheidet sich wenig von der Straße; Tiere und Menschen gehen frei aus und ein, im Hintergrunde derselben eine brennende Lampe vor der Madonna.

pag. 91.

Rom, am Pfingstfesttage (25. Mai) 1828.

Leben und Treiben an Ripa grande.

Nun fängt es in Rom schon tüchtig an heiß zu werden, so daß man sich in den Mittagsstunden sehr ermattet fühlt und nur etwa gegen Abend einen Spaziergang unternehmen kann. Mein Lieblingsspaziergang des Sonntags bei schönem Wetter ist jetzt der Stadtteil jenseits der Tiber, *Trastevere*, und der römische Hafen, *Ripa grande* genannt. Hierherein kommen immerwährend kleine Kauffahrer mit fremden Weinen und anderen Produkten aus Spanien, Frankreich, England und Malta; sie fahren bei Ostia in die Tiber herein bis nach Rom. Dieser kleine Hafen gibt durch seine Lage und Belebtheit einen sehr angenehmen Anblick. Gegenüber liegt auf dem mit Ölbäumen und Orangen schön bewachsenen Monte Aventino das reizende Kloster S. Sabina, in der Verlängerung der Tiber sieht man den Monte Testaccio und die Pyramide des Cajus Cestius, weiterhin die Ruine der Paulskirche, und auf der andern Seite hin zieht sich der Janiculus mit seinen schönen Villen, Klöstern und Kirchen, die gar munter aus dem vielfarbigen Grün heraussehen. Der ziemlich stattliche Wald von Masten und bunten Wimpeln und Flaggen, sowie das Treiben des Schiffsvolks auf dem großen mit alten Bäumen bepflanzten Platze, gibt dem Ganzen etwas sehr heiteres. Die Schiffe, die des Samstags angekommen, sowohl als die, welche Montags wieder zur See gehen, halten des Sonntags Rasttag. Die Mannschaft der letzteren beichtet und kommuniziert an diesem Tage in einem kleinen Kirchlein an der Tiber, *Maria del buon viaggio* (Maria von der guten Reise) genannt. Am Abend des Tags geht dann die ganze Schar aus der Kirche in Begleitung eines Priesters in Prozession nach dem Hafen, die beiden ältesten *Marinari* tragen zwei Fahnen voraus, worauf Petrus und Paulus als die Schutzpatrone der Schiffenden und Maria als Stern der Meere und Retterin in Sturm und Schiffbruch gemalt sind. Wenn der Zug (gewöhnlich einige Hundert an der Zahl und aus vielen Nationen) betend und singend im Hafen angekommen ist, so segnet der Priester die abgehenden Fahrzeuge und die Prozession geht wieder nach der Kirche zurück, von wo aus dann jeder einzelne nach seinem Schiffe sich begibt und von jedem Vorübergehenden eine glückliche Reise und Madonna zur Begleiterin gewünscht bekommt.

pag. 113.

Rom, den 9. Oktober 1828.

Mangel der Romantik. Patriarchalisches Leben in Rom.

Daß der „Rünenberg“ glücklich und so schnell in Eure Hände gelangte, freut und wundert mich sehr. Ich hatte ihn viel länger unterwegs geglaubt, weil ich auf Eure Rolle so lange warten mußte. Also er hat Euch

gefrennt? Das ist mir sehr lieb, denn der anderen Freude und Lob ist nicht immer sehr aufrichtig. Ich kann sagen, daß mich diese Zeichnungen viel Mühe gekostet haben, denn in Rom hält es (wenigstens mir) sehr schwer, mich in die Welt der Sage und Romantik zu versetzen. Die äußeren Eindrücke, ja das ganze Leben ist nicht günstig hierzu. Der ahnungsvolle, mystische Schleier, welcher für die Bilder des Märchens, der deutschen Legende und Poesie so eigentümlich notwendig, ist hier zerrissen. Hier wehen nicht die Schauer und Rätsel eines unbekanntem Wunderreiches von tiefbedeutsamem, oft unheimlichem Gepräge; alles fällt hier weg, was das Gemüt, jenem Ideenkreise gemäß, bewegen könnte: der entschiedene Wechsel der Jahreszeiten, der ahnungsvolle Herbst mit seinen gelben, herunterrieselnden Blättern, seinen Nebeln und seiner wehmütigen Stille, der Winter mit Schnee und Sturm und den langen, heimlichen Abenden am Ofen, welche die Menschen gesellig in enge, warme Stuben versammeln. Die Menschen, die Bauart, ja selbst der Mangel an einer gewissen Lektüre erschweren hier dem Künstler die Behandlung solcher Stoffe, wie eben der „Runenberg“ und mehrere ähnliche vortreffliche Sachen sind. Das ist auch der Grund, warum in Rom so wenig ähnliche Sachen entstehen, und es ist zu verwundern, wie Cornelius seinen großartigen „Faust“ hier schaffen konnte. Hier ist alles klar und entschieden in Leben und Kunst, wie der blaue Tag des Südens, prächtig und wolkenlos. Die Elemente, worin sich die Kunst hier mit Erfolg bewegt, sind bei einem Teile der Künstler Profangeschichte und Mythologie; bei dem anderen und besseren ist es die heilige Schrift. Diese wäre auch für mich der Kreis, in welchem ich mich bewegen wollte, wenn ich hier Herr meiner Beschäftigung wäre. Das will ich gewiß nach meiner Rückkehr so oft als möglich tun, da mir die Sprache der Bibel, ihre Bilder und Charaktere hier weit klarer geworden sind, als ich je glaubte; erstlich durch die wundervolle Behandlung dieser Stoffe von altitalienischen Meistern, besonders Mich. Angelo, und von neueren wie Overbeck u. s. w.; zweitens durch das Leben selbst. Man hat in Deutschland nur in der Idee eine Anschauung von den Zeiten und dem Leben der Patriarchen. Könnte ich mit Euch eine Wanderung durch die entlegeneren Teile Roms oder das Sabiner- oder Latinergebirge machen, Ihr würdet Euch wundern, die alte Welt so entschieden in lebenden Bildern vor Euch zu sehen. Mir ist oft auf solchen Streifzügen (wenig Störendes abgerechnet), als wenn ich in den Zeiten Abrahams und Josephs lebte. Ich sehe die Menschen so handeln und sich bewegen, wie ich sie dort geschildert finde, bis auf kleine Züge; selbst die bürgerliche und politische Verfassung trägt das Gepräge jener Zeiten und die Überfeinerung unserer Tage ist unter das Dach des hiesigen gemeinen Volkes noch nicht gedrungen. Es hat freilich auch dadurch eine Menge Fehler beibehalten, welche anderwärts nicht mehr bestehen. Aber durch seine Einfachheit und Beschränkung in vielen Dingen hat es sich noch einen Teil jener Großartigkeit bewahrt, welche so mächtig aus den Geschichten der Urwelt herüberweht. Es kann

sein, daß vieles davon in der äußeren Erscheinung liegt, aber es ist einmal da und der Künstler freut sich daran. Ich habe hier und auf dem Lande soviel Schönes dieser Art gesehen, was mir bei mündlichen Mittheilungen wieder neu werden wird; z. B. es gibt irgend ein Fest; aus den Gebirgen kommt Volk nach Rom; oft mit Weib und Kind kehrt der Landmann dann hier bei seinem Gastfreunde ein und findet, was er braucht: Platz und Futter für sein Maulthier oder Esel, ein Lager für sich und die Seinigen und auf der Höhe des Hauses unter dichtem Weinlaube ein einfaches Mahl von Fisch und Früchten, welches der gastliche Wirt mit dem freundlichen Becher und womöglich mit einem Liedchen zur Mandoline würzt. Kommt dieser nun hinauf aufs Gebirge, so hat er sich desselben bei seinem Gastfreunde zu versehen.

pag. 131.

Rom, den 17. Januar 1829.

Allgemeine Betrachtungen.

Mein Gerüst in der Villa wird auch jede Woche niedriger und von drei- bis vierunddreißig Figuren sind noch vier freilich lebensgroße und einige Beiwerke zu malen übrig. Mit diesem Bilde bin ich so glücklich, besondern Beifall zu ernten und ich hoffe, wenn es ganz fertig ist, daß ich selber einigermaßen zufrieden sein werde. Was an Haltung und Harmonie noch zu tun ist, werde ich durch eine Retusche mit Tempera, welches einige Tage Arbeit macht, noch nachhelfen. Mir ist's ganz sonderbar, wenn ich denke, daß Ihr diese Bilder nicht sehen könnt, wie würde mich dies freuen; es wäre mir der liebste Gedanke, Euch diese schwierige und so mühevollen Arbeit zeigen und Euch darüber erfreut sehen zu können, aber Rom ist zu weit von Prag, und wir Menschen sind keine Briefe, welche diese Reise in vierzehn Tagen machen können und für ihre Person nur ein kleines Transportgeld zahlen. Wenn ich die Strecke Erde, die uns trennt, mir im Geiste vorstelle, so denke ich immer mit Rührung an den Reilich*)=Urgroßvater, der in der schlichten Form und mit den geringen Bequemlichkeiten eines Pilgers sie zurücklegte, um einige Tage in Rom zu sein und die heilige Stadt als frommer Gläubiger zu grüßen. Diese Art zu reisen mag damals viel leichter gewesen sein als heutzutage, aber dennoch wieviel wird der gute Mann haben überstehen müssen, ehe ihn der festliche Anblick der sieben Hügel für alle Mühe und Anstrengung entschädigte. Er fällt mir immer ein, wenn ich Pilger sehe, und jeden Morgen, wenn ich nach S. Giovanni in Laterano, dem Ziele meiner täglichen kleinen Wanderung, komme, und den Obelisß, die Kirche mit ihren vielen Nebengebäuden, das Battisterium Konstantins, die Scala Santa und das Hospitium Lateranense sehe, fällt er mir in den Sinn und ich freue mich,

*) Familienname der Mutter Führichs.

daß schon jemand aus unserer Familie diese Plätze betreten hat, und ich denke: vielleicht sieht auch er seinen Urenkel hier herumwandeln, dessen Stimmung freilich manchmal viel weltlicher ist, als die seinige damals sein mochte. An solche Gedanken knüpft sich immer eine Reihe verwandter Betrachtungen, in denen das Nahe und Ferne, die erdrückende Großheit der Geschichte und meine kleinen Empfindungen und Gefühle zusammen verschmelzen. Gar oft werden mir darüber die Augen naß, wenn ich mich in dieser schauerlich und lieblich erhabenen Gegend befinde: dort schwimmen in sanften Linien die Gebirge von Latium, an denen einst Evanders' und Romulus' Blicke hafteten, ich stehe auf einem Boden, den ein Brutus und Cäsar, S. Petrus und Paulus und Tausende von profanen und heiligen Helden betraten. Hier ragt der Obelisk, dessen dunkle Hieroglyphenschrift aus der Urzeit der Tage mystisch wie die ewigen Bücher der Weltgeschichte auf uns herunterschaut, die aber einst von Josef und Moses verstanden und gedeutet wurde; vielleicht weideten einst die Herden der Söhne Jakobs um diesen schlanken Felsen und einer derselben baute an seinem Fuße einen Altar dem Gotte der Israeliten. Der Geist der alten Welt und ihre Geheimnisse, welche sie in diesen Stein grub, sind uns unverständliche Zeichen geworden, aber von seiner Spitze strahlt ein Zeichen, welches von Ewigkeit bestimmt war, als der Menschheit wichtigstes ihr nicht nur durch das Leben, sondern sogar über das Grab hinüber zu leuchten. An seinem Pilgerstabe schaute auch der Urgroßvater zum Kreuze hinauf, er schläft schon lange in der fernen Heimat Boden.

Doch ich muß hiervon abbrechen, um mich nicht ganz in diesem Meere von Betrachtungen zu versenken, die sich hier an jeden einzelnen Gegenstand knüpfen. O Rom, Rom! wer auch nur einige Wochen in deinem Schoße verweilte und aus deinem ersten Mutterauge, aus den Monumenten deiner Geschichte nicht heiligen, unverilgbaren Ernst getrunken, der gehe nach London und Paris, bewundere Maschinen und Fabriken, besuche Theater, Bälle und Asseembleen und gehe, getragen von dem lecken Nachen moderner Kultur, gänzlich unter im Pfuhe seelenloser Gemeinheit. Ich und wir alle aber wollen auch noch in der Erinnerung (wie so schön in einer seiner Predigten diesen Advent unser deutscher Prediger sagte) in Rom den letzten Ring der Kette erblicken, welche die Erde mit dem Himmel verbindet.

pag. 134.

Rom, den 17. Januar 1829.

Weihnachtsfeier.

Wenn wieder ein heiliger Abend kommt, so sind wir alle mit Gottes Hilfe beisammen und freuen uns in Erinnerung und Gegenwart der Segnungen des Himmels; auch ich habe diesen Abend heuer wieder heiter und,

wie Ihr richtig vermutet, in Gesellschaft einiger guter Freunde auf meiner Stube zugebracht. Gegen Abend machte ich meine kleine Krippe auf und eine Stunde nach Awe Maria besuchten mich verabredetermaßen die Freunde und Landsleute: Tunner, Kadlik, Steinle und Böhlm und mein Freund und Nachbar Rothländer. Die alte Rosa hatte mit wichtiger Miene unser kleines Mahl von Salat und Fisch und Wein besorgt; wir blieben unter vielfachen Gesprächen bis nach 10 Uhr beisammen und gingen dann nach S. Maria Maggiore. Es warteten schon viele Leute. Aber da wir hörten, daß der Papst wegen Unpäßlichkeit erst gegen Morgen daselbst die Feierlichkeiten begehen würde, so gingen wir über das Forum Trajanum herunter in die Stadt nach Maria sopra Minerva, wo wir Metten und Hochamt hörten. Im Gedränge der feierlichen Prozession, mit welcher das reichgeputzte, wächserne S. Bambino in die Krippe getragen wurde, verlor ich meine Bekannten, und da um 1 Uhr alles in der Kirche beendigt war, beschloß ich, wieder nach Maria Maggiore zu gehen, in Erwartung, daß ich jetzt vielleicht dort zurechtkommen könnte. Es war eine wunderschöne Nacht, wie bei uns etwa eine der schönen Mainächte. Sanft schien der Mond durch leichtes Gewölk, alle Straßen belebt, in allen Kirchen Licht und Gesang, auf der großen Treppe von S. Maria Maggiore lag das Volk in mannigfachen Gruppen durcheinander, wachend und schlafend, Römer mit Buch und Rosenkranz, Landvolk zu ganzen Familien vom Großvater bis auf den Enkel, Hirten im Pelz mit Tasche und Stab, Pilger und Pilgerinnen sitzend und Weihnachtslieder zur Mandoline singend. Ich streckte mich, in den Mantel gewickelt, mit auf die Steine hin und überließ mich der schönen Gegenwart, die nur ein einziges großes Gefühl aussprach. Bald aber hatten mich das Murmeln der Menge, der Gesang und das viele Glockengeläute auch in den Schlaf gewiegt, aus dem mich erst nach einer Stunde das Geräusch der ankommenden päpstlichen Gardien weckte. Ich blieb noch ein Stündchen in der prachtvoll erleuchteten und verzierten Kirche und ging um 6 Uhr morgens nach Hause, um mich ordentlich auszuschlafen. Das geschah denn auch so, daß ich nicht einmal den Kanonendonner von der Engelsburg hörte und erst um 9 Uhr erwachte.

pag. 140.

Rom, den 26. März 1829.

Begegnung mit dem Könige Ludwig I. von Bayern.

Was sie aber in Prag von einem Engagement des Königs von Bayern schwatzten, davon weiß ich nichts. Ich erhielt einen Brief von Baron Hormayer, worin er mir schreibt, ich möchte mich auf irgend eine Weise der Person des Königs zu nähern suchen, es könne gute Folgen für die Zukunft haben. Für dergleichen habe ich aber kein Talent und fliehe Auf- und Zudringlichkeiten mehr als irgend etwas, und auch die An-

näherung an den König ist ohne diese geschehen. Er war vor einiger Zeit in der Villa, ich war schon weggegangen. Vor einigen Tagen sagte mir Koch, der König wünsche mich kennen zu lernen, er hatte ihn um meine Wohnung gefragt. Gestern früh, ich lag noch im Bette, kam ein Bedienter und sagte mir, Se. Majestät ließen mich zum Mittagessen einladen. Ich war, wie Ihr denken könnt, wie aus den Wolken gefallen und ging mit Koch, der auch geladen war (da der König erst spät speist), gegen Abend hin. Der König empfing mich auf die huldvollste Weise, sagte mir sehr viel Schönes über meine Arbeiten in der Villa. Ich und Koch mußten beim Essen an seiner Seite sitzen, er fragte mich um vieles über meine früheren Verhältnisse und Aussichten für die Zukunft, wie alt ich sei u. dgl. Er redete mir zu, bei meiner Rückreise meinen Weg doch über München zu machen, kurz, war so herzlich und freundlich, daß mir bald alle Befangenheit in der Nähe einer so hohen Person verging. Bei einer Schüssel suchte er mir selbst das beste Stück aus und legte es auf meinen Teller im gemüthlichsten Tone eines gastfreien Hausvaters; über Tische sprach er bald mit einem Minister über Staatsachen, bald mit uns über Kunst und über die verschiedensten Gegenstände. Es war eine höchst interessante Stunde in der Nähe dieses großen Königs verlebt, und noch nie habe ich mich so wohl an einem fremden Tische befunden. Er entließ mich mit derselben Freundlichkeit und fragte mich (da er seine Bekannten gern beim Taufnamen nenne) um denselben. Diese Ehre und Auszeichnung, welche nur den ältesten und berühmtesten Künstlern bisher widerfuhr, freute mich ungemein und Euch wird's ebenso lieb sein. Ob sie in der Zukunft folgen haben kann, das weiß der liebe Gott, der alles dieses ohne unser Zutun so wunderbar fügt.

Karl August von Hase.

Aus: Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte. 2. Abdruck.
Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1891.

H. wurde am 25. August 1800 zu Steinbach im sächsischen Erzgebirge geboren. Er studierte in Leipzig und Erlangen Theologie. 1824 habilitierte er sich in Jena, 1829 in Leipzig, 1830 wurde er Professor in Jena. Vor dem Antritt dieser Professur unternahm er seine erste Reise nach Italien. Am 21. Dezember 1829 kam er in Rom an und verweilte dort bis anfangs März, um im April noch auf kurze Zeit dorthin zurückzukehren. In seinen späteren Lebensjahren brachte er sehr häufig den Herbst oder noch lieber den Frühling dort zu, so in den Jahren 1852, 1854, 1859, 1862, 1864, 1866, 1870. 1859 wohnte er Via Sistina 101, III, die folgenden Male Via Sistina 103, III. Er starb am 3. Januar 1890 in Jena.

pag. 110.

Rom, den 29. Dezember 1829.

Pantheon und Peterskirche.

Als wir von dem Forum zurückfuhren, um einige Empfehlungsbriefe abzugeben, kamen wir an einer Säulenhalle vorüber. Hohe, dunkle Granitsäulen trugen ein Giebeldach. Was ist das? sagten wir untereinander, — dieser herrliche Portikus, der kann ja nicht aus unserer Zeit sein! Da trat ein Stück der Kuppel hervor und Hermann rief: „Es ist ja das Pantheon!“ — „Ja, es ist das Pantheon,“ fiel der Kutscher ein; ich bin es aber den Römern schuldig zu bemerken, daß er kein Römer, sondern von Civita Vecchia war. Am nächsten Tage galt unser erster Gruß dem Pantheon. Wir fuhren dann rasch hinüber zur Peterskirche. Wenn unser Jean Paul beide mit eigenen Augen gesehen hätte, so würde Albano schwerlich im ersten Eindrucke der Peterskirche den Preis gegeben haben. Das Pantheon redet mit klarer, vernehmlicher Stimme sogleich uns an, als das schöne, vollkommen in sich einige Denkmal der heiteren Götterwelt des Altertums. Nicht das Herausreißen des ehernen Gewandes der Kuppel, noch das Übertünchen derselben, nicht einmal das kümmerlich in die untern Nischen hineingeflechte bißchen Christentum hat vermocht, die Harmonie dieses Tempels zu stören, welcher ist, was ein Tempel ursprünglich sein sollte, ein Bild des Universums, ein von Menschenhänden erbauter Himmel, und wenn man mitten in der Rotonda steht und durch die weite Öffnung in der Höhe tief hineinsieht in den wirklichen Himmel, während leichte Wolken noch über der Kuppel hinzustreifen scheinen, leuchtet es ein, daß der eine Himmel dem andern keinen Abbruch tut, sondern beide einander verherrlichen. Während nun das Pantheon in der unmittelbarsten Anschauung uns das Herz abgewinnt, zwar

nicht durch kolossale Größe, aber durch klare, schöne Formen, fordert es eine gewisse Reflexion, um der Peterskirche nicht Unrecht zu tun, sondern ihre Größe zu verstehen. Denn derjenige Sinn, welcher auf jugendliche Weise nur das Ideale sucht, ohne die historische Wirklichkeit, wo sie auf eine großartige Weise aufgefaßt ist, zu achten, kann sich nicht wahrhaft an diesem Werke erfreuen; daher, wenn ein Jüngling sich ohne weiteres dem heiligen Peter ergibt, will ich allemal mehr glauben, daß es aus Respekt vor dem Urtheile der Welt und vor den ihm vorgerechneten Maßen der Länge, Breite und Höhe geschieht, als aus seinem eigenen wirklichen Gefühl. Es war daher recht natürlich und in seiner Art wahr, daß in dem Jahrzehnte des christlich-deutschen Enthusiasmus unsere jungen Landsleute diese Kirche für ein förmliches Ungeheuer erklärten. Sie hat die gewöhnliche Form moderner italienischer Kirchen: ein lateinisches Kreuz und in dessen Einschnitte die Kuppel; die Königin dieser Kirchen ist sie nur theils durch ihre Größe, theils durch das vollkommen gleichmäßige Verhältnis aller ihrer Teile zu dieser Größe. Aber beide Vorzüge verdecken einander für den unmittelbaren Eindruck; weil jedes einzelne Glied und jede Verzierung des Bauwerkes riesenhaft ist, so erscheint das Ganze eben nur angemessen und fast gewöhnlich. Wenn man aber auch der ungewöhnlichen Größe durch die bekannten Reflexionen bald inne wird, indem man z. B. bemerkt, daß die beiden Kinder, welche das Weihbecken tragen, in der Nähe Kolosse sind, oder daß die Nebenkapellen für sich betrachtet die Größe ansehnlicher Kirchen haben, oder daß man in die Kuppel den Turm des Straßburger Münsters oder die ganze Dresdener Frauenkirche hineinsenken könnte, so will doch auch das am Ende wenig sagen gegen einen nur mittelmäßigen Berg, nichts gegen den Himmel. Daher kommen mir alle die Ausprüche des Erstaunens vor der bloßen Größe eines Baues, jene Ausrufungen des Unübersehbaren, des Sichvernichtetcfühlers, wie konventionelle Empfindungen vor, mit denen sich die Leute Gewalt antun und sich selbst anführen; bewundern läßt sich hinsichtlich der Größe nur die Kraft und die Kunst, durch welche ein Bau zustande gebracht worden ist, dieses aber, da es auf der Kenntnis und Berechnung der zu überwindenden Schwierigkeit beruht, ist eine Sache der Reflexion und hat mit der unmittelbaren Anschauung und Empfindung gar nichts zu schaffen. Nur die Form ist es, die uns wahrhaft ergreift, und die Größe hat nur dann einen Wert, wenn sie die angemessene und vollkommene Ausbildung dieser Form ist. Dergleichen bedachte ich mir, als ich zum erstenmal in der Peterskirche war, denn es ging mir, wie es einem zuweilen geht bei dem ersten Zusammentreffen mit einem bedeutenden Menschen, man fühlt, daß man ihm nicht gerecht sein würde durch ein Urteil nach dem ersten Eindrucke und freut sich auf die Zeit einer innigeren Bekanntschaft. Dazu kam, es war ein trüber Tag und in aller Weise ein Werkeltag; zwar brannten die ewigen hundert Lampen am Grabe des heiligen Petrus, aber allerlei Gewerke waren beschäftigt, vor dem Altare den Thron des Papstes aufzustellen und andere Vorbereitungen zum Feste

zu treffen. Ich nahm indessen das Bild des Baues mit mir und bewegte es nach meiner Weise still im Herzen, so daß wir schon ganz anders miteinander bekannt waren, als ich am ersten Weihnachtstage wiederkam. Als nun das Hochamt begonnen hatte, die Kardinäle mit den Prälaten in ihren bunten, malerischen Trachten ringsumher saßen und mit den Tausenden der versammelten Gemeinde auf die Knie fielen vor dem Bilde des im Sakramente gegenwärtigen Gottes und seinem Statthalter und mit dem Gesange der päpstlichen Kapelle die Weihrauchwolken hinaufzogen in die Kuppel, aus deren Höhe die Sonnenstrahlen herabfielen: da kam mir dieser Bau unerschreiblich frei und heiter vor, die vollkommene Entwicklung dieser Bauart, und höchst angemessen, ja fast notwendig für den Sitz des sichtbaren Oberhauptes einer Kirche. Denn, abgesehen von dem Bedürfnisse, eine Gemeinde von vielen Tausenden als eine Repräsentation der ganzen katholischen Christenheit, auf eine bequeme und würdige Weise zu versammeln, fordert das Himmelsstrebende, als der Charakter des Christentums und der von demselben ausgehenden Baukunst, daß die Wölbungen und Kuppeln hoch hinaufsteigen. Sollen aber diese hohen Bogen nicht schmal und spitz werden, wodurch sie in den ernstesten, sehnsuchtsvollen Sinn der gotischen Baukunst übergehen würden, so bedarf es weiter, freier Räume; und so erscheint die Größe der Kirche nicht als ein eitles Streben, einen Effekt zu machen, der für denjenigen, welcher gegen sich selbst wahr ist, nicht gemacht werden kann, sondern als diejenige Vollendung, nach der diese Bauart notwendig strebte. Noch aber bleibt etwas übrig, das dem natürlichen Gefühle widerstrebt, nämlich die Vermischung des Christlichen mit dem Antiken, welche in dieser ganzen Bauart offenbar ist. Diese Vermischung tritt an der Peterskirche vornehmlich in der Fassade grell hervor, welche mehr einem römischen Kaiserpalaste als einer christlichen Kirche anzugehören scheint. Aber auch dieser Widerspruch löst sich für die tiefere Betrachtung in einer höheren Notwendigkeit. Der römische Katholizismus selbst, der sich in dieser Bauart dargestellt hat, ist eine solche Mischung des Christlichen und Römisch-Heidnischen. Ich meine das nicht in der kleinlichen Weise, mit der es gewöhnlich von den Protestanten wider ihre Gegner vorgebracht wird, als ein bloßer Vorwurf der Verschlechterung des Christentums. Das Heidentum hat das Göttliche in die Sinnenwelt gezogen, hat es angeschaut und verehrt in sinnlichen Bildern. Das Christentum, wie es ursprünglich verkündet und im Protestantismus erneuert wurde, wollte das Göttliche unmittelbar anschauen im Gedanken, in der That, im Glauben. Jenes blieb befangen im irdischen Leben, dieses betrachtet das irdische Dasein nur als die Vorhalle eines überirdischen und ewigen Lebens. Der römische Katholizismus hat diesen Gegensatz zu vereinigen gesucht, er hat, weil er Christentum ist, die Tendenz und die Ideen des christlichen Lebens anerkannt, aber als Heidentum dieses alles unter sinnliche Bilder verkleidet. Es liegt aber in der menschlichen Natur, von Hause aus etwas Heidnisches, das, wie oft auch durch den Geist überwältigt, immer von

neuen sich geltend macht, daher, wiefern jene Behauptung ein Vorwurf ist, dieser weniger einer bestimmten kirchlichen Partei, als der menschlichen Natur überhaupt gilt. Es ist aber auch eine gute Seite daran, nämlich die alte Lichtseite des Heidentums, die Freude an der Gegenwart, die Achtung des irdischen Lebens und die Liebe zur Kunst. Wenn nun der römische Katholizismus in dieser Art vielleicht noch jetzt dem italienischen Volke angemessen ist, und einst der ganzen gebildeten Welt angemessen war als die erhabenste Erscheinung und That des Mittelalters: so erscheint auch seine heilige Baukunst mit demselben doppelsinnigen Charakter des Christlichen und Heidnischen wohl begründet in der menschlichen Natur und in der Geschichte. Dieses ist die historische Wirklichkeit, von der ich behauptete, daß nur, wer sie verstünde und achtete, die Peterskirche wahrhaft zu schätzen wisse, da er nicht das Vollkommene, welches auf Erden nicht zu finden ist, sondern nur das in seiner Art Vollkommene sucht und schätzt. Da es im Wesen des Katholizismus liegt, sich äußerlich darzustellen, so war der Gedanke fast unausbleiblich, am Hauptsitze der katholischen Kirche durch eine Kirche ihr größtes Denkmal aufzurichten, und neben dem Vatikan erhob sich die Peterskirche. Unternehmungen, die aus der Willkür des einzelnen stammen, während doch die Kraft des einzelnen und überhaupt ein Menschenalter zur Vollendung nicht ausreicht, werden meist aufgegeben mit dem Tode des Unternehmers. Wenn sie aber aus einer geschichtlichen und bleibenden Nothwendigkeit hervorgehen, werden sie von einem Menschenalter nach dem andern wie eine teure Erbschaft übernommen und durch den Verein der Völker und Zeitalter zustande gebracht. Auf diese Weise versammelt sich eine Reihe Päpste von den verschiedenartigsten Charakteren länger als ein Jahrhundert hindurch um den Bau dieser Kirche, meist in hohem Alter erst auf St. Peters Stuhl erhoben, weiß fast jeder, daß er seinen Namen nicht auf das vollendete Werk setzen werde, aber bewegt von einer höheren Nothwendigkeit schließt er der gemeinsamen That sich an und bringt sie gefördert auf seinen Nachfolger, und wie die Fürsten der Kirche ihren Willen und ihr Gold dafür einsetzen, so Bramante mit den beiden Erzengeln, Raffael und Michael und die anderen hochbegabten Meister zwischen und nach ihnen ihre Kraft und ihre Kunst. Durch das ganze 16. Jahrhundert geht die Sehnsucht gleichsam des Katholizismus selbst, sich im Vorgefühle seines Verfalles noch ein unvergängliches Denkmal zu setzen. Welches Vorgefühl mehrmals in der Geschichte und also bemerkbar wird, daß es, unbewußt dem einzelnen, ganzen Zeitaltern von einer höheren Macht und Vorsicht gleichsam eingegeben scheint und ihre Bestrebungen regiert. Die beiden erhabensten Bauwerke, welche als etwas Ganzes und Bestehendes auf unsere Zeit gekommen sind und wie billig hier in der alten Welthauptstadt beisammenstehen, beide zwar zunächst dem Himmlichen geweiht, aber zugleich als Denkmale des gesamten menschlichen Lebens in zwei großen Weltaltern, bieten in dieser Art verwandte Beziehungen. In demselben Menschenalter, als Markus Agrippa das Pantheon

dem rächenden Jupiter und allen übrigen Göttern weihte, wurde derjenige geboren, vor dessen Kreuze die schönen Göttertempel zusammenstürzten, und wie sich in der Bestimmung des Pantheons durch die Anerkennung und Zusammenfassung des Götteralls die Neigung des Zeitalters zur Anerkennung der göttlichen Einheit aussprach, durch welches das Heidentum unterging, so bezeichnete das Pantheon, als es im Jahre 608 von Bonifazius IV. der Maria und allen Märtyrern geweiht wurde, nachdem Maria eine Göttin und die Märtyrer oder Heiligen Untergötter geworden waren, die dunkelste Seite des Katholizismus, in der als in einer Richtung zum neuen Götzthum die Notwendigkeit seines Unterganges bereits angedeutet war. Die Peterskirche wurde aber nicht nur in dem Jahrhunderte der Reformation erbaut, sondern durch eine wunderliche Ironie des Schicksals gab das herrlichste Denkmal des Katholizismus die nächste äußere Veranlassung zum Losbrechen des Wetters, welches den Vatikan erschütterte und fortrollend durch die Jahrhunderte ihn endlich begraben wird unter seinen Trümmern. Es waren zunächst die ungeheuren Kosten bei dem Baue dieser Kirche, zu deren Aufbringung Leo X. dem Ablasshandel in Deutschland jene Ausdehnung gab, welche Luthers Herz so empörte, daß er es wagte, das Lösungswort des großen Kampfes auszusprechen, in dessen Folge einst die Peterskirche entweder wie das Pantheon unwillig einem ihm fremdartigen Kultus dienen, oder in ungeheuren Trümmern künftigen Jahrtausenden von der zweiten wunderbaren Weltherrschaft Roms erzählen wird. Denn, Sinnbild und Denkmal dieser geistigen Weltherrschaft zu sein, ist die Bedeutung dieser Kirche, ausgesprochen im großen Ganzen, wie in den kleinen Einzelheiten. So, um des Kleinsten zu gedenken, stehen auf den verschiedenen Beichtstühlen die Namen aller europäischen Sprachen, so daß Pilger aus allen Landen den ihrer Landessprache kundigen Priester finden, und sonach die ganze katholische Kirche nach dem hergebrachten Ausdrucke, soweit die Sonne auf- und niedergeht, als eingepfarrt angesehen wird in der Peterskirche. Bereits am Ende des 17. Jahrhunderts wurden einige Risse in der Kuppel bemerkt, welche allmählich so drohend erschienen, daß in der Mitte des 18. Jahrhunderts sechs eiserne Reifen nacheinander um die innere und äußere Kuppel gelegt wurden. Noch stehen zwar die Worte des Herrn mit großen klaren Buchstaben rings um die innere Kuppel: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und dir will ich die Schlüssel des Himmelreichs geben!“, aber drohend schwebt die furchtbare Wölbung über dem von Gold und Purpur aufgerichteten Thron des Priesters, der sich mit kühner Deutung diese Worte aneignete.

pag. 121.

Rom, den 7. Januar 1830.

Das Kolosseum.

Ich ging ins Kolosseum, wohin ich jetzt so gerne gehe, wie sonst ans Meer. Der blaue, durchsichtige Morgenhimmel wölbte sich über dem Ab-

grunde, der wie ein abgeschlossener Weltteil in tiefer Einsamkeit dalag. Der Anblick ist vom Eindruck des Veroneser Theaters verschieden, wie die Vergangenheit von der Gegenwart. Dieses ist etwas vollkommen Wirkliches, wohl erhalten oder erneuert steigen die Marmorsitze hoch übereinander hinauf und man erwartet nur, daß das Volk von Verona hereinströmen solle, um das blutige Kampfspiel zu schauen. Das Kolosseum ist eine Ruine, nur ein Volk von Geistern könnte man hier erwarten. Ein Jahrtausend lang hat dieser ausgebrannte Vulkan zum Steinbruche gedient für die Paläste des neuen Roms; die umgebende Mauer gegen Abend hin mit ihrer vierfach übereinander getürmten Säulenordnung, alle Sitze und die meisten Verbindungszugänge sind abgebrochen; aber indem nun die Riesenmauern nach Morgen hin und im ganzen Umkreise die dreifach aufeinander liegenden Wölbungen noch unerschüttert stehen, durch die hohen Gewölbe der Himmel hindurchsieht und das Gemäuer bis an die äußerste Höhe von immergrünem Gesträuch überzogen ist: so ist aus dieser Zerstörung eine Herrlichkeit geworden, die schöner und größer ist, als es jemals die volle Wirklichkeit sein konnte. Wenn das römische Volk im Vorgefühle seines Unterganges, das diesen großen Sterbenden Jahrhunderte durch begleitete, sich hätte wollen ein Denkmal setzen, seiner Geschichte wert und unsterblich wie die ewige Stadt, es hätte sich keinen erhabeneren Grabstein aufrichten können, den weder die Barbaren, noch die Barberini zerstören konnten, sondern nur verherrlichen. Das ist mir das Kolosseum, der Leichenstein auf dem Grabe des römischen Koloskes, nachdem es ursprünglich ein Theater für die blutigen Schauspiele dieses Volkes gewesen ist, dem der Krieg ein Spiel und das Leben eine Schlacht gewesen ist, und nachdem es im Mittelalter eine Festung, endlich zu unsern Zeiten eine Art Kirche geworden ist. Bereits Clemens X. weihte die Arena als einen heiligen Boden und Benedikt XIV. errichtete in dem ovalen Kreise 14 kleine Kapellen, die sogenannten Stationen des Leidens Christi, an welchen in der Karwoche Prozessionen gehalten werden. Es sind elende Häuschen, aber wie vernichtet in dieser großen Umgebung stören sie den Eindruck so wenig, als die kleine Komödienbude im Amphitheater zu Verona. Eben las ich im Volkmann, daß sogar eine kleine Kirche der madona della pietà im Kolosseum erbaut sei, von der ich noch gar nicht einmal etwas gesehen habe; es ist aber leicht möglich, daß sie in einem der untern Gewölbe versteckt sei. Desto klarer steht ein einfaches hölzernes Kreuz von natürlicher Größe, mit nichts geschmückt als mit den Marterwerkzeichen, in der Mitte des Platzes. Es ist das kein leerer Anspruch, sondern allerdings ist hier ein heiliger Boden, auf welchem einst Tausende von Christen, den wilden Tieren vorgeworfen, mit ihrem Blute den Sieg des Christentums erkaufen; darum hat die Kirche mitten unter den herrlichsten Trümmern der alten Welt mit Recht ihr Siegeszeichen aufgerichtet. Jede scheinbare Gleichstellung durch eine Äußerlichkeit des Baues würde uns in Nachteil gestellt haben; neben dem Kolosseum würde kaum die Peterskirche als groß im unmittelbaren Eindrucke bestehen. Aber dieses gänzliche

Verzichtleisten auf jede Äußerlichkeit ist hier das wahre Sinnbild von der geistigen Allmacht des Christentums, und dieser einfache Kreuzbalken in dieser Umgebung ist unbeschreiblich stolz, groß und rührend. Ich finde nirgends geschrieben, wer das Kreuz aufgerichtet habe, und so hat es vielleicht derselbe beschränkte Sinn aufgestellt, der die kleinen Kapellen erbaute; aber dann hat der Geist selbst dieses Denkmal seines Sieges aufgerichtet, der heilige, in sich selbst bewußte Geist, welcher durch die kleinen Menschen ohne ihr Wissen und Wollen seine That vollbringt, und auch die Dummheiten, welche sie wohlmeinend von dem ihrigen dazutun, als Ironien behandelt, so wie hier, wo sie ans Kreuz geschrieben haben, wer dasselbe küsse, der solle einen vollkommenen Ablass haben auf 100 Tage.

pag. 149.

Rom, den 3. Februar 1830.

Fest der heiligen Agnes.

Mein zweites Fest war die Einsegnung zweier Lämmer in der Kirche der heiligen Agnes, jener lieblichen Römerin, die in der Legende und auf den Bildern als ein Vorbild mädchenhafter Unschuld im weißen Kleide und mit ihrem Lämmchen zum Tode geführt wird. Die kleine Kirche liegt vor der Mauer der Stadt, und ohne städtisches Gedränge schien es ein dem Gegenstande angemessenes ländliches Fest. Es war ein überaus hübsches Bild, als der Bischof, eine hohe, ehrwürdige Gestalt, die niedlichen Tiere mit Weihwasser besprengte. Die zwei schneeweißen Lämmer, mit zwei Blumenkrönchen und roten Bändern geschmückt, lagen auf roten Kissen auf beiden Seiten des Hochaltars; über die Gitter, mit denen der Altar umgeben ist, beugten sich Kinder und Bauernmädchen herein, die so festlich geschmückt waren, als die beiden Lämmer. Alle mit freudfunkelnden Augen. Und als die Lämmer in den Chorgesang der Priester blökend einstimmten und der ernste Bischof selbst ein Lächeln unterdrückte, sah man alles in jener harmlosen Stimmung, in der ein solcher Scherz genommen werden muß. Übrigens ist die Wolle dieser Lämmer einer der besten Handelsartikel von Rom, denn es werden daraus die Pallien gemacht, welche seit einem Jahrtausende von den Erzbischöfen mit schweren Kosten aus Rom geholt worden sind.

pag. 159.

Rom, den 8. Februar 1830.

Spaziergang auf den Monte Mario. St. Peter und der Vatikan im Mondschein.

Es ist zuweilen ein Nichts, wenigstens inwiefern es sich beschreiben oder mittheilen läßt, und doch bewahrt man es gern im flüchtigen Umriß. Gestern

am Sonntag bei Tisch war eine Wanderung auf die Berge beschlossen worden, aber durch allerlei Versehen saß ich allein noch im Café Greco, als Gözberger mich abrief. Er ist ein Lieblingsjünger von Cornelius und jetzt hier beschäftigt, den Karton zu einem großen Wandgemälde für das Bonner Universitätsgebäude zu entwerfen, auf welchem ein wenig gar zu viel die historische Entwicklung der Wissenschaft und Kunst dargestellt werden soll, was sich natürlich nicht anders tun läßt, als in einer Art Schule von Athen, darin die Repräsentanten der Wissenschaft und Kunst versammelt und durch die besondere Art ihrer Beschäftigung, sowie durch ihre Porträts hinreichend charakterisiert sind. Der junge Maler selbst ist sanfter und schöner, als einem Manne eigentlich ziemt, überdies hat er sich neuerlich eingebildet, nachdem er früher ein guter Katholik gewesen ist, er müsse ein Heide sein im Glauben und in den Werken, indes hab' ich ihn lieb gewonnen, wie denn schon oft meine Vorliebe für ein Menschenkind sich weder um den Glauben, noch um die Werke gekümmert hat. Er brachte noch eine Dame mit sich, die er mir als eine Malerin, Eauska, vorstellte. Wir gingen jenseit dem Tiber, wo nach dem Vatikan die Uferhügel aufsteigen, und stiegen mit hinauf zu der Villa, die auf der Stirn des Monte Mario liegt. Wie wir aus einer langen dunkelgrünen Wölbung von Lorbeerbüschen ins Freie traten, erschien die Gegend durch einen nahen Vordergrund von Zypressen in kleinere wohlbegrenzte Bilder zerteilt, unter denen uns besonders die Kuppel der Peterskirche anzog, welche einsam zwischen zwei Zypressen lag, wie ein Grabmal. Als wir vollends hinaufstiegen und auch die Zypressen unter uns standen, lag in einem Bilde die ganze ewige Stadt vor uns, in der ferne zur Rechten ein glänzender Streif, das Meer, zur Linken, im weiten Umkreise, das Gebirge. Über die beschneiten Gipfel und über das dunkle Grün der Abhänge war der helle, durchsichtige Dufi ausgebreitet, dessen Zauber ich nun empfunden habe; er läßt einer Gegend wie ein Lächeln oder ein geistreicher Gedanke oder ein Liebesblick einem schönen Gesichte. Als die Sonne tiefer sank, stieg die Landschaft immer höher in ihrer Verklärung. Die Malerin verlangte herab, ehe die Sonne noch untergegangen war, denn dieses allmähliche Verlöschen eines schönen lichten Bildes tue ihr leid. Ich stimmte ihr bei, denn auch ich scheide gern in der vollsten Lebensherrlichkeit, und mochte einst eine geliebte Tote nicht wiedersehen, um das Bild ihres schönen Lebens mir unverletzt zu erhalten, wie denn Charlotte auch immer, wenn ich von ihr geträumt habe, nicht als eine Tote und Unsterbliche, sondern in der alten irdischen Schönheit voll Kühnheit und Übermut wie vordem mir erschien. — „So möchte ich Rom zum letztenmal in der Morgensonne glühen sehen, wenn ich scheiden werde, und ich weiß, daß ich es nie wiedersehen werde.“ — „Aber macht Sie der Gedanke, niemals nach Italien zurückzukommen, denn nicht jetzt schon traurig?“ sagte die Malerin, — „ich hätte es nicht ertragen können, wenn ich nicht die Hoffnung, wiederzukommen, mit mir genommen hätte; sie hat mich nicht getäuscht, und als ich wiederkam, war es nicht mehr die erste Sehnsucht,

aber die noch größere Freude, das bereits Liebgewonnene und mit teuren Erinnerungen Verbundene wiederzusehen.“ — Ich erwiderte, wie es ist, daß mich dieses so wenig traurig machen könne, als dieselbe Gewißheit, auch das irdische Leben nicht noch einmal erleben zu können, wohl aber eifrig und frisch, um das Leben auf Erden und in Italien recht und ganz zu durchleben. Was kommt am Ende auf die Länge an, wenn doch einmal geschieden sein muß; auch liegt ja hinter den Alpen eine Heimat, und hinter der Erde hoffentlich auch, oder doch darüber. Unter solcherlei Reden waren wir herabgekommen, als aus dem Purpurdüfte des Sabinergebirges über Tivoli der Mond aufging. Sogleich beschloß man, noch in unsern Weg eine Mondscheinpartie einzuschließen, um mir einige Beleuchtungen zu zeigen, deren meine künstlerischen Freunde sich bereits erfreut hatten. Wir traten in den großen Hof des Vatikan. Eine tiefe Einsamkeit zwischen hohen Mauern, nur ein Springbrunnen plätschert in der Mitte, vor dem Tore geht eine Schweizerwache mit der Hellebarde hin und her; der Vollmond warf durch das hohe, offene Tor sein Licht auf die schlanke Wölbung des Springbrunnens. Es wäre ein Bildchen für Carus. Danach gingen wir weiter durch vielerlei Höfe und Hallen. Es ist ein seltsam phantastisches Gebäude, über ein Jahrtausend hindurch von Fürsten mancherlei Sinnes zusammengebaut, in der Stille der Nacht, in der man nur hier und da die Tritte einer Wache hört, und das Dunkel der Nacht, in das nur hier und da ein Mondstrahl durch die hohen Zinnen fällt, passen wohl dazu. Die Peterskirche lag noch als ein dunkler Schatten in der Nacht, als wir vorübergingen und in einer kleinen benachbarten Osteria Platz nahmen. Wir saßen in einem Gartenstübchen um ein Kohlenbecken, zu welchem alsbald noch drei stattliche Katzen geschlichen kamen, und zu einem bescheidenen Sabinerwein gesellte sich vertrauliches Gespräch. Die Malerin bewies in allem diesen eine wunderliche Naivität; sie ist, wie ich nachher hörte, die Witwe des bekannten böhmischen Komponisten Louska, lebt und malt hier aus Lust und Liebe, man kann sie weder jung noch alt nennen, weder garstig noch schön, sie schien durchaus gewöhnt, mit den Malern als ihres gleichen zu leben, und da dieses völlig als unbefangene Voraussetzung erschien, so gewöhnte man sich bald daran und vergaß fast ihr Geschlecht. Als wir zurückgingen, war der Mond über den Vatikan heraufgestiegen, höher und tiefsinniger als im Sonnenscheine erschien die Peterskirche, die beiden Fontänen hatten zwar keine Regenbogen wie am Tage, aber in tausendfach gebrochenen Strahlen stiegen sie auf und nieder und redeten ihre träumerische Sprache.

pag. 215.

Rom, den 10. April 1830.

Fußwaschung und Pilgerspeisung.

Da der Papst immer schwächer geworden ist, wurde die Fußwaschung am Grünen Donnerstage in seinem Namen von dem Kardinaldekan voll-

zogen. Warum statt der zwölf sogenannten Apostel Pilger aus den verschiedenen christlichen Nationen ihrer dreizehn waren, hab' ich mit aller meiner theologischen Gelehrsamkeit nicht ergründen können. Besonders die Pilger aus dem Morgenlande unter ihnen sahen nicht übel danach aus, um Apostel repräsentieren zu können. Sie waren in weite halbpriesterliche Gewänder gekleidet und saßen auf einer offenen Tribüne, über der eine nach Leonardos Abendmahl gewebte Tapete hing. Vorher wurde der evangelische Abschnitt verlesen, wie Christus den Aposteln die Füße wäscht. Danach gürtet sich der Kardinal, sonst im vollen Ornate, mit einem weißen Schurz und beginnt das Werk, während die andern singen. Wie er einem Pilger den rechten Fuß gewaschen, abgetrocknet und geküßt hat, reicht er ihm zum Andenken des Tags einen Strauß von Levkojen und Myrten. Es liegt wohl viel stolze Demut in diesem Werke, aber immer ist's ein rührender Anblick und ein großes Zeugnis von dem Geiste einer Religion, die das alte ursprüngliche Menschenrecht einer allgemeinen Brüdergleichheit, wenn nicht hergestellt, doch zur vollen Anerkennung gebracht hat.

Wenn nun diese heilige Handlung hier als bloße Zeremonie steht, so wird sie zu etwas Wirklichem und Wohltätigem im Hospitale der Pellenen. Dieses ist bestimmt, alle Pilger, welche nach Rom wallfahren, aufzunehmen; die Italiener, welche mindestens aus einer Entfernung von 60 Miglien von der Stadt kommen, drei Tage; die jenseits der Alpen herkommen, fünf bis elf Tage. Während des letzten heiligen Jahres wurden über 90000, an einem einzigen Abende über 8000 bewirtet. Das Vermögen der Anstalt ist durch fromme Stiftungen begründet, ein Berliner Bankier, der jetzt ein Baron geworden ist, berechnete mir, daß es auf zehn Millionen betrage. „Dieses alles wird dem Staate entzogen,“ schloß er seine Rede, „rechnen Sie dazu die Kräfte der Leute, die hierher gelockt und dadurch so viele Tage dem Ackerbau entzogen werden; welch ein Unsinn!“ Als wenn die Menschen nur dazu geboren wären, den Acker zu bauen! Alle Dienstleistungen werden durch eine Brüder- oder Schwester-schaft besorgt, die aus den angesehensten Männern und Frauen der Stadt besteht. Während des Dienstes gehen sie alle in groben Kutten von roter Leinwand mit einem Schilde, auf welchem die Kreuzigung dargestellt ist. Vorsteher in diesem Jahre ist der Kardinalbischof von Albano. Gestern am Karfreitage, da wir abends das Hospital besuchten, waren etwa 700 Pilger zugegen, meist Italiener, wilde verwitterte Gesichter aus den Abruzzen, über die Alpen waren einige dreißig gekommen. Als wir in die Küche kamen, erkannten wir den Kardinal nur an seinem roten Käppchen und an den ehrwürdig freundlichen Hausvatermienen, denn mit einer weißen Schürze angetan, war er sehr eifrig beschäftigt, die Portionen auf die Teller zu verteilen, danach sahen wir denjenigen, welche diesen Abend erst angekommen waren, nach der gastfreundlichen Sitte südlicher Länder in einem großen Saale die Füße waschen. Dieses schien allerdings kein angenehmes Geschäft, es war gemeines, schmutziges Volk, aber alte Männer mit vor-

nehmen Gesichtern, mitten unter ihnen der Kardinal, unterzogen sich diesem Dienste, und ich mag es wohl gestehen, als er einem armen Burschen die Füße mühsam reinigte, trocknete und küßte, kam der alte Herr mir gewaltig groß vor und ich hätte wohl an seiner Stelle sein mögen, bis aufs Küßten, das als eine unnütze Demut wohl überhaupt wegbleiben könnte. An den Frauen verrichteten die römischen Damen, unter denen man die Töchter aller fürstlichen Geschlechter nennt, denselben Dienst. Als endlich die Pilger in langen Reihen bei Tische saßen, machte ich mich wieder an meinen Kardinal, zu dem ich mir einmal ein Herz gefaßt hatte. Er bediente vorzugsweise einen Holländer von einem rechten kümmerlichen Philisteraussehen. Er setzte die Schüsseln hin, nahm sie weg, machte alles mundrecht, schenkte fleißig Wein ein und suchte den armen Mann, den der hohe Diener etwas zu beängstigen schien, durch freundliches Nötigen und allerlei Fragen nach seiner Heimat ins Gleis zu bringen. Was mir am besten dabei gefiel, war dies, daß er keine feierliche fromme Miene dazu machte, vielmehr trieb er mit einem hübschen jungen Menschen, wahrscheinlich seinem Nepoten, der neben ihm aufwartete, allerlei Scherz, indem er ihn unterrichten wollte, wie alles behend zu machen sei.

Es mag wohl auch in dieser Sache viel äußeres Werk und Ostentation mit unterlaufen, aber zu den Wundern des Christentums gehört es doch.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Aus: Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847 von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Herausgegeben von Paul M. B. und Professor Dr. Carl M. B. Billige Ausgabe. 7. Auflage in einem Bande. Leipzig, Hermann Mendelssohn, 1899.

M. wurde am 3. Februar 1809 zu Hamburg geboren. Frühreif schrieb er schon mit 14 Jahren die Sommernachtstraum-Ouverture. Auf einer Reise in England 1829 wurde er als Komponist, Dirigent und Pianist begeistert gefeiert. Im folgenden Jahre reiste er nach Italien und verweilte in Rom vom 1. November 1830 bis anfangs April. Er wohnte am spanischen Platz Nr. 5. Hier entstand die erste Bearbeitung der Walpurgisnacht, die Symphonien im A moll und A dur. 1831 besuchte er Paris und London. Im folgenden Jahre wurde er als städtischer Musikdirektor nach Düsseldorf berufen. Im Oktober 1835 siedelte er nach Leipzig über und gründete dort 1843 das Konservatorium der Musik. Er starb daselbst am 4. November 1847.

pag. 63.

Rom, den 10. Dezember 1830.

An seinen Vater.

Deutsche Künstler im Café Greco.

Mich macht es jedesmal innerlichst grimmig, wenn Menschen, die gar keine Richtung haben, sich damit abgeben wollen, über andere zu urteilen, die etwas wollen, und sei es das Kleinste, und ich habe deshalb einem Musiker hier neulich in einer Gesellschaft nach Kräften gedient. Der wollte nun gar über Mozart sprechen, und weil Bunsen und seine Schwester Palestrina lieben, suchte er sich bei ihnen dadurch einzuschmeicheln, daß er mich z. B. fragte, was ich denn über den guten Mozart mit seinen Sünden dächte? Ich antwortete ihm aber: ich meinesteils ließe gleich meine Tugenden im Stich und nähme Mozarts Sünden dafür; wie tugendhaft er sei, könne ich aber nicht bestimmen. Die Leute fingen an zu lachen und hatten ihre Freude daran. Daß solch Volk sich nicht einmal vor den großen Namen scheuen will! Indes ist es ein Trost, daß es in allen Künsten daselbe ist, da die Maler es hier nicht besser machen. Es sind furchtbare Leute, wenn man sie in ihrem Café Greco sitzen sieht. Ich gehe auch fast nie hin, weil mich so sehr vor ihnen und ihrem Lieblingssort graut. Das ist ein kleines, finsternes Zimmer, etwa acht Schritte breit, und auf der einen Seite der Stube darf man Tabak rauchen, auf der andern aber nicht. Da sitzen sie denn auf den Bänken umher, mit den breiten Hüten auf, große Schlächter-

hunde neben sich, Hals, Backen, das ganze Gesicht mit Haaren zugedeckt, machen einen entsetzlichen Qualm (nur auf der einen Seite des Zimmers), sagen einander Grobheiten; die Hunde sorgen für Verbreitung von Ungeziefere; eine Halsbinde, ein Frack wären Neuerungen; was der Bart vom Gesicht freiläßt, das versteckt die Brille, und so trinken sie Kaffee und sprechen von Tizian und Pordenone, als säßen die neben ihnen und trügen auch Bärte und Sturmhüte! Dazu machen sie so kranke Madonnen, schwächliche Heilige, Milchbärte von Helden, daß man mitunter Lust bekommt, dreinzuschlagen.

pag. 67.

Rom, den 11. Dezember 1830.

An den Vater.

St. Peter. Die „Absolution“ des verstorbenen Papstes.

Heut' war ich in St. Peter, wo die großen Feierlichkeiten, Absolution genannt, für den Papst angefangen haben und bis Dienstag, wo die Kardinäle ins Conclave gehen, dauern werden. Das Gebäude ist über alle Vorstellung. Mir kommt es vor wie irgend ein großes Naturwerk, ein Wald, felsmassen oder dergleichen; denn die Idee eines Menschenwerkes verliere ich immer dabei. Man sieht nach der Decke ebensowenig, wie sonst nach dem Himmel. Man verläuft sich darin, geht darin spazieren und geht sich bald sehr müde. Es wird Gottesdienst darin gehalten und gesungen; man merkt es aber erst, wenn man in die Nähe kommt. Die Taufengel sind ungeschlachte Riesen; die Tauben kolossale Raubvögel; man verliert alle Idee von Augenmaß und Verhältnis; und doch wird einem jedesmal das Herz weit, wenn man unter der Kuppel steht und bis hinauf in einem Blicke sieht. Nun ist heute im Schiff ein ungeheurer Katafalk aufgerichtet, der etwa diese Form hat.*) In der Mitte unter den Säulen steht der Sarg; geschmacklos ist das Ding, und doch macht es einen tollen Effekt. Das obere Rund ist nämlich dicht mit Lichtern besetzt; ebenso die Verzierungen darauf; das untere Rund ebenfalls, und über dem Sarg hängt eine brennende Ampel; unter den Statuen brennen unzählige Lichter; dazu ist das Ganze über 100 Fuß hoch und steht einem gerade entgegen, wenn man hineintritt. Nun ziehen die Ehrengarde und die Schweizer im Viereck umher; in jede Ecke setzt sich ein Kardinal in tiefer Trauer mit seinen Dienern, die große brennende Fackeln halten, und dann fängt der Gesang an mit den Responsorien, so einfach und einförmig, wie Ihr ihn kennt. Es ist das einzige Mal, daß mitten in der Kirche gesungen wird und macht eine wunderbare Wirkung. Schon bloß, wenn man unter den Sängern steht (ich darf das) und sie sieht, hat man einen prächtigen Eindruck. Denn da stehen sie alle um ihr kolossales Buch, aus dem sie singen, und das Buch

*) Hier folgt im Briefe eine kleine Zeichnung des Katafalks.

ist wieder mit einer kolossalen Fackel erleuchtet, die davor brennt; und wie sie sich alle in ihrem Ornat drängen, um gut zu sehen und zu singen, und Bainsi mit seinem Mönchsgesicht, der den Takt mit der Hand schlägt und dann und wann einmal gewaltig dazwischenbrüllt; dann alle die verschiedenen italienischen Gesichter zu beobachten, es ist eine Freude. Und wie man denn hier nur immer von einem Genuß zum andern zu eilen hat, so ist es auch in ihren Kirchen, namentlich in St. Peter, wo ein paar Schritte gleich die ganze Szene verändern. Ich ging ans äußerste Ende und da war ein wunderbarer Anblick. Durch die gewundenen Säulen des Hochaltars, der bekanntlich so hoch wie das Berliner Schloß ist, und über den Raum der Kuppel hinweg sah man, perspektivisch verkleinert, den ganzen Katafalk mit seinen Lichtreifen und die vielen kleinen Menschen, die sich herumdrängten. Fängt nun die Musik an, so kommen die Töne viel später bis dahin, verhallen und verwischen sich im unermesslichen Raum, so daß man die seltsamsten, unbestimmten Harmonien vernimmt. Ändert man nun wieder die Stellung und stellt sich vorn an den Katafalk hin, so hat man hinter der Glut der vielen Lichter und der glänzenden Pracht gleich die dämmerige Kuppel voll blauem Duft, und das ist gar erst unbeschreiblich. Es ist eben Rom!

pag. 82.

Rom, den 17. Januar 1831.

An seine Familie.

Bei Vernet.

Eine große, sehr große Freude, die ich neulich hatte, muß ich Dir, liebe Mutter, erzählen, weil Du Dich mitfreuen wirst. Ich war vorgestern zum erstenmal in kleinerer Gesellschaft bei Horace Vernet und mußte da spielen. Nun hatte er mir vorher erzählt, wie „Don Juan“ seine einzige wahre Lieblingsmusik sei, namentlich das Duell und der Komtur am Ende; und wie mir das nun in seine Seele hinein sehr gefiel, so geriet ich, indem ich zum „Konzertstück“ von Weber präludivieren wollte, unvermerkt tiefer ins Phantasieren, dachte, ich würde ihm einen Gefallen tun, wenn ich auf diese Themas käme, und arbeitete sie ein Weilchen wild durch. Es machte ihm eine Freude, wie ich nicht bald jemand von meiner Musik erfreut gesehen habe, und wir wurden gleich genauer bekannt miteinander. Nachher kam er auf einmal und sagte mir ins Ohr, wir müßten einen Tausch machen, er könne auch improvisieren. Und als ich, wie natürlich, sehr neugierig war, so meinte er, das sei ein Geheimnis. Er ist aber wie ein kleines Kind, und hielt es nicht eine Viertelstunde aus. Da kam er wieder und nahm mich in die andere Stube und fragte, ob ich Zeit zu verlieren hätte; er habe eine Leinwand ganz fertig aufgespannt und bereitet, da wolle er mein Bild darauf malen, und das sollte ich zum Andenken an heute behalten, zusammenrollen und an Euch schicken oder mitnehmen, wie

ich wollte. Er müsse sich zwar zusammennehmen mit seiner Improvisation, aber er wolle es schon machen. Ich sagte sehr „ja“ und kann Euch nicht beschreiben, was für ein Vergnügen es mir machte, daß er wirklich soviel Freude und Lust an meinem Spiel gehabt hatte. Es war überhaupt ein vergnügter Abend. Als ich den Hügel hinaufkam, war alles so ruhig, still, und in der großen, dunklen Villa*) nur ein Fenster hell erleuchtet; und da klang Musik in einzelnen Akkorden herunter, und der Klang nahm sich in der dunklen Nacht an der Fontäne gar zu süß aus. Im Vorzimmer exerzierten zwei junge Akademiker; ein dritter machte den Leutnant und kommandierte tüchtig. In der andern Stube saß mein Freund Montfort, der den musikalischen Preis im Konservatorium gewonnen hat, am Klavier und die andern standen umher und sangen einen Chor. Es ging aber sehr schlecht. Sie forderten noch einen auf, und da er sagte, er könne nicht singen, so meinte der andere: Qu'est-ce que ça fait, c'est toujours une voix de plus. Ich half denn auch nach Kräften mit und so amüsierten wir uns ganz gut. Später wurde getanzt, und da hättet Ihr einmal sehen sollen, wie Louise Vernet mit dem Vater die Saltarella tanzte. Als sie nun gar einen Augenblick aufhören mußte und gleich das große Tambourin nahm und darauf losschlug und uns, die wir die Hände nicht mehr rühren konnten, ablöste, da hätte ich ein Maler sein mögen, dann hätte es ein prächtiges Bild gegeben! Ihre Mutter ist die freundlichste Frau von der Welt, und der Großvater Carle Vernet (der die hübschen Pferde malt) tanzte den Abend einen Kontertanz mit soviel Leichtigkeit, machte so viele Entrechats und variierte seine Pas so gut, das nur eines schade war, daß er nämlich 72 Jahre alt ist. Er reitet jeden Tag zwei Pferde müde, malt und zeichnet dann ein wenig, und abends muß er in Gesellschaft sein!

pag. 86.

Rom, den 8. Februar 1831.

An seine Familie.

Papstwahl.

Aber beschreiben muß ich doch, wie es mit meinem Geburtstage so ganz anders kam, als ich dachte; nur kürzlich aber, denn in einer Stunde geht's auf den Korso in den Carneval. Es gab Vorfeier, feier und Nachfeier. Am 2. Februar saß Santini morgens auf meiner Stube und sagte auf meine ungeduldigen Fragen nach dem Konklave mit diplomatischer Miene, vor Ostern dürfte es schwerlich einen Papst geben. Herr Brisbane kam dazu, erzählte, wie er seit Berlin auch in Konstantinopel, Smyrna u. s. w. gewesen sei und frug nach allen Berliner Bekannten; da fällt auf einmal ein Kanonenschuß und noch einer, und die Leute stürzen über den Spanischen Platz und schreien aus voller Kehle. Wir drei stieben auseinander, Gott weiß wie, außer Atem aufs Quirinal, und eben ging der Mann wieder

*) Vernet wohnte in der Villa Medici.

hinein, der aus dem durchbrochenen Fenster gerufen hatte: „Annuncio vobis gaudium magnum, habemus papam R. E. dominum Capellari, qui nomen assumpsit Gregorius XVI.“ Nun drangen aber alle Kardinäle auf den Balkon nach und schöpften frische Luft und lachten untereinander. Seit 50 Tagen kamen sie zum erstenmal ins Freie und sahen so lustig aus, und die roten Käppchen glänzten hell in der Sonne; der ganze Platz war mit Menschen gefüllt; an den Obelisken und den Pferden des Phidias kletterten sie hinauf, aber die Statuen ragten weit über alles in die Luft. Nun kam Wagen bei Wagen und sie drängten und schrien. Dann erschien der neue Papst, vor ihm her das goldene Kreuz; und er segnete die ganze Volksmenge zum erstenmal, während die Leute zugleich beteten und Juchhe schrien; alle Glocken in Rom läuteten, dazu Kanonenschüsse, Trompeten und Militärmusik — das war nun die Vorfeier. Denn als ich den folgenden Morgen früh der Menschenmenge die lange Straße hinunter folgte und auf den Petersplatz kam, der schön war, wie ich ihn nie gesehen hatte, von der Sonne hell beschienen, die Wagen hin und her schwärmend, die roten Kardinalsfuttschen im höchsten Staat nach der Sakristei zu rollend, mit gestickten Bedienten hintenauf und die zahllosen Menschen aller Nationen, aus allen Ständen, allen Tagen, und als über dem allen die Kuppel und die Kirche ganz bläulich schwebten, denn es war starker Duft in der Morgenluft, so dachte ich mir wohl, Capellari würde das auf sich beziehen, wenn er es sähe; aber ich wußte es besser — das war eben die Geburtstagsfeier, und die ganze Papstwahl und die Huldigung ein Schauspiel mir zu Ehren. Aber es war gut gespielt und sehr natürlich, und ich werde es mein Leb-lang nicht vergessen. Die Peterskirche war gedrängt voll; der Papst mit den Pfauenwedeln wurde hineingetragen, auf den großen Altar gesetzt und die päpstlichen Sänger intonierten: Tu es sacerdas magnus. Ich habe nur zwei oder drei Akkorde gehört, aber es braucht eben gar nicht mehr, nur den Klang. Dann kam ein Kardinal nach dem andern und küßte ihm den Fuß und die Hände, und dann umarmte er sie. Wenn man so ein Weilchen zusehen hat, gedrängt unter den Menschen steht, sich nicht bewegen kann und dann auf einmal in die Höhe sieht, in die Kuppel bis zur Laterne hinauf, das gibt ein sonderbares Gefühl. Ich stand mit Herrn Diodati mitten unter einem Rudel Kapuziner; die heiligen Männer sind aber gar nicht andächtig bei so etwas und sehr unappetitlich. Aber ich muß eilen; es wird Karnevalszeit, und von dem darf ich nichts verlieren. Abends zu meinem Geburtstage verbrannten sie Pechtonnen auf allen Straßen und erleuchteten die Propaganda; wie die Leute glaubten, weil es des Papstes ehemalige Wohnung ist; wie ich glaube, weil sie mir gegenübersteht und ich mich nur aus dem Fenster legen durfte, um alles zu genießen. Dann kam der Ball von Torlonia, und überall guckten da rote Käppchen oben und rote Strümpfe unten vor. Den folgenden Tag arbeiteten sie mit allen Kräften an Gerüsten, Verschlägen, Bühnen für den Karneval; die Leute schlugen Edikte an übers Pferderennen; Maskenproben

wurden ausgehängt, und als Nachfeier die Kuppelbeleuchtung und Girandola auf Sonntag angefezt.

Sonnabend ging man aufs Kapitol, um zu erleben, wie die Juden sich ausbitten, wieder ein Jahr in der heiligen Stadt geduldet zu werden und wie man es ihnen am Fuß des Hügels erst abschlägt und dann oben nach wiederholter Bitte gewährt und ihnen den Ghetto anweist. Das Ding war sehr langweilig; man wartete zwei Stunden und verstand endlich die Rede der Juden ebensowenig, wie die Antwort der Christen. Ich ging verdrießlich herunter und meinte, der Karneval finge schlecht an. So kam ich in den Corso und dachte an nichts, als ich auf einmal mit Zuckererbsen beregnet bin. Ich sehe auf, so sind es junge Mädchen, die ich auf Bällen zuweilen gesehen hatte, aber wenig gekannt; und wie ich in meiner Verlegenheit den Hut abnehmen und grüßen will, geht's Werfen erst recht an. Der Wagen rollt vorüber, und im folgenden sitzt Miss T., eine zarte, schöne Engländerin. Ich will wieder grüßen, aber sie wirft auch. Nun wurde ich wild, nahm Konfetti und grüßte tapfer. Es wimmelte von Bekannten; mein blauer Überrock sah müllermäßig aus; auf einem Balkon standen B.'s und hagelten faustdicht herunter; und so mit Werfen und Geworfenwerden, unter tausend Neckereien, inmitten der tollsten Masken, mit dem Pferderennen ging der Tag zu Ende.

pag. 99.

Rom, den 4. April 1831.

An seine Familie.

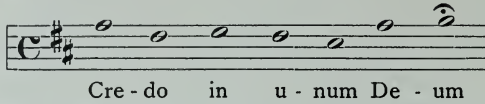
Die heilige Woche.

Wie heiter und erquicklich der Winter nun war, so hat er mit einer unergesslichen Woche geschlossen; denn was ich gesehen und gehört habe, hat meine Erwartungen weit übertroffen; und weil es denn das Ende war, so will ich versuchen, in meinem letzten Briefe aus Rom Euch eine Beschreibung davon zu geben. Die Leute haben die Zeremonien der heiligen Woche viel gelobt und viel getadelt und haben, wie es wohl oft geht, immer die Hauptsache zu sagen vergessen, nämlich, daß es ein Ganzes ist. Das ist auch das einzige, weshalb ich davon erzählen will. Sonstige Beschreibungen möchten Vater wieder an Mme. de R. erinnern, die am Ende nur daselbe tat, was die meisten tun, die über Musik und Kunst schreiben, indem sie mit einer heisern, profaischen Stimme bei Tische uns einen Begriff von dem klaren, schönen Chor in der päpstlichen Kapelle geben wollte. Viele andere haben wieder die bloße Musik abgesondert und sind darüber hergefallen, weil sie der Äußerlichkeit bedürfe, um zu wirken. Die mögen recht haben; solange aber diese notwendige Äußerlichkeit da ist und zwar in ihrer ganzen Vollkommenheit, solange wirkt sie doch eben; und so gewiß ich überzeugt bin, daß Ort, Zeit, Unordnung, die große Menschenmenge, die in größter Stille den Augenblick des Anfangs erwartet, das

ihrige zum Eindruck beitragen, so verhaßt ist es mir doch, das, was einmal zusammengehört, absichtlich zu sondern, um einen Theil zu erhalten, den man gering schätzen kann. Es müßte ein unglücklicher Mensch sein, auf den die Andacht und Ehrfurcht einer großen Versammlung nicht auch einen andächtigen, ehrfürchtigen Eindruck machte, und wenn sie auch das goldene Kalb anbeteten; denn nur der darf's zerschlagen, der was Besseres dafür hinstellen kann. Ob es nun einer dem andern nachsagt, ob es der einmal erlangte große Ruf tut, ob es bloß in der Einbildung liegt, ist einerlei; genug, man hat ein vollkommenes Ganzes, das einen mächtigen Eindruck seit Jahrhunderten ausgeübt hat und noch jedesmal ausübt, und davor habe ich Ehrfurcht, wie überhaupt vor jeder wirklichen Vollkommenheit. Die Sphäre zu beurteilen, möchte ich den Theologen überlassen; denn was man darüber so hinsagt, kann doch nicht tief gehen. Mit der bloßen Zeremonie ist es nicht abgetan; mir ist es genug, wie gesagt, daß in irgend einer Sphäre etwas mit Treue und Gewissenhaftigkeit nach Kräften vollkommen ausgeführt werde, um Respekt davor zu haben und um mich daran zu freuen. Deshalb also erwartet nicht von mir eine abgemessene Kritik über den Gesang, ob sie rein oder falsch intoniert haben, gesunken sind oder nicht, und ob die Kompositionen schön sind, ich will lieber versuchen, Euch zu erzählen, wie das Ganze einen großen Eindruck machen muß, wie alles dazu mitwirkt; und so wenig ich in der vorigen Woche Musik, Zeremonien, Formen u. s. w. abgesondert habe, sondern alles auf einmal genoß, ebensowenig will ich es in diesen Zeilen tun; das Technische, auf das ich natürlich sehr aufmerksam gewesen bin, werde ich besonders an Zelter berichten. Am Palmsonntag ist die erste Zeremonie. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß ich nicht ganz ins Innere auf die sogenannte Prälatenbank, wo mein gewöhnlicher Sitz war, dringen konnte, sondern unter der Ehrengarde stehen bleiben mußte, wo ich die Feierlichkeit zwar gut sah, aber doch nicht dem Gesang recht folgen konnte, da sie die Worte undeutlich sprachen und ich den Tag noch kein Buch hatte. So kam es, daß mir diesen ersten Tag die verschiedenen Antiphonien, Evangelien und Psalmelodien, die Art des singenden Lesens, was nun dort in der Urgestalt alles vorkommt, den verwirrtesten, sonderbarsten Eindruck machten. Ich hatte keinen rechten Begriff, nach welcher Regel die sonderbaren Ton- und Schlußfälle sich richteten. Um diese Regel mir nun nach und nach herauszufuchen, gab ich mir Mühe, und es gelang mir auch so gut, daß ich am Ende der heiligen Woche hätte mitsingen können. Dadurch entging ich auch der Langeweile, über die man sich allgemein während der unaufhörlichen Psalmen vor dem Miserere beklagt; denn indem ich auf die Verschiedenheit in der Monotonie merkte und einen Tonfall, den ich sicher hörte, gleich aufschrieb, bekam ich nach und nach, wie es richtig war, acht Psalmelodien heraus, notierte mir die Antiphonien und dergleichen und war fortwährend beschäftigt und gespannt. Den ersten Sonntag aber, wie gesagt, konnte ich mich in alles das nicht finden und weiß nur, daß sie

auch den Chor „Hosanna in excelsis“ sangen und mehrere Hymnen intonierten, während dem Papste die schon geflochtenen Palmen gereicht wurden, die er an die Kardinäle verteilte. Es sind lange, mit vielen Zieraten, Knöpfen, Kreuzen und Kronen verzierte Stäbe, doch ganz von trockenen Palmblättern gemacht, und das gibt ihnen ein Ansehen, als seien sie von Gold. Die Kardinäle, die im Innern der Kapelle im Viereck umher sitzen mit den Abbatn zu ihren Füßen, kommen nun einzeln und erhalten ihren Palmenstab, mit dem sie zu ihrem Platz zurückkehren; dann kommen die Bischöfe, Mönche, Äbte, alle sonstigen Geistlichen, die päpstlichen Sänger, die Ehrenkavaliere und was sonst dazu gehört, und erhalten einen Ölweig mit Palmblättern gebunden. Das gibt eine lange Prozession, während deren der Chor immerfort singt. Die Abbatn halten die langen Palmen ihrer Kardinäle, wie die Lanzen von Schildwachen, und strecken sie dann alle auf die Erde vor sich hin, und es ist in dem Augenblicke eine Farbenpracht in der Kapelle, wie ich sie nie bei einer Zeremonie gesehen habe. Die Kardinäle in den goldgewirkten Gewändern mit den roten Käppchen, vor ihnen die violetten Abbatn mit den goldenen Palmen in der Hand, weiterhin die bunten Diener des Papstes, die griechischen Priester, die Patriarchen in schönster Pracht; die Kapuziner mit langen, weißen Bärten; all die anderen Mönche; dann wieder die Schweizer mit ihren Papageiuniformen, alle mit grünen Ölweigen in den Händen und dazu Gesang, — wahrlich, man hört kaum heraus, was sie singen und freut sich nur des Klanges. Dem Papste wird dann sein Thronessel gebracht, auf dem er bei allen Prozessionen getragen wird und auf dem ich am Tage meiner Ankunft in Rom Pius VIII. hatte thronen sehen (vide Heliodor von Raffael, wo er abgebildet ist); die Kardinäle, zwei und zwei, mit ihren Palmen beginnen den Zug; die Flügelthüren der Kapelle werden geöffnet, und so geht es langsam hinaus. Der Gesang, der einen bisher immerfort wie ein Element umgibt, wird nach und nach immer schwächer; denn die Sänger gehen mit, und endlich hört man ihn in der Ferne von draußen her nur ganz leise. Dann frägt auf einmal ein Chor in der Kapelle sehr stark, und der aus großer Ferne antwortet, und so geht es ein Weilchen, bis die Prozession wieder näher kommt und die Chöre sich wieder vereinigen. Auch hier mögen sie singen, was und wie sie wollen, so macht es eine herrliche Wirkung; und wenn es auch wahr ist, daß es sehr einförmige, ja sogar unförmliche Hymnen sind, all' unisono, ohne rechten Zusammenhang und durchaus fortissimo, so berufe ich mich auf den Eindruck, und den muß es auf jeden machen. Nach der Prozession kommt das Evangelium, im sonderbarsten Ton vorgetragen, und dann die Messe. Da muß ich denn auch meines Lieblingsmoments erwähnen, nämlich des Credo. Der Priester stellt sich zum erstenmal mitten vor den Altar und intoniert nach einer kleinen Pause mit seiner heisern alten Stimme das Seb. Bachsche Credo. Sowie er fertig ist, stehen alle Geistlichen auf, die Kardinäle verlassen ihren Sitz, treten in die Mitte der Kapelle, bilden einen

Kreis und alle sprechen ganz laut die Fortsetzung: patrem omnipotentem u. s. w. Zugleich fällt der Chor ein und singt dieselben Worte. Als ich das erste Mal mein wohlbekanntes



hörte, und alle die ernstesten Mönche um mich her so laut und eifrig zu sprechen anfangen, erschrak ich ordentlich, und es ist noch immer mein Lieblingsmoment. Nach der Zeremonie schenkte mir Santini seinen Ölweig, mit dem in der Hand ich dann den ganzen Tag spazieren ging; denn schön Wetter war es. Das Stabat mater, welches sie nach dem Credo einlegen, machte am wenigsten Eindruck; sie sangen es unsicher, falsch und kürzten es ab; die Singakademie singt es ungleich besser. Montag und Dienstag ist nichts und Mittwoch um halb fünf fingen die Nocturnen an. Die Psalmen werden Vers um Vers von zwei Chören gesungen, doch nur immer von einer Art Stimmen, Bässe und Tenöre. So hört man anderthalb Stunden lang die eintönige Musik; nur einmal werden die Psalmen durch die Lamentationen unterbrochen, und das ist das erste Mal seit langer Zeit, daß man wieder einen vollkommenen Akkord hört. Dieser Akkord wird sehr sanft eingesetzt und überhaupt das ganze Stück *pp* gesungen, während die Psalmen so stark als möglich geschrien werden müssen, und zwar immer nur auf einen Ton, auf den die Worte in großer Schnelligkeit abgesprochen werden und dem am Ende jedes Verses ein Schlussfall angehängt ist, welcher das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Melodien ausmacht. Da ist wieder kein Wunder, wenn der bloße sanfte Klang (G dur) der ersten Lamentation einen weich stimmt. Es geht nun wieder eintönig fort. Bei jedem Psalmverse wird eine Kerze ausgelöscht, so daß nach anderthalb Stunden die fünfzehn um den Altar brennenden aus sind. Es bleiben dann noch sechs große hoch über dem Eingang brennen; der ganze Chor mit Alten, Sopranen u. s. w. intoniert fortissimo et unisono eine neue Psalmenmelodie: das Canticum Zachariae in D moll und singt es sehr langsam und feierlich in die tiefe Dämmerung hinein; die letzten Kerzen gehen dann aus; der Papst verläßt seinen Thron, wirft sich vor dem Altar auf die Knie und alle mit ihm; sie sagen ein sogenanntes pater noster sub silentio, d. h. es entsteht eine Pause, während deren man weiß, daß jeder Katholik das Vaterunser betet; und sogleich nachher fängt das Miserere an, pianissimo, so:



Das ist für mich eigentlich der schönste Moment des Ganzen. Was nachher folgt, könnt Ihr Euch leicht denken; diesen Anfang aber nicht wohl. Die Folge des Miserere von Allegri ist eine einfache Akkordfolge, auf die entweder Tradition oder, was mir wahrscheinlicher ist, ein geschickter Maestro Verzierungen für einige schöne Stimmen und namentlich für einen sehr hohen Sopran, den er hatte, gegründet hat. Diese Verzierungen kehren bei denselben Akkorden in gleicher Weise wieder, und da sie gut ausgedacht und sehr schön für die Stimme gelegt sind, so freut man sich immer, sie wieder zu hören. Das Unbegreifliche, Überirdische habe ich nicht finden können; es ist mir auch ganz genug, wenn es begreiflich und irdisch schön ist.

Erwin Speckter.

Aus: Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. Aus den nachgelassenen Papieren von E. Speckter aus Hamburg. Leipzig, F. A. Brodhaus, 1846.

Sp. ist am 18. Juli 1806 zu Hamburg geboren. v. Rumohr erkannte sein Talent und ermutigte ihn zu Kunststudien. Nach Studienreisen nach Schleswig und Lübeck zog er 1825 nach München, wo er unter Eberhard und Cornelius malte. Anfangs christliche Stoffe im Anschlusse an die Nazarener bearbeitend, wandte er sich seit 1830 farbenfreudigeren antiken Allegorien zu. Im Herbst dieses Jahres reiste er nach Italien und traf am 15. Dezember in Rom ein. Er wohnte anfangs in der Via de Capucini. Sein bedeutendstes römisches Ölgemälde ist „Simson und Delila“. Im Juli 1834 verließ er Rom und traf im September in Hamburg ein. Hier beschäftigten ihn Freskomalereien im Hause des Dr. Abendroth, mit denen er durch Vermittlung seines Freundes, des Erbauers des Hauses A. de Chateaufneuf, beauftragt worden war, bis ein Lungenleiden, das ihn schon seit Jahren gequält hatte, ihn am 23. November 1835 dahinraffte.

pag. 113.

Rom, Januar 1831.

Erster Eindruck von Overbecks Persönlichkeit.

Einen traurigen, herzbewegenden Eindruck hat Overbecks Persönlichkeit auf mich gemacht: ein langer, magerer Mann mit wenig kurzem, gescheitelt blondem Haar, dessen Augen trüb und, von einem tiefen schwarzen Hof umgeben, unendlich leidend blicken. Sein Mund zieht sich bei jedem Worte in ein gezwungenes, süßes Lächeln. Eigentlich sieht er aus wie ein schüchternen Gefangener, der in jeder Ecke einen Späher fürchtet. Dabei geht durch alle seine Worte und sein Wesen eine ungeheure Demut, Bescheidenheit und hingebende Freundlichkeit, die aber auch nicht wohlthut, sondern unheimlich ferne hält. Ich wagte kaum zu sprechen und sprach auch nur leise und fragend. Mitteilen, erzählen wie bei andern, konnt' ich nicht; die Brust war mir zugeschnürt und vollends wußt' ich gar nicht, was ich sagen sollte, wenn er bei seinen Arbeiten immer um Verzeihung bat, daß er es wage, sie uns zu zeigen, sie „unbedeutend, nichts“ nannte, sich glücklich schätzte, daß die Leute ihn „Unbedeutenden“ gewählt und bei ihm Bilder bestellt, nur die Besteller bedauerte, daß sie nicht auf Würdigere gefallen, und endlich gar mich um Erlaubnis bat, ob er mich einmal besuchen und meine Sachen sehen dürfe. Und dann, als ich ihn fragte, ob ich wiederkommen dürfe, sagte er: „Gott, wenn ich die Mühe mir machen wolle,

würde er glücklich sein.“ Beinahe mußte ich lachen, aber mit Tränen in den Augen. Ein Mann, der seinen eigenen Wert nicht kennt, wo soll der Kraft und Mut hernehmen, das Höchste, Erhabenste, herrlich Schöne zu erlangen, dem Bösen zu trotzen und das Elende und Schlechte zu verachten! Wer sich nicht selbst kennt, kann nicht fest und sicher gehen, ewig wird er schwanken; denn um sicher den Weg zu meinem Ziele zu verfolgen, muß ich wissen, daß es der beste ist, den ich gewählt, muß sehen, wieviel ich schon zurückgelegt vor andern, die auf Nebenwegen gehen. Weiß ich das nicht, kann ich das selbst nicht sehen, da werd' ich bald unstät zaudern und nicht wissen, ob ich fürder schreiten soll, ob jene nicht besser gehen und eher zum Ziele kommen; dann werde ich diesen Weg, dann jenen wählen und endlich mich selbst verlieren. So scheint Overbeck in seinem Wesen; aber, was ich nicht glauben mag und dennoch klar und deutlich seine Sachen verraten — dieses Wesen ist nur ein angenommenes, er ist nicht so.

pag. 211.

Rom, den 21. April 1831.

Cornelius' Abschiedsmahl.

Das Fest selbst war in der Villa Albani. Der Kardinal, dem sie gehört, hatte uns auf Verwendung des preußischen Gesandten Bunsen alles, was wir verlangt, gern erlaubt (es ist die Villa, die, wie schon oben erwähnt worden, nach Winkelmanns Angabe gebaut sein soll). Das Fest begann um 5 Uhr nachmittags; bis 7 Uhr schwärmten die Gäste in dem herrlichen Garten und den antiken Sälen herum und um Sonnenuntergang begann das Nachessen in dem von uns dekorierten Saal, wo an der einen Wand meine Malerei und an den zwei Seiten die beiden andern Transparente aufgestellt und mit Blumen geschmückt waren. Der Saal machte sich so ganz feierlich und schön. Die Gesellschaft bestand aus 68 Personen, größtenteils Künstlern, unter denen von den alten: Cornelius, Thorwaldsen, Reinhart, Wagner (ein Bildhauer, der die Basreliefs für die Walkhalle in Regensburg macht), Rucheweiß, Rehbenitz, Schadow aus Düsseldorf (Overbeck und der alte Koch fehlten beide krankheitshalber) u. s. w. Von den Diplomaten waren da: Bunsen, der preußische Gesandte, Plettner, der sächsische, und der Sekretär des bayrischen Gesandten Herr von Melun, da er selbst nicht kommen konnte. Dann junge Künstler aller Art und aus allen Nationen und dann noch verschiedene anwesende Freunde, unter denen auch Dr. Hahn aus Hamburg.

Wir saßen sehr eng, aber eben dadurch ward es sehr froh vom Anfang an. Die Ecke, an der wir Transparentenmaler saßen, und zu denen absichtlich die Schadowschen Schüler sich gedrängt, um so bei dieser Gelegenheit sich mit uns zu vereinen und die zwischen uns bestehende Span-

nung aufzuheben, hieß vom Anfang an die „fidele“, weil wir uns vorgenommen hatten, namentlich Neher, Milde und ich, der Gesellschaft allen steifen und diplomatischen Anstrich zu nehmen. Anfangs lärmten und jubelten wir, tranken ein über das andere Mal das Wohl der Polen und zogen so bald die ganze Gesellschaft mit hinein, daß trotz der Diplomaten die Alten wie die Jungen schwärmten und das ganze dem heitersten Bacchanale glich. Es wurden Gesundheit über Gesundheit getrunken, und als bei dieser Gelegenheit ich in Schadows Nähe kam, den ich seit unserm Mißverständnis erst einmal flüchtig gesprochen, ging er auf mich zu, sagte mir über mich, sein Verhältnis zu mir, meine Arbeit u. s. w. viel Schmeichelhaftes und umarmte und küßte mich dreimal als Zeichen der Versöhnung sehr herzlich vor der ganzen Gesellschaft. Ich, schon von Jubel und Wein begeistert, wurde dadurch so gerührt, daß ich mit allen seinen Schülern Brüderschaft trank, die sie mir anboten. Darauf tranken sie mit allen Cornelianern und so war die allgemeine Versöhnung da, aber auch zugleich der Rausch, besonders bei meinem Neher und mir. Nach vielem Toben ward die Tafel aufgehoben und wir gingen nun mit Fackeln durch den Garten zu einem Antikensaal, wo Kaffee und dann noch Glühwein getrunken wurde. Die frische Luft zeigte denn nun den noch etwas Nüchternen oder Nüchternern, daß es bei den meisten nicht mehr richtig war, alle taumelten und redeten begeisterten Unsinn; aber alles war froh und jauchzte. Einige der alten Helden, wie der alte Reinhart, waren die Silene, die, von jüngern taumelnden Faunen geschleppt, vor Seligkeit schwermütig dem Fackelzuge folgten, und unter diesen war sogar ein Diplomat. Dann ging der ganze Schwarm, teils in Wagen, teils zu Fuß und mit Fackeln selig zur Stadt. Einige Begeisterte zündeten fast die Dornenhecke an, doch löschte der Himmel.

pag. 240.

Rom, den 25. Juli 1831.

Overbeck.

Overbeck habe ich unendlich lieb gewonnen; wünschte ich auch nicht alle Menschen so und fühle ich, daß ich nie danach streben kann, leider auch nicht mag, so zu werden, so hat doch seine Frömmigkeit, seine Seelenreinheit und Unschuld etwas wahrhaft Heiliges und Tröstendes. So bang mir, so eng mir die ersten Male in seiner Gesellschaft wurde, so tröstend war sie später mir; wenn ich recht in Angst war, lief ich zu ihm und ging dann beruhigt weg, bloß durch seine friedliche, Frieden aushauchende Nähe. Ein solches Vertrauen und solche demutsvolle Ergebung in Gott ist doch etwas Herrliches, Beneidenswertes. Einmal sprach ich mit ihm über die Cholera und sagte, daß ich sie so gräßlich fände, fürchterlicher als einen Krieg. Da meinte er, das wisse er nicht, beides seien Geißeln Gottes, aber die, wo

Gott nicht durch die Sünde eines Menschen den andern geißele, schienen ihm doch weniger fürchterlich, und das sei eben der Vorzug der Cholera vor dem Krieg. Erst widersprach ich, dann verstummte ich, bewunderte meinen Gegner und ging zuletzt getröstet fort, der ich zuerst für mein Vaterland der Cholera wegen große Angst gehabt, weil ich allmächtig fühlte, daß hier keine Gegenwehr und kein Arzt, daß aber, wo nichts mehr hilft, das Gebet zu Gott hilft, daß er der einzige Helfer in der Noth ist! Darum nur ihm vertraut! — Wir haben noch Cornelius und Overbeck den letzten Abend vor ihrer Abreise sehr brillante Ständchen gebracht und sie den andern Morgen bis nach Ponte molle hin begleitet, wo wir von ihnen Abschied nahmen.

pag. 410.

Rom, den 19. April 1832.

Osterfonntag. Overbecks Befehrsversuche.

Also Osterfonntag, morgens 9 Uhr, ging ich zum Peter. Es war ein schöner Morgen, die Luft rein und warm, zartes Himmelblau, jedoch mit einem leichten, silberduftigen Schleier und weißen Wölkchen, wie von der Karwoche her noch nicht getrockneten Tränen überzogen; die Berge hoben hochjauchzend ihre frühlingspochende Brust; in der Luft schmetterten die Lerchen und nach der glockenlosen Karwoche klang mir das harmonische Geläut von allen Thürmen wie das Echo eines Engelchors aus hoher Luft herab. Nachdem ich erst etwas im freien gewesen, ging ich durch die Stadt. Da sahen alle Straßen, die zum Peter führen, wie wogende Blumenbeete von bunt gepuzten Menschen aus, oder wie das Spiel eines Kaleidoskops. Endlich kam ich zum Peter, der wirklich in so sanfter, silberduftiger Glorie stand, als ob sein altes, ernstes Haupt jugendlich von sanfter Osterfreude glänze und als sei es noch der Glanz von jenem ersten Morgen, da er den auferstandenen Herrn gesehen. Frühling schien auch seine Steinsmassen zu kleiden, denn bis zum Dach hinauf wimmelten aus den dunkeln fensterhöhlen bunte Menschen wie Blütenknospen hervor und der ganze Platz war bedeckt mit Menschen, die die Stufen hinauf und herunter, in den Arkaden, an den Säulen, auf den Dächern der Arkaden saßen, lagen, standen oder gingen. Buben kletterten an den Obelisken herum, Wagen voll gepuzter fremden und Römer fuhren dazwischen, dann wieder Pilger, Bauernjungen, sowie Militär, das Ruhe und Platz erhalten sollte. Im Peter war es nun noch voller als davor von galonierten Bedienten, Herrschaften, Mönchen, Kardinälen, Nobelgarden, Pilgern, Bauern, Bettlern, Griechen, Engländern, Franzosen, Römern und Römerinnen, Schweizergarden und Geistlichen; jeden Augenblick ein anderes Kostüm und ein anderer Stand. Der Papst verrichtete die übliche Funktion, die sehr feierlich und schön wie immer, dann las ein griechischer Bischof das Evangelium griechisch und endlich begann der Zug, um den Papst hinaufzutragen zur

Erteilung des Segens. Ich ging voraus und erwartete ihn in der Vorhalle, und wahrlich! feierlich schön war es, diese Halle gedrängt voll bunter Menschen zu sehen, die alle sehnsüchtig wie auf Erhöhung zu harren schienen; dabei durch die Bögen durch vor sich den ungeheuren Platz mit allen Straßen und Häusern in seiner Nähe über und über wie besät mit Menschen, die bis in die weiteste Ferne, soweit das Auge reichte, aus dem Duft hervorschwärmten, und darüber das blaue Albanergebirge zu erblicken. Nach dem Segen stürzten aus allen Türen der Kirche die Menschen im buntesten Gemisch und mit fürchterlichem Gedränge heraus. Dann kam zur Mittelthür heraus der Festzug, lauter in Gold und Weiß gekleidete Geistliche (zu den Seiten Schweizer in Harnischen, die Platz machten), Bischöfe, Kardinäle, die prachtvoll gekleideten griechischen Geistlichen, und endlich nach mehreren kleinern Kreuzen das große, strahlende, funkelnde Kreuz; dann die reiche, prachtvolle Bahre von Purpursammet und Gold, von jungen Geistlichen getragen, auf dieser der prächtige Stuhl und auf ihm, auch ganz in Weiß und Gold gekleidet, mit der strahlenden dreifachen Krone auf dem Haupte, der Papst. Er saß etwas hintenüber gelehnt, wie ermattet, und gab langsam und feierlich, wenig die Hand bewegend, den Segen. Sein Gesicht war, trotzdem, daß es nicht schön, durch den seligen, friedlich=freudigen Ausdruck anziehend. Er schien wirklich wie aufgelöst von süßer Osterfreude. Zu beiden Seiten hinter ihm gingen junge Geistliche mit den ungeheuren weißen Straußfederwedeln an goldenem Stiel; dann folgten, wie auch vorausgingen, noch viele räuchernde und singende Geistliche. Als der Zug bei mir vorbei war, begab ich mich langsam hinaus; langsam, weil ich zu viele schöne Frauen wieder zu sehen hatte. Als ich außerhalb ankam, war eben der Zug oben auf dem Altan angekommen. Ein Kardinal zerriß die zwei Bannbullen und warf sie herunter; da stürmte nun das Volk danach, sie aufzufangen, und da ein solcher Haufen bei seinem Indiehöhesehen die Stufen nicht bemerkte, so stürzten alle, vielleicht hundert Menschen an=, auf= und durcheinander diese Stufen herunter. Es wirbelte eine große Staubwolke auf, die Kerle erhoben sich und blickten in die Höhe wieder. Jetzt erhob der Papst die Hand; in demselben Augenblicke schien die ganze Erde ein Glockengeläute, vom Donner der Kanonen unterbrochen. Dankbar jauchzend, fast heulend, stürzte die ganze Menschenmasse aufs Knie und, wohl kann ich's sagen, ohne zu bedenken, warum; wie von einer magnetischen Kraft niedergezogen, oder vom Himmel selbst niedergedrückt, stürzte auch ich aus ganzem Herzen und mit voller gläubigster Andacht hin, um ebenfalls den Segen zu empfangen. Dreimal segnete der Papst, und es machte an diesem schönen Tage, in dieser schönen Umgebung wirklich solchen Eindruck auf mich, daß mir der Papst nur der goldene Kelch schien mit himmlischer Osterfreude gefüllt, die sich über die bange, harrende Welt ergießt.

Außer andern vielen schönen Weibern sah ich auf dem Heimweg auch meine Engländerin wieder, der ich auf der Engelsbrücke einmal so nahe

kam, daß ich fest an sie gepreßt wurde. Da plötzlich sah sie sich um, und da wir von einer Größe fast, so berührten unsere Gesichter sich beinahe. Es wurde mir sehr schwer, ihren schönen Lippen so nahe zu sein ohne zuzulangen; dagegen war es aber nicht schwer, so nahe in ihre lebendig ernstern, klugen, rehbraunen Augen zu sehen, ohne verwirrt zu werden. Das letztere riskierte ich. Da sie so fest mich ansah, sah ich sie wieder fest an (denn gewiß gezieme es mir als Mann nicht, zuerst feig das Feld zu räumen), bis endlich sie, dieses Augenspiels doch müde, spöttlich lächelnd wieder wegsah. Nun verlor ich sie auch bald aus dem Auge, indem sie in einen Wagen stieg und fortfuhr. So oft ich aber seitdem sie sehe, lacht sie. — Ich ging hierauf zu Tisch und damit ist Ostern vorbei.

Aber für mich dauerte der Eindruck länger, da wenig Zeit nachher Overbeck über fünf Stunden daran gearbeitet hat, mich katholisch zu machen, und zwar so furchtbar eifernd und übermenschlich ernst, daß mir ganz unheimlich wurde, ich im ersten Augenblick minutenlang die Sprache verlor und fast besinnungslos, nur erstaunt zuhörend dastand. Hätte er den Augenblick gleich benutzt, ich wäre Katholik. — Doch mit der Zeit kamen mir auch die Gedanken und mit ihnen die Sprache wieder, und zwar in solcher Weise, daß ich ihm tüchtig auf alles einwendete. Doch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, denn heilig ernst meint er es, aber so furchtbar einseitig und verblendet, daß ich das gar nicht mit seinem reichen Künstlertalent und seiner Bildung zusammenreimen kann, so sehr es für mich auch eine Ehre ist, daß er die Versuche macht, weil er mir selbst sagte, daß er das nur bei Menschen tue, die ihn interessieren, die er als Künstler schätze, und denen er gern näher stände; doch drückend ist die Ehre, denn er hat gelobt, mir bald nach meiner Rückkehr einige Pfaffen zuzuschicken, damit ich mich besser instruieren lassen und dann wählen könne. Nun, helfen wird es ihm nichts, obgleich ich ganz ehrlich sage, daß ich, wenn ich immer in einem katholischen Lande leben sollte, wünschen würde, katholisch geboren zu sein, und namentlich hier in Rom, wo die ganze Schöpfung so mit der Farbe der Religion harmoniert, daß fast nach jener Gott selbst das Kleid der Religion eingerichtet zu haben scheint; daher hat auch wohl überall der an Formen reichere, farbige Süden das prächtigere Gewand des Kultus, der einfachere Norden das einfachere Gewand des Protestantismus.

pag. 262.

Rom, Ende Dezember 1832.

Weihnachtsmesse in der Sixtina.

Von allen kindlichen Weihnachtsfreunden war mir nichts geblieben, als die dunkle, kalte Winternacht, ohne alle Weihnachtshelle. Kein Kinderjauchzen, keine Engelchöre, keine Hüttenhelle, nur die am schwarzdunkeln Himmel funkelnden Sterne schienen noch wie aus weiter, weiter Ferne das

verhallende Singen der Engelchöre. Louis A. und ich gingen nachts von 10 bis 12 Uhr in die Sixtina; hier war Nachtmesse, wo auf dem Altar auf hohen silbernen Leuchtern viele Wachskerzen brannten. Der Papst in aller Pracht, ganz silberweiß gekleidet, auf seinem Thron; rundum in weitem Kreise die scharlachroten Kardinäle mit ihren Monsignoren und Dienern, die ihnen hohe Wachsfackeln vorhielten, damit sie die Gebete lesen konnten. Vor dem Altare waren die päpstlichen Bischöfe und ihre Gehülfen in heidnischer Pracht mit ihrem heidnischen Hofuspoßus beschäftigt; auch von Kammerherren, Pfaffen und sonstigem Gefolge, das immer zu solcher Zeremonie nötig ist, wimmelte die Kapelle. Wenn sonst eine solche kirchliche Feierlichkeit auf mich immer einen ergreifenden Eindruck machte, in dieser Nacht schien mir dieser Pomp die bitterste Ironie und das ganze ein tragikomischer Firlifanz. Dabei war die übrige Kapelle von gepuhten Damen angefüllt, die auf die Bänke stiegen, um das Schauspiel gut zu sehen. Vieler Blicke zog auch jemand auf sich, der auf hoch errichteter Loge saß; es war der König von Griechenland mit seiner ganzen Regentschaft. Aus dem ungewissen hohen Dunkel des Gewölbes nieder starrten wie gewaltige Riesengeister einer höhern Welt die erhabenen Gestalten Michel Angelos in mächtigen Umrissen, denn anderes war wenig bei dieser matten Beleuchtung von ihnen zu erkennen.

Sulpiz Boisserée.

Aus: Sulpiz Boisserée. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1862. 2 Bde.

B. wurde am 2. August 1783 zu Cöln geboren. Schon in seiner Jugend faßte er mit seinem Bruder Melchior den Plan, die Schätze altdeutscher und altniederländischer Gemälde aus den aufgehobenen Klöstern zu sammeln. Mit der Vermehrung dieser Sammlung, deren größter Teil sich jetzt in der Münchener Pinakothek befindet, trieb er eifrig das Studium der mittelalterlichen Kunstgeschichte und wirkte für den Wiederaufbau des Cölner Domes, dessen Originalplan er auffand. In den Jahren 1836—1838 hielt er sich in Südfrankreich und Italien auf, und zwar von Anfang Dezember 1837 bis Ende April 1838 in Rom, wo er Piazza di Pietra gegenüber der Dogana (jetzt Börse) wohnte. Er starb am 2. April 1854 in Bonn.

I pag. 715.

Rom, den 5. Januar 1838.

St. Peter. Antike Reste in den Straßen.

In der Peterskirche wirkt trotz der ungünstigen, unreinen Formen die Größe der Massen, die Pracht des Materials, die Gediegenheit der Arbeit und das Wohlmaß gewisser ursprünglicher Verhältnisse überaus vorteilhaft, und ich habe mich eines stillen Staunens, eines unwillkürlichen Schauers nicht entschlagen können. Gott hat mir den Sinn für alles Große, Erhabene und Schöne frisch und rege erhalten; keine vorgefaßte Meinung, keine Vernünftelerei hindert und stört mich, das Echte und Wahre auch dort zu erkennen, wo es mit falschem und Verkehrtem gemischt erscheint; ich kann nicht genug dafür danken und freue mich jedesmal aufs neue, wenn ich diese Unbefangenheit und Empfänglichkeit an mir gewahre. In der Peterskirche weht der Geist überschwenglicher Pracht und Massenhaftigkeit, verbunden mit jener himmelanstrebenden Richtung christlicher Baukunst, der wir unsere deutschen Domkirchen verdanken. Es liegt ein gewaltiger Ernst in dieser Verbindung; ich möchte sagen, es ist, als ob der Papst Kaiser geworden wäre! Das wahrhaft christlich-geistliche Element würde bei einem solchen Fall ohne Zweifel viel Abbruch erlitten haben, und das ist rücksichtlich der Baukunst auch bei der Peterskirche eingetreten; so wie es durch das Zurückgreifen zu der antiken Bildung überhaupt in jeder Hinsicht geschehen ist. Hätte man statt diesem ausschließenden Zurückkehren die christliche Bildung der mittleren Zeiten besser zu ehren, zu erhalten und fortzuführen

gewußt, hätte mit einem Wort das germanische und nicht das römische oder romanische Prinzip die Oberhand behalten, so dürfte es in allem besser geworden, und wie bei dem Kirchenbauwesen, so auch in allem übrigen mit demselben Aufwand dreimal mehr geleistet worden sein. Man hätte den Kölner Dom von Marmor und alle Bilder dazu von Erz machen können! Und wäre er nur von gutem Sandstein vollendet, wäre nur das Deutsche Reich vollkommen zustande und zu festem Halt und das Kirchenregiment nicht in die Hände italienischer Familien gekommen, es würde anders in der Welt aussehen! Aber Gott hat es nicht gewollt, und immerhin ist dasjenige, was er hat gedeihen lassen, für unsere sündige Erde noch sehr groß und bewunderungswürdig. Selbst wenn man bedenkt, daß die fünfzig bis sechzig Rotmäntel, meist aus dem kleinen so sehr vernachlässigten Kreis von Mittelitalien, das Oberhaupt der Kirche erwählen und mit diesem die ganze katholische Christenheit regieren, so muß man erstaunen und die geheime Kraft der Grundsätze und Maximen verehren, die eine so schwache Verfassung im Leben erhält.

Rom ist und bleibt in jedem Betracht die wunderbarste Stadt. Nirgends kann man eine größere Demütigung des menschlichen Übermuts und Frevels sehen als hier, denn wo wäre dieser wohl weiter getrieben worden? Überall trifft Du auf Trümmer jener riesenhaften Herrscher- und Verbrecherzeit. So kommst Du, um nur Geringes zu erwähnen, in einem kleinen, schmutzigen Gäßchen, an einem weißen Marmorstein, der wie eine Bank aussieht, vorbei; betrachtest Du ihn näher, so bemerkst Du, daß es ein nackter Fuß von drei bis vier Fuß Länge ist. Auf einem Platz neben der Markuskirche findest Du den Oberteil, Kopf, Schultern und Brust eines weiblichen Kolosses von weißem Marmor an der Mauer stehend, gleichsam als wäre das Bild halb in den Boden versenkt; es dient den Gassenjungen zum Spiel- und Schutzplatz; ein zwölfjähriger Lämmel hat den bequemsten Raum, zwischen den Brüsten und unter dem Kinn stehend, um sich vor dem Regen zu bergen; und obwohl das Bild sehr verdorben ist, so sieht man doch, daß es ein gutes Kunstwerk gewesen. Im Hof des Kapitols, wo noch jetzt ein Scheinmagistrat seinen Sitz hat, stößest Du gar auf zwei Marmorsüße von je sechs Fuß Länge; ein Kopf von ähnlichem Verhältnis zeigt sich Dir gegenüber, Hand-, Schenkel- und Armstücke findest Du auch, es scheinen Bruchstücke einer riesenhaften Kaiserstatue zu sein.

Heinrich Abeken.

Aus: H. Abeken, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Berlin 1898, E. S. Mittler & Sohn.

H. wurde am 19. August 1809 zu Osnabrück geboren. Nach vollendeten theologischen Studien reiste er nach Italien und traf am 9. November 1831 in Rom ein. Er arbeitete dort unter Bunsen an einer Sammlung von Liturgien aller Konfessionen des Christentums. Später wurde ihm die Erziehung von Bunsens Kindern anvertraut. Im September 1833 wurde er an Stelle v. Tippelskirchs zum Gesandtschaftsprediger designiert. Anfangs Januar 1834 reiste er nach Deutschland, wurde am 17. Juni 1834 in Berlin ordiniert und kehrte im August 1834 nach Rom zurück. Hier heiratete er am 3. Mai 1835 Miß Mary Hutchings Thompson, die er schon am 16. August 1836 durch den Tod verlor. Im Juli 1841 kehrte er nach Deutschland heim. Später ging er in das auswärtige Amt über (Mitte April 1848 Hilfsarbeiter, 4. April 1855 Geh. Legationsrat), wo er noch unter Bismarck tätig war. Er starb in Berlin am 8. August 1872.

pag. 46.

Frascati, den 25. Juli 1833.

An den Vater.

Cornelius, Overbeck.

Eben komme ich aus Cornelius' Zimmer, wo ich die Zeichnung zu dem großen Freskobilde gesehen, das er nächstens in München in der Ludwigskirche ausführen wird, das „jüngste Gericht“ darstellend. Ich bin nicht leicht mehr enthusiastisch, nicht einmal für alte Kunst, geschweige denn für neuere, aber hierfür bin ich's; ich habe mit großer Genugthuung gesehen, daß es doch in unserer Zeit noch wahrhafte Künstler gibt. Seit ich Overbecks großes Bild (auch nur den Entwurf dazu) und dieses von Cornelius gesehen habe, glaube ich an das Wiederaufleben der Kunst, an das man freilich in Berlin und, außer diesen beiden großen Männern, auch in Rom nicht glauben lernen konnte. Der Cornelius ist aber auch ein in jedem Betracht großer Mensch, ich hatte gar nicht gewußt, daß er auch als Mensch, so groß und bedeutend wäre und eine so entschieden ernste, tüchtige Gesinnung hätte, wie er in jedem Worte, in jedem seiner immer selbständigen und bedeutenden Urteile zeigt. Er beweist sich auch darin als ein großer Mensch, daß alles, was er sagt, aus einem innern gediegenen Kerne hervor-

kommt und darum immer bedeutend ist; es ist kein Raisonnement, sondern das Urtheil eines ganzen Geistes. — Cornelius' Anwesenheit in Rom wird gut tun; er ist ernst und groß und kann kräftiger wirken als der gute, weiche Oberbeck; Oberbeck liebt nur das Gute, Cornelius haßt auch das Böse, und das ist nötig zum Wirken in der Welt.

pag. 77.

Palazzo Caffarelli, den 1. Juli 1838.

An Frau von Bunsen.

Thorwaldsen.

Neulich war ich wieder einmal bei Thorwaldsen, der täglich Nachricht von der Ankunft der Fregatte erwartet, die ihn nach Dänemark bringen soll; er sagt, er geht, aber die ihn am besten kennen, wollen noch nicht daran glauben.

Warum waren wir denn, als wir zusammen bei Thorwaldsen waren, nicht in dem Zimmer, wo die Zeichnungen von Carstens hängen, die ich mit Staunen und entzückter Bewunderung neulich zum erstenmal sah? Was mußte das für ein Mann sein, der in jener Zeit, so ganz aus sich selbst heraus, durch den reinen Anblick der Antike begeistert, solches machen konnte!

Thorwaldsen selbst arbeitete an einem lebensgroßen Vulkan, wie mir scheint, einer seiner schönsten Statuen; es ist schön, wie der alte Herr gerade in dieser Zeit unbehaglicher Erwartung und Ungewißheit, um sich dagegen zu wehren, ein großes Werk vornimmt, wie er lange nicht gethan. Es ist so lebensfrisch wie irgend etwas, das er gemacht, ja mehr und das ganze Schönheitsgefühl Thorwaldsens darin; interessant war es, das lebende Modell, welches er nur zur letzten Nachkorrektur zu Hilfe nimmt, daneben stehen zu sehen und nun nachzufolgen, wie der Künstler die Natur in die Kunst übertrug, was er gebrauchte und was nicht, was er änderte und nachbildete.

Wilhelm von Kaulbach.

Aus: Zur Charakteristik Wilhelm von Kaulbachs. Von A. Teichlein, Zeitschrift für bildende Kunst XI, 1876.

B. wurde in Arossen den 15. Oktober 1805 geboren. 1821 bezog er die Düsseldorfer Akademie, wo er Cornelius nahe trat. 1826 ging er mit diesem nach München, wo er im Odeon das Deckengemälde „Apoll und die Musen“ malte. 1837 begann er „Die Zerstörung Jerusalems“, unternahm aber, ehe er an die farbige Ausführung ging, eine Reise nach Italien. In Rom hielt er sich vom 3. November 1838 bis zum 3. Mai 1839 auf. Sein Atelier befand sich in der Via Margutta, seine Wohnung in der Via del Tritone. 1847—1863 arbeitete er an den Wandgemälden im Treppenhause des Neuen Museums in Berlin. Er starb in München den 7. April 1874.

pag. 262.

Winter 1838/39.

Kaulbach in Rom.

In welcher Weise wurde der halbjährige Aufenthalt in der ewigen Stadt ausgenützt? — Daß wir, wie jeder Ankömmling, vor allem nach dem Vatikan wallfahrteten, ist selbstverständlich. Was in Kaulbach vorging beim ersten Anblick der Stenzen und der Sixtina, das wage ich nicht zu definieren. Fast schien es, als hätten Raffael und Michelangelo vorerst mehr beunruhigend als fesselnd auf ihn gewirkt, denn er erklärte, sich in Rom nur durchs Arbeiten eingewöhnen zu können. Sofort ein Atelier zu suchen, war eine nicht minder wichtige Angelegenheit als die Antrittsbesuche im Vatikan. Die ersten römischen Eindrücke hatten also jedenfalls nicht soviel Gewalt über ihn, daß er darüber auch nur einen Moment seine nächsten Zwecke aus den Augen verloren hätte. Bald war ein hübsches Studium in der Via Margutta gefunden, geräumig genug, um uns alle aufzunehmen. Marco, der berühmte ungarische Landschaftler, soll es früher bewohnt haben; es fand sich auch an einer Wand desselben ein schöner Freskoversuch, welcher sehr wohl von ihm herrühren konnte. Also auch hier ein „Mene tekel“! Allein Kaulbach dachte auch in Rom nicht an Freskomalerei. Wie sich aus dem Verlauf des Winters 1838—39 ergibt, war es vielmehr sein Voratz gewesen, in der glücklichen Unbemerkttheit des Fremden im fremden Lande, der lästigen Konsequenzen der Berühmtheit ledig, recht ungestört auf dem bereits in München zuletzt betretenen Wege fortzufahren und durch ein halbjähriges ununterbrochenes Modellmalen sich, sozusagen hinter Deutsch-

lands Rücken, zum Ölmaler zu machen. Es gibt so schöne Modelle in Rom! Da war nicht zu säumen. Bereits am 9. November, also am siebenten Tage nach unserer Ankunft, begann der Meister in Mitte seiner Schüler nach einem alten Pifferaro zu malen, und so ging es nun weiter Tag für Tag, Modell um Modell. Und mit welch hartnäckigem Eifer wurde da gearbeitet! Kaulbach gefiel sich in der Vorstellung, wie dies römische Gesindel noch nach Jahren auf die deutschen Tyrannen der Via Margutta schelten würde, welche den armen Modellen nicht einmal Zeit zum Ausruhen gönnten. Mit gutem Rechte hatte der Meister über die Tür unseres Studiums mit Kohle eine kolossale Biene gezeichnet. Denn jederzeit unübertroffen an Fleiß, bewährte die beneidenswerteste seiner glänzenden Eigenschaften, seine unererschöpfliche Arbeitskraft, gerade jenen Winter hindurch die zähste Ausdauer und das bei siechem Körper. Wie manchen Abend lag der leidende Mann, dem Sitzen wie Stehen und Gehen oft gleich beschwerlich war, todmüde auf dem Fußboden seiner Wohnung in der Via del Tritone hingestreckt und suchte über Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches seine Schmerzen zu vergessen, und dennoch war er am andern Morgen stets der erste, welcher zum Aufbruch in die Werkstatt trieb. Bewunderungswürdiger und dennoch in gewisser Hinsicht beklagenswerter Fleiß! Die Biene — um in der Symbolik seines Wappentieres zu bleiben — die Biene war allzu emsig im Zellenbau, um die nötige Muße zum Honigsammeln zu erübrigen.

Die Frucht des römischen Winters war einzig und allein die bekannte Serie von Ölstudien, die Kaulbach zunächst in seiner Zerstörung von Jerusalem verwertet und schon in direktem Bezug auf gewisse Gestalten dieses Bildes gemalt hat. Wir überlassen es jedermanns Geschmack und Urteil, aus der Qualität dieser Studien auf die Art und Stärke der italienischen Einflüsse zu schließen und soviel oder so wenig Anregung von diesem oder jenem klassischen Meister heraus- oder hineinzuschauen, wie Herr Jedermann glaubt verantworten zu können. Tatsache ist, daß unser Meister in Rom sich wenig Zeit nahm, um überhaupt Eindrücke zu empfangen, und noch weniger die Ruhe hatte, die sporadisch empfangenen in sich zu verarbeiten. Einmal zwar wurde Kaulbach zu einem Turnus durch die römischen Kunstschätze veranlaßt durch die Anwesenheit des Kronprinzen von Bayern (des nachmaligen Königs Max II.), der sich ihn zum Cicerone ausersehen hatte. Von dieser zum Studium gewiß am wenigsten geeigneten Gelegenheit abgesehen, waren es nur vereinzelte Tage, wenn etwa eines der unzuverlässigen Modelle ausgeblieben war, welche dem Besuche der Galerien u. s. w. gewidmet wurden. In der Galerie Borghese fesselte vor allem Tizians „Himmliche und irdische Liebe“ und Raffaels „Grablegung“; ganz besonderen Eindruck machte Sebastian del Piombos Bildnis des Andreas Doria in der Galerie seines Namens. Kaulbachs Lieblinge unter den römischen Kunstschätzen wurden übrigens doch wieder zwei Freskobilder: Raffaels Sibyllen in Santa Maria della Pace in bezug auf Form und Auffassung,

und hinsichtlich der Farbe die Aurora des Guido Reni im Palaste Rossiglosi. Michelangelo schien ihm, auch bei wiederholtem Besuch der Sixtina, mit Ausnahme der Schöpfungsgeschichte an der Decke, ziemlich fremd, fast möchte ich sagen antipathisch zu bleiben. Mehr als alle Werke der Malerei zogen ihn aber stets die Antikensammlungen des Vatikans an, und hier war es, wo ihm am meisten das Herz aufging. Auch antike Baudenkmale erregten sein höchstes Interesse, und daß er überhaupt für alle Reize des klassischen Bodens empfänglich war, ist selbstverständlich. Hie und da einen Sonntagsausflug in die Campagna, eine Abendpromenade durch die Gärten dieser oder jener Villa darf sich ja auch der fleißigste Mann gestatten. Auf einem solchen Spaziergange hat er, nebenbei gesagt, an einem Brunnenrelief in der Villa Pamfili jenes Maskenmotiv gefunden, welches ihm so sehr gefiel, daß er es später in drei Variationen reproduziert hat, zuerst in einer Dignette zum zehnten Gesang des Reinecke Fuchs, ferner in dem berühmten Kinderfries der Berliner Museumstreppe, und dann noch einmal in einem jener spätesten Kinder seiner Laune, welche dem Manne der Zeit der „Kulturkampf“ entlockt hat. Im Urbild sind es einfach spielende Kinder, deren eines das Ärmchen durch den Mund der kolossalen Maske steckt, um (wenn ich mich recht erinnere) dem andern Äpfel zu stehlen. Es war unsers Meisters oft ausgesprochener Grundsatz, daß es keine Sünde sei, etwas schon Vorhandenes in freier Umbildung wieder zu benutzen, und demgemäß lautete das siebente unter den zehn Geboten seiner Schule: „Du sollst dich nicht erwischen lassen“. Es würde nur seine Heiterkeit erregt haben, wenn er gewußt hätte, daß er über seinen Maskenspielen doch noch erwischt wird.

Weiteres über den römischen Aufenthalt ist nicht viel zu berichten. Kaulbachs Leben war bei seiner Arbeitsamkeit ein sehr zurückgezogenes. Der Landesprache wie überhaupt jeder fremden Sprache unkundig, kam er mit Italienern und Franzosen in keinerlei Berührung, aber auch mit den deutschen Künstlern verkehrte er, ein paar nähere Bekannte ausgenommen, fast gar nicht. Mit dem alten Wagner traf man sich zuweilen in einer Osterie und ließ sich von seinen zynischen Anekdoten erheitern. Koch haben wir zu Grabe geleitet. Im gleichen Hause mit uns wohnten Sulpiz Boisserée und Deger, der Düsseldorfer, sogar im nämlichen Stockwerk. Mit ersterem begegnete sich Kaulbach zuweilen freundlich, für letzteren aber hatte er eine wirkliche, ungeheuchelte Zuneigung gefaßt. Er hörte mit Interesse den frommen Meister über die Schönheiten der altchristlichen Mosaiken sprechen und gab sich dafür alle Mühe, ihm an dem verkleinerten Gipsabgusse des Parthenonzuges die Schönheit der Antike zu deduzieren. Man muß es Kaulbach lassen, daß er jede wahrhafte Begabung ohne Unterschied der Richtung gelten ließ, an dem edlen Deger aber ehrte er insbesondere die makellose Lauterkeit des Strebens, die Reinheit des Charakters. Übrigens auch von Overbeck, der damals an seinem Frankfurter christlichen Künstlerparnaß arbeitete, war er des Lobes voll, wenigstens in

bezug auf den kleinen Karton dieses Werkes, welcher in der Art der Himmenschlacht braun in braun getuscht ist.

Je mehr sich gegen das Frühjahr hin Kaulbachs Gesundheitszustände gebessert hatten, desto weniger litt es ihn jetzt mehr in Italien. Zu einem Ausfluge nach Neapel war er nicht mehr zu bewegen, kaum daß er sich und uns noch jene unvergeßlich schönen Tage der Eselskavalkaden im Albaner- und Sabinergebirge gönnte. Es drängte ihn jetzt nach Hause, an seine großen Arbeiten, zunächst an seine Zerstörung Jerusalems zu kommen.

Italien hatte an Kaulbach in der That Wunder gewirkt — in bezug auf seine Gesundheit nämlich; er war und blieb von jener Zeit an wiederhergestellt. Die Kunstschätze Italiens aber sind kaum jemals an einem Künstler spurloser vorübergegangen als an ihm.

Franz Hettinger.

Aus: Aus Welt und Kirche, Bilder und Skizzen von F. Hettinger, 4. Aufl., I. Band. Rom und Italien. Freiburg i. B. 1857, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

H. wurde am 13. Januar 1819 in Mchaffenburg geboren. Von 1836—1839 studierte er an der theologisch-philosophischen Lehranstalt seiner Vaterstadt, danach zwei Jahre an der Universität Würzburg und vier Jahre im deutschen Kollegium zu Rom. Am 23. September 1843 ordiniert, 1845 Doktor der Theologie, wirkte er zunächst als Kaplan zu Alzenau. Am 25. Oktober 1847 wurde er Assistent, am 20. Mai 1852 Subregens im bischöflichen Klerikalseminar zu Würzburg, am 1. Juni 1856 an der dortigen Hochschule außerordentlicher, am 16. Mai 1857 ordentlicher Professor der theologischen Einleitungswissenschaften und der Patrologie, am 1. Januar 1867 der Apologetik und Homiletik, am 16. Dezember 1884 der Dogmatik. Von 1868—1870 war er Mitglied der dogmatischen Kommission für die Vorarbeiten des vatikanischen Konzils. Er starb in Würzburg am 16. Januar 1890.

pag. I.

1841.

Ankunft in Rom. Das Professhaus der Jesuiten.

Es ist nun (1886) nahezu ein halbes Jahrhundert, daß zu Anfang Oktobers, nachmittags gegen zwanzig Uhr nach damaliger römischer Zeitrechnung, ein stark besetzter Wagen, mit Staub bedeckt, zu Rom durch die Porta del Popolo einfuhr. Unter den Insassen desselben befanden sich mehrere Jünglinge, deren blaue Augen, rotwangige Gesichter und blonde Haare sie alsbald als Deutsche erkennen ließen, hätte auch ihre Sprache nicht auf diese ihre Heimat hingewiesen. Da am Tore der Stadt die vor-schriftsmäßige Visitation stattfinden sollte, so wurde dem Kutscher Halt geboten. Einer von ihnen, der älteste und mit der Landessprache etwas vertraut, besprach sich mit dem Finanziere; nach einigen Verhandlungen mit demselben drückte er ihm ein Geldstück in die Hand mit der Erklärung, daß sie nichts Steuerbares mit sich führten. Das Geld selbst hatte ihm ein anderer

der jungen Leute gegeben, den diese wegen seiner großen, fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit zum Säckelmeister der kleinen Karawane erwählt hatten, der darum von Zeit zu Zeit von jedem einzelnen seinen Beitrag erhob. So hatten diese jungen Romfahrer schon damals, ehe noch die Volkswirtschaftslehre ihre gegenwärtige Ausbildung erlangt hatte, die Vorteile der Arbeitsteilung wohl erkannt.

Alle waren sichtlich erfreut, am Ende ihrer langen Reise angekommen zu sein; denn zu jener Zeit war es nach Rom ein weiter Weg, mit manchen Mühsalen und unlieben Zwischenfällen verbunden. Neugierig sahen sie über die Piazza del Popolo hinüber mit ihrem Obelisk und den wasserspeienden Löwinnen in der Mitte, mit Staunen blickten sie zum Monte Pincio auf und bewunderten am Aufgange zu demselben die mit Schiffsschnäbeln geschmückten antiken Säulen und die Kolossalstatuen der gefangenen Dacier. Zwar waren die drei Rosse müde von der langen Fahrt von Bologna her, aber dennoch ließ es sich ihr Herr nicht nehmen, nach der Sitte seiner italienischen Standesgenossen in scharfem Trabe dahinzujagen, als der diensttuende Beamte sein *può passare* gesprochen hatte. So ging es denn über den weiten, sonnigen Platz durch den langen Corso am Venedianischen Palaste vorüber nach Gesù, dem großen, weitläufigen Professorenhause der Jesuiten, in dessen viertem und fünftem Stockwerke das Collegium Germanico-Hungaricum Aufnahme gefunden, nachdem es in der französischen Revolution sein eigenes Haus mit der Kirche S. Apollinare, nicht weit von der deutschen Nationalkirche dell' Anima, verloren hatte.

Wie es nun diesen jungen Leuten zumute war, kann ich am besten beschreiben; denn ich war dabei. Mit gespannter Erwartung, doch nicht ganz ohne Bangen, sah ich zu dem großen, imposanten Bau hinauf, dessen Errichtung mit der Kirche nebenan die Gesellschaft Jesu den berühmten Alessandro und Odoardo Farnese verdankt, in dem ich nun, fern von der Heimat, jahrelang zubringen sollte. So manche Erinnerungen tauchten da in der Seele auf an das, was ich über Jesuiten und ihre tückischen Pläne gelesen hatte, wie sie es verstanden, durch süße Reden die Jugend zu umgarnen, um sie dann als Werkzeuge zu ihren staatsgefährlichen und königsmörderischen Absichten zu gebrauchen. Zwar hatte ich schon auf der Reise die Erfahrung gemacht, daß es mit den Schauernmären von italienischem Banditentum nichts war; nirgends, selbst nicht in den einsamen Herbergen auf den Höhen des Apennin, war uns ein Bravo zu Gesicht gekommen, höchstens hatten wir von zudringlichen Bettlern zu leiden. So tröstete ich mich denn, daß es auch mit der Angst vor den Jesuiten gerade so gehen werde. In Deutschland hatte man seit ihrer Aufhebung keine Jesuiten mehr gesehen; ihre Erscheinung, ihr Wesen und Wirken war allmählich zur Sage geworden, welche wir als Kinder aus dem Munde unserer Eltern uns erzählen ließen, die noch einen oder den andern von ihnen gekannt hatten. Erst nach dem Jahre 1848 erschloß sich ihnen unser Vaterland wieder, und die vielen von ihnen abgehaltenen Volksmissionen gaben

jedem, der wollte, hinlänglich Gelegenheit, sich ein Urtheil über sie zu bilden.

So nahm ich mir denn ein Herz.

Nunc animis opus, Aenea, nunc pectore firmo*) rief ich mir selbst leise zu. Und noch einmal bestärkte ich mich in dem Entschlusse, Nullius addictus iurare in verba magistri,**) mich durchaus nicht unter ein kardinisches Joch beugen zu lassen. Die kleine Piazza del Gesù lag so freundlich da, von harmlosen Spaziergängern belebt; die mächtige Fassade der Kirche war ganz übergossen von sonnigem Licht; der Name Jesu über der Pforte nutete mich so heimisch an und rief mir das Gymnasiumsgebäude, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, in das Gedächtnis zurück, wo ich die erste der Stufen bestiegen hatte, die in das Heiligtum der Wissenschaften führen. Schon hatte ich das letzte Bedenken niedergeschlagen, als ich mit meinem Blick die lange Reihe von Fenstern verfolgte, welche vier Stockwerke hoch die Front des Professhauses durchbrechen, die sich die Via di Ara Celi entlang hinzieht. Sie waren sämtlich mit grauen Holzkästen verschalt, ähnlich wie bei uns die Fenster der Gefängnisse, so daß der Inwohner nur von oben her Licht empfängt, das Auge aber nicht auf die Straße blicken kann. Es gab dies dem ganzen ein finsternes, trauriges Aussehen und trug nicht wenig dazu bei, meine Erwartungen herabzustimmen. Ich wußte nicht, daß dies damals eine von allen Klöstern beobachtete Sitte war; nur die Fenster, welche in den Garten gingen, waren frei; nach dem Jahre 1848 fand ich sie, außer an den Frauenklöstern, nicht mehr.

pag. 10.

Tägliches Leben im germanischen Kollegium.

Freundlich wurden wir beim Eintritte von einigen Alumnen empfangen. Es waren zumeist Landsleute aus unserem engern Vaterlande, die man in zarter Aufmerksamkeit zu unserer Begrüßung an die Pforte gesandt hatte. Ihre Haltung und ihr ganzes Wesen mißfiel mir nicht; einfach, herzlich und zuvorkommend beantworteten sie unsere Fragen, wiesen sie uns unsere Zimmer an, machten sie uns mit der Hausordnung und den übrigen Einrichtungen bekannt, suchten sie unsere kleinen Bedürfnisse zu befriedigen. Ein Ausdruck von Friede und heiterer Ruhe lag auf dem Angesicht dieser jungen Leute. Einen von ihnen hatte ich als Student gekannt; er war derselbe geblieben, der frühere muntere Student, nur ein mehr gehaltenes Wesen, größere Ruhe, Innigkeit, Männlichkeit waren in ihn gekommen. Ein jahrelanges Leben in einsamer Zelle, ausgefüllt durch Studium und Gebet, kaum berührt von dem Lärm des Tages und dem Treiben der Außenwelt, nur durch Spaziergänge, Besuche der Kunstwerke Roms und

*) Nun keine Furcht, Aeneas, nun Mut in die Seele!

***) Keinem verpflichtet, derart, um auf seine Worte zu schwören.

Teilnahme an seinen kirchlichen Festen unterbrochen, mußte notwendig den Mitgliedern dieses Institutes einen bestimmten Charakter ausprägen, dem Geiste eine größere Reife verleihen. Die Ausbildung des inneren Lebens in den Alumnen war, wie mir frühzeitig es sich darstellte, die besondere Aufgabe, welche das Kollegium sich vorgesetzt hatte. Gleich zu Anfang fiel mir auf, daß die täglichen Andachten, welche in allen ähnlichen Anstalten in der Regel gemeinsam stattfinden, hier fast ganz fehlten; nicht einmal das Morgen- und Abendgebet war gemeinschaftlich. Auch die Betrachtung stellte jeder für sich in seinem Zimmer an, nachdem ihm einige Wochen lang vorher Anleitung dazu gegeben war. Der innere Mensch sollte selbständig sich entwickeln, die Individualität sich eigenartig entfalten. Allerdings wurden uns von außen her vielfache Anregungen geboten, aber es waren nur Samenkörner, durch die Anreden des Spiritual ausgestreut, bauen sollte dann jeder den Garten seiner Seele selbst; Schablonenartiges gab es nicht.

Mir tat diese Stille in der Zelle und Kapelle äußerst wohl; freilich setzt sie reifere Naturen, strebsame Menschen voraus, welche wissen, was sie wollen und sollen, an denen damals das Kollegium keinen Mangel hatte. Ein Zusammenleben vieler in einem Saale, so sehr dies auch bei Knaben zweckmäßig sein mag, jene strenge äußere Regel, Zucht und Form, wie sie namentlich in so manchen französischen Seminarien herrscht, dürfte für Jünglinge und Priesteramtskandidaten, abgesehen schon von Gesundheitsrückfichten, weniger sich empfehlen. Nur sehr schwer wird da jene tiefe Stille, jenes gänzliche Vergessen der Welt eintreten können, da die Seele so recht allein ist, mit Gott und sich allein; und noch schwerer wird es dem jungen Manne werden, kurze Zeit darauf an die Einsamkeit eines Pfarrhauses auf dem Lande sich zu gewöhnen, nachdem er nie vorher gelernt hatte, mit sich, mit Gott und seinen Büchern allein zu sein. Im Deutschen Kollegium hatte man daher nur ausnahmsweise zweien ein größeres Zimmer angewiesen; jeder hatte seine Zelle für sich, wenn auch noch so arm und klein. Nimmt man das strenge Gebot des beständigen Stillschweigens hinzu, das mit Ausnahme der für die Rekreation bestimmten Zeit und der Spaziergänge herrschte, so mag man ermessen, wie gebieterisch jetzt die Forderung an jeden herantrat, sich in solcher Einsamkeit zurechtzufinden. Er mußte sich selber klar werden, mußte sich gewöhnen, in und mit sich selbst zu leben, ein Leben der Sammlung und der Innerlichkeit. An geistiger Nahrung fehlte es nicht; die großen Ideen, welche der wissenschaftliche Unterricht, die Unterredungen mit dem Beichtvater und Spiritual und selbst die mächtigen Eindrücke der ewigen Stadt in reichstem Maße boten, gaben hinlänglich zu denken. Während darum die einen bald sich völlig befriedigt fanden, hielten andere ein solches Leben nicht aus; regelmäßig gingen einzelne schon nach Ablauf des ersten Semesters wieder in die Heimat zurück.

Dazu kam eine Gepflogenheit des Hauses, die mir sehr zweckmäßig erschien, wengleich ich sie anfangs, wie ein jeder von uns, sehr hart

empfang. Unter den sechzig Alumnen, welche um jene Zeit im Deutschen Kollegium lebten, waren alle deutschen Stämme, Franken, Schwaben, Bayern, Westfalen, Hannoveraner, Rheinländer, Sachsen, auch die Schweiz und selbst Ungarn, wengleich letzteres nur durch wenige, vertreten. Niederdeutsche und Söhne der Alpen, Jünglinge von den Ufern des Rheines und der ungarischen Donau waren da, einfache Bauern- und Bürgerfinder wie Barone, Grafen und Fürsten; alle sollten einmütig unter einem Dache wohnen und sich untereinander wie Brüder lieben. Ausnahmen wurden nicht gestattet, und ein junger Mann aus fürstlichem Geschlechte, der eintreten wollte, aber gewisse Rücksichten verlangte, wurde abgewiesen. Da lag denn die Gefahr nahe, daß zwar nicht der Standesunterschied hervortrat — auch die Adeligen wurden nur mit ihrem einfachen Familiennamen genannt, wiewohl es manchem beim Beginn schwer mag geworden sein, auf den Liber Baro zu verzichten —, aber die Gefahr lag in der Natur der Verhältnisse, daß die Landsmannschaften zu sehr zusammenhielten, die Stammverwandten sich den übrigen gegenüber abschlossen; zu einer *intio in partes* wäre es dann nicht mehr weit gewesen. Der Friede des Hauses wäre dadurch nicht wenig gestört worden, das brüderliche Verhältnis wäre erkaltet, die Gemeinsamkeit der Bestrebungen hätte vor Parteiinteressen zurücktreten müssen, es wäre weniger gemüthlich geworden im Kollegium. So gestattete man denn den Ankömmlingen die ersten Wochen nach ihrem Eintreffen den fast ausschließlichen Umgang mit ihren Landsleuten, den jene auch höchst *naiv* immer aufsuchten, mit völliger Vernachlässigung der andern, in dem gutmütigen Glauben, so werde es allezeit fortgehen. Aber nach Ablauf dieser Frist mußten auch sie dem Gesetze sich fügen und beim Eintritt in das Rekreationslokal, zu welchem eine Treppe aus der Kapelle führte, dem sich als Gesellschafter anschließen, welcher zunächst stand, und seiner Unterhaltung die ganze Erholungszeit widmen. Da konnte man denn nicht selten, bei den Neulingen zumal, die verschiedenen Manöver beobachten, durch welche sie hofften, gerade mit dem an der verhängnisvollen Türe zusammenzutreffen, mit welchem sie am liebsten sich unterhalten hätten, und ihre Enttäuschung, wenn alle Berechnung fehlgeschlagen war. Noch heute sehe ich den Schweizer aus den Urkantonen vor mir mit seinen rauhen Gurgeltönen, mit dem ich dreiviertel Stunden lang ein Gespräch mühsam fortwälzen mußte, statt mit meinen Landsleuten reden zu können, nachdem das Privilegium als Neuangekommener für mich keine Geltung mehr hatte.

Es war ein hartes Gesetz, das den beschränkten Kleinstädterstimm, welcher so gern an der Scholle haftet und sich sogar seinen Lokalpatriotismus noch zu besonderer Tugend anrechnet, empfindlich traf. Aber es war notwendig. Alle sollte ein Band der Liebe umschlingen, alle sollten sich als Glieder eines Ganzen erkennen, alle sollte nur ein Streben beseelen: der Wettkampf um die Palme der Wissenschaft, der Fortschritt in christlicher Charakterbildung und Tugend. Und man darf es wohl aussprechen: das Deutsche Kollegium war zu jener Zeit eine Musteranstalt regen wissenschaftlichen Strebens,

echter Frömmigkeit und aufrichtiger Bruderliebe, aus dem keiner ohne Schmerz schied, nach dem jeder noch jahrelang sich zurücksehnte wie nach einem Vaterhause und einer theuern Heimat.

Selbst die Sprache gab dieser Einheit der Gesinnung Ausdruck. Die Dialekte, welche die einzelnen aus der Heimat mitgebracht hatten, schiffen sich aneinander mehr und mehr ab, die reine deutsche Sprache wurde die Muttersprache des Hauses.

pag. 26.

Nationalismus und Kosmopolitismus in der katholischen Kirche.

Wenn ich jetzt (1886), nach Ablauf von fast einem halben Jahrhundert, den Blick zurückwende in die Vergangenheit, so glaube ich im Deutschen Kollegium so recht das Muster einer nationalen Erziehung des katholischen Klerus im richtigen Verhältnis zu dessen universaler, alle Völker umspannender Mission zu schauen. Das Rom jener Zeit, das Rom der Päpste, war keine eigentlich italienische, vielmehr eine kosmopolitische Stadt, in der alle Völker in der Gemeinsamkeit der einen Kirche sich zusammenfanden und unter der Hut des gemeinsamen Oberhirten aller zugleich ihre nationale Eigentümlichkeit wohl wahrten, wie es die Iren, Schotten, Engländer, Belgier, Griechen, Franzosen, Amerikaner gleichfalls getan haben. Wie die Söhne eines Vaters bei aller individuellen Besonderung den gemeinsamen Grundzug nicht verleugnen, und bei aller Verschiedenheit des Charakters doch eins sind in der Liebe und Dankbarkeit gegen ihn, so waren hier diese verschiedenen Völker um den allgemeinen Vater der Christenheit versammelt, von dem Griechen und Asiaten und dem Sohne der grünen Insel bis zu den Kindern der Wüste und der südamerikanischen Steppen. Ein jedes trug seine besondern nationalen Züge, sprach seine besondere Sprache, lebte nach seiner besondern Art und Sitte, was es als solches kenntlich machte und von allen andern unterschied. Aber wie unsere Dome viele Kapellen in sich schließen, so wölbte sich über alle ein Haus, die heilige katholische Kirche; ein Band vereinigte sie alle: der Gehorsam gegen den heiligen Vater, der sie alle seine geliebten Söhne nannte; die Hingebung an ihre Mutter, die sie alle zu höherem Leben geboren und mit der Milch des einen Glaubens genährt hat. Nationalismus ohne Universalismus ist ein Rückfall in den Paganismus; Universalismus ohne Nationalismus ist Unnatur und Verleugnung der von Gott gesetzten Ordnung. Nur in der Harmonie beider ist eine gesunde Entwicklung der Nationen wie der Kirche möglich.

Hier erschien denn so recht „die große, bewunderungswürdige Einheit“ der katholischen Kirche, von der selbst Bismarck im Reichstage gesprochen,

die Katholizität in der Nationalität. Diese ging ein in jene, aber sie ging nicht in ihr auf; jene dagegen schützte diese bei der Mannigfaltigkeit der Anlagen, Sitten, Sprachen und Geschichte vor Zersplitterung und Isolierung. Was für ein herrliches Frühlingsfest war es, wenn die Irländer in ihrer Nationalkirche zu S. Agata alla Suburra den St. Patrickstag feierten! Selbst auf dem Chorhemd trugen sie das shamrock, das dreigespaltene Kleeblatt, das uralte Wahrzeichen ihres Landes, das Symbol ihres Glaubens, dessen sich der Heilige bei der Predigt des Geheimnisses der allerheiligsten Dreifaltigkeit zur Veranschaulichung bedient haben soll. Ebenso feierten die Schotten, Engländer u. s. f. die Tage ihrer Nationalheiligen; wir Deutsche unterließen es nie, die feste der Patrone unserer Diözesen feierlich zu begehen, und am Namenstage des Kaisers von Österreich, der damals immer noch, wengleich er die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte, als der Repräsentant Deutschlands im Auslande und besonders in Italien betrachtet wurde, dem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen. So empfing das Vaterlandsgefühl von der Religion seine höhere Weihe, sie gab ihm Grund und Halt, Maß und Richtung, und senkte dessen Wurzeln tief in die Seele ein. Und indem die Liebe zur Heimat zugleich das ideale Element des Universalismus des Christentums in sich aufnahm, empfing sie ihre volle Wahrheit und Gewähr ihres Bestandes, wurde sie geadelt und das rein natürliche Gefühl zu einer sittlichen Tugend und menschenwürdigen Aufgabe erhoben.

Da die Mitglieder der verschiedenen fremden Kollegien, wie der Irländer, Schotten u. s. f., dieselben Vorlesungen mit uns Deutschen hörten, so galt es als eine unserer schönsten Aufgaben, mit den nichtdeutschen Studierenden um die Palme zu ringen im edlen Wettkampfe der Wissenschaft. Ich weiß nicht, ob es ein wirksameres Mittel gibt, das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit zu pflegen und zu stärken, als gerade dieses Ringen der einzelnen Nationen um das, was allen als der höchste Preis ihres Strebens galt. So hatten wir denn Gelegenheit, mehr als irgendwo durch tägliche Erfahrung die Vorzüge und Schwächen der einzelnen Nationen kennen zu lernen, deren treues Bild wir in den Murnen der verschiedenen Kollegien erblickten. Der Franzose mußte es bei seinem angeborenen Selbstgefühl zuweilen schmerzlich empfinden, daß er, in den Formen des Umganges dem Deutschen überlegen, gegen deutschen Fleiß und deutsche Gründlichkeit nicht leicht aufkam. Der Vorteil, den ihm seine ausgebildete und geglättete Weltsprache bot, konnte er eben hier nicht in Anwendung bringen, da alle wissenschaftlichen Verhandlungen in lateinischer Sprache geführt wurden, und der streng logische Gang, der bei den öffentlichen Disputationen eingehalten werden mußte, für geistreiche Apercus und Gedankenspiele keinen Raum ließ. Dagegen konnte der Deutsche sich an dem Feuer und der Begeisterung für ihre arme Heimat erwärmen, die in den irischen jungen Männern glühte, die Glaubensinnigkeit des Spaniers bewundern, der bei all seinem Stolze doch nichts Verlegendes hatte; er konnte die edle Männlich-

keit der Engländer, in deren Wesen und Haltung etwas wie gentlemanlike lag, sich zum Muster nehmen und durch das Beispiel jener, die von den Bänken des Auditoriums hinweg als Missionäre nach China oder Amerika gingen, zu hohem Opfermute angefeuert werden.

pag. 33.

Erste Eindrücke von Rom. Die Villa Pariola.

Noch lagen einige Wochen Ferien zwischen meiner Ankunft in Rom und dem Beginn der Vorlesungen; manche Ausflüge wurden aufs Land gemacht, verschiedene Merkwürdigkeiten der Stadt besichtigt. Es waren die schönen, heitern, sonnig hellen und doch nicht heißen Tage des Oktober; das Zimmer, das mir angewiesen worden war, lag dem Venetianischen Palast, einem burgartigen, weitläufigen Baue, der Wohnung des österreichischen Botschafters, gegenüber; mit seinen gewaltigen, massenhaften Formen, den zinnengekrönten, wie zu Schutz und Trutz errichteten Mauern und dem mächtig aufstrebenden Turme steht er da wie ein Monument aus dem Mittelalter mitten unter den Palästen aus der glänzenden Periode der Renaissance. Wie oft blickte ich, namentlich in hellen Mondnächten, dort hinüber, da die schadhafte Bretter vor meinem Fenster mir ein ziemlich weites Sehfeld ließen; da erschien er mir noch größer, noch gewaltiger. Er wurde im 15. Jahrhundert für die Borgias gebaut und später von Papst Pius IV. der Republik Venedig geschenkt. Die Erinnerungen an die gotischen Bauten in Deutschland heimelten mich an, immer und immer wieder sah ich zu ihm hinüber; für die Schönheit der Renaissance konnte ich lange Zeit kein Verständnis gewinnen. Ganz neue Bilder waren es, die ich schaute, wenn an festlichen Tagen der Gesandte Graf Lüchow von dort seine Auf- fahrt hielt; phantastisch gekleidete Läufer eilten den reich aufgeschirrten Pferden voraus — eine glanzvolle Repräsentation des zu jener Zeit so mächtigen, fast allein auf der Halbinsel gebietenden Kaiserstaates.

Es war damals noch das alte Rom; das Geschlecht jener war noch nicht ausgestorben, welche Pius VII., als er aus der Gefangenschaft zurückkehrte, mit Jubel und unter Freudentränen wieder in ihrer Mitte sahen. Wohl hatten die Feinde des heiligen Stuhles in geheimen Verbindungen sich bereits zusammengeschlossen, und die Lösung war unter ihnen verteilt, doch ihre Anzahl war zu gering, der Kern der Bürgerschaft dem Papste ergeben, die Stadt noch nicht von der Politik krankhaft erregt; Ruhe, ungetrübter Friede herrschte in dem durchaus päpstlich gesinnten Rom. Da tönten oft in der Stille der warmen Sommernacht die Klänge eines Liedes zu mir herauf, das ein einsamer Spaziergänger mit der den Italienern eigenen sonoren Stimme sang, nicht selten von Saitenspiel begleitet. Von der ferne her hörte ich am Abend das Tambourin, das die Frauen schlugen,

von dem eigentümlichen monotonen Gesang begleitet, wenn sie auf ihren, mit Lorbeerkränzen geschmückten Wagen von den *ottobrate* heimkehrten. Es war noch das Rom der guten alten Zeit. In der Kirche *Ura Celi* wohnte ich den Weihnachtspredigten bei, welche Kinder hielten; die fromme Sitte hatte das Wort der Schrift: „Aus dem Munde der Kinder hast du dir Lob bereitet“, ganz buchstäblich in Erfüllung gebracht. Wie zeigten sich da in diesen Kindern schon die angeborenen Gaben dieses glücklich angelegten Volkes! Nicht steif, hölzern, ängstlich standen sie da, sie sprachen nicht mit affektiertem Pathos, man fühlte es durch, es war ihnen eine Herzensfreude, das Kind Jesu lobpreisen zu dürfen, es war ein wahres Kinderfest. Wie oft hörte ich den Ruf der Knaben, die Sonntag nachmittags, das Kreuz voran, mit einem Glöckchen durch die Straßen zogen und ihre Altersgenossen zur Christenlehre sammelten: *Padri, madri, mandate i vostri figliuoli alla dottrina cristiana. Se non li manderete, Iddio vi castigherà!* Je weiter sie gingen, desto mehr Kinder schlossen sich ihnen an. Am Pantheonsplatze, mit Einbruch der Nacht, scharte sich das Volk um den Prediger, der hier, das Kreuzbild in der Hand, mit weit hin tönender Stimme vom Tode, von der Buße, von Gottes Gerechtigkeit und Gericht zu der Menge sprach, mitten unter dem Lärm und lauten Treiben der großen Stadt. Die einen gingen vorüber, andere hörten aufmerksam zu; eine natürliche Beredsamkeit sprach aus diesen Männern, männlich, packend, hinreißend; manche Tränen flossen da; mit einem Gebet an den Gekreuzigten endete solche uns Nordländer anfangs ganz befremdende Szene. Die Beleuchtung von *St. Peter (la luminara)* schloß alljährlich das Osterfest. Wie eine in Millionen Edelsteinen funkelnde Tiara erhob sich die Kuppel über dem Grabe des gekreuzigten Fischers und warf ihr Licht hinaus bis auf die Berge des Sabinerlandes und an die Küsten von *Ostia*. Es war wie ein Bild des himmlischen Jerusalems.

Soldaten sah man nur so viele, als zur Aufrechthaltung der Ordnung bei Kirchenfesten notwendig waren; selbst diese, äußerst harmloser Natur, da sie nach österreichischem Muster adjustiert waren, trugen ebenfalls dazu bei, daß wir uns wie in der Heimat fühlten. Um so größer war meine Überraschung, als ich bei meinem zweiten Aufenthalt in Rom im Jahre 1859 alle Straßen voll Franzosen fand. Bewegt von Erinnerungen, hatte ich gleich am ersten Tage meiner Ankunft nach meinem Zimmer, dem Venetianischen Palast gegenüber, aufgeblickt, in dem ich vor achtzehn Jahren gewohnt hatte. Aber ein paar rote Hosen, die zum Trocknen heraustraten, belehrten mich, daß sie auch dort, wie in so vielen Ordenshäusern, eingezogen waren. So ist alles anders geworden. Die stilvollen Volkstrachten sind den Baumwollensfabrikaten gewichen, auch die früher berühmten Karnevalsfeste auf dem *Korso* sind nicht mehr, was sie einst waren. Nur noch fremde, größtenteils Engländer, treiben sich da umher; der Anstand und die feine Sitte, die wir auch bei dem gemeinen Mann in Italien bewundern, ist dabei verschwunden; vieles, vieles ist seit dem Jahre 1848, und noch

mehr in der neuesten Zeit, anders geworden, so daß wir mit vollem Rechte einstimmen dürfen in die Klage Hildeberts von Tours (i. J. 1106):

Urbs felix, si vel dominis urbs illa careret,*)
Vel dominis esset turpe carere fide.

Damals schon und noch mehr in spätern Jahren, da ich viel und in verschiedenen Kreisen des römischen Lebens mich bewegte, hatte ich Gelegenheit, den angeborenen Anstand, den feinen Takt, die unbefangene Natürlichkeit und maßvolle Zurückhaltung im Verkehre beider Geschlechter unter sich zu beobachten. Schon die Mäßigkeit des Volkes, das aus Essen und Trinken nicht den Mittelpunkt seiner Feste macht, trägt viel dazu bei, daß bei den größten Volksfesten, wenn viele Tausende selbst in der Nacht auf Straßen und Plätzen sich bewegen, kein rohes Wort, keine beleidigende Äußerung, kein Stoßen oder Drängen vorkommt, und die Männer den Frauen gegenüber mit einer Grazie und Zuverlässigkeit sich benehmen, daß einmal ein Deutscher mir bei einer solchen Gelegenheit sagte: „Man könnte glauben, in einem Salon zu sein.“ — „Wohl,“ entgegnete ein dritter, „nur mit dem Unterschiede, daß dort die Form so häufig die innere Roheit zurückhält und mit dem Firnis seiner Redensarten übertüncht, hier aber im Volke selbst ein ursprünglicher Adel der Natur wohnt.“

Der erste Ausflug, den ich mit dem Kollegium machte, ging nach der Villa Pariola, einem Weingute, das, auf den Colli Parioli gelegen, von ihnen seinen Namen hat. Diese erheben sich in nördlicher Richtung von Rom, jenseits der ausgedehnten Villa Borgheze, und waren im Jahre 1867 der Schauplatz eines kurzen, aber blutigen Gefechtes. Weinpflanzungen zogen sich weit am Abhange hin; am leichten, schlanken, hellgelben Rohre wand sich die Rebe empor; Pfirsichbäume mit ihren feingeschnittenen Blättern und duftigen Früchten standen dazwischen; durch das grüne, üppige Laubwerk leuchteten hie und da die blutroten Calare der Alumen. Es war ein schönes Bild, voll Friede und heiterer Lust. Die einen pflückten süße Trauben, die dunkelrot und im Sonnenglanze wie große Granaten leuchtend vollsaftig von den Stöcken niederhängen und zum Genusse einladen; andere hatten sich zum Spiel der Boccie oder Piastrille oder des Trucco vereinigt, welches letztere keine geringe Kraftanstrengung erfordert; andere, besonders aus den höhern Kursen, wandelten auf und ab mit einem oder dem andern Lehrer, in wissenschaftliche Gespräche vertieft; wieder andere hatten sich ein stilles Plätzchen unter einem Feigenbaume ausgesucht, um zu lesen, während man in weiterer Ferne die Priester unter ihnen auf und ab gehend ihr Brevier lesen sah. Nach Tisch, der bei solchen Gelegenheiten reichlicher als sonst besetzt war, stellten die Sänger sich zum Quartett zusammen, und nun klangen deutsche Lieder in ernsten und in muntern Weisen. Einer der geladenen Gäste, der durch seine Verdienste um das

*) Glücklich pries' ich fürwahr die Stadt, wenn herrenlos sie wäre,
Oder die Herrn es für Schand' achteten, treulos zu sein.

Schulwesen bekannte Domkapitular Dr. Krabbe aus Münster, welcher zu jener Zeit eine Romreise gemacht hatte, stimmte nun „Arians Reiselied“ aus dem Wandsbeker Boten an:

Wenn jemand eine Reise tut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und tät das Reisen wählen.

Als nun der ganze Chorus jedesmal einfiel:

Da hat er gar nicht übel dran getan,
Erzähl er doch weiter, Herr Arian,

da stieg der Jubel aufs höchste.

pag. 60.

Der Besuch der sieben Hauptkirchen.

Eine schöne fromme Übung brachte der Oktober: den Besuch der sieben Hauptkirchen. Es ist dies eine uralte christliche Sitte; schon Hieronymus erzählt, wie er in seiner Jugend zu Rom Sonntags mit seinen Altersgenossen die Basiliken über den Gräbern der Martyrer besuchte und in die Katafomben niedergestiegen sei; den Eindruck, den er dabei empfing, glaubte der klassisch gebildete Mann nicht besser als mit den Worten des römischen Dichters ausdrücken zu können:

Horror ubique animo, simul ipsa silentia terrent.*)

Es war der hl. Philippus Neri, der originellste und populärste der Heiligen neuerer Zeit zu Rom, welcher diesen frommen Brauch im 16. Jahrhundert aufs neue in Aufnahme brachte. Wurde er doch gerade dadurch, wie durch die Gründung des Oratoriums, so recht der geistliche Vater Roms, besonders für dessen Jugend. Sein dreifacher Grundsatz: Mundum spernere, se ipsum spernere, spem spernere,**) welcher selbst einem Weltkind wie Goethe gewaltigen Respekt einflößte, bezeichnet am besten sein Wesen. Ganz sich selbst vergessend, sammelte er die Jugend aus allen Ständen um sich; es waren zuweilen zwischen ein- und zweitausend Männer, die sich um ihn scharten und unter dem Gesange von Hymnen mit Musikbegleitung und unter frommen Gesprächen und Gebeten die sieben Kirchen besuchten. Von Zeit zu Zeit hielt der Heilige dabei eine Anrede. Wie es immer zu gehen pflegt, wenn einer die ausgetretenen Geleise des zunächst Herkömmlichen zu verlassen wagt, so erging es auch ihm. Von zwei Seiten wurde er angeklagt: die Gleichgültigen und Trägen sahen in dieser neuen Art von Männerseelsorge eine Beschämung ihrer eigenen Nachlässigkeit, die Ängstlichen eine bedenkliche Neuerung. Philippus wurde zuerst ungnädig vom Papste empfangen und mit schweren Strafen bedroht; doch durch seinen

*) Alles schreckt den Geist, die Stille selber beängstigt.

**) Die Welt verachten, sich selbst verachten, die Verachtung verachten.

Gehorsam und seine geduldige Ergebung hat er das lautere Gold seiner Gesinnung und Absichten erprobt.

Im Deutschen Kollegium fand der Besuch der sieben Kirchen alljährlich zweimal statt, im Frühling und im Herbst. Hier bildete er den Abschluß der Ferien und die Vorbereitung zu den Exerzitien. Schon am Vorabend gingen wir nach St. Peter, wo die erste Station gehalten und die vorgeschriebenen Gebete verrichtet wurden. Tags darauf ging es nach dem Empfang der heiligen Kommunion früh 4 Uhr nach Maria Maggiore, von da nach S. Lorenzo fuori le mura, S. Croce, nach dem Lateran, S. Sebastian und endlich nach St. Paul. Tiefes Stillschweigen herrschte auf dem Wege, nur durch laute Gebete unterbrochen. Da die Entfernungen ziemlich groß sind — man rechnet ungefähr elf italienische Meilen für den ganzen Weg —, so wurde gegen 10 Uhr morgens bei der kleinen Kirche Domine quo vadis gerastet. Diese steht außerhalb des Tores von St. Sebastian, welches zur Via Appia führt, nicht weit von der Kirche dieses Namens. Sie trägt ihren Namen von einer tiefsinnigen Sage. Als Petrus seinen Tod herannahen sah, wurde er wieder, wie einst zu Jerusalem, mutlos; um ihm zu entgehen, floh er. An dieser Stelle begegnete der Heiland dem Flüchtlinge; Petrus erkennt ihn und wirft sich ihm mit der Frage zu Füßen: Domine, quo vadis?*) Da erwiderte der Heiland: Venio iterum crucifigi.**) Beschämt und reuig kehrte der Apostel zurück und starb bald darauf den Martertod. Ein Stein wird in der Kirche aufbewahrt, von einem Gitter umgeben, welcher die Fußspuren des Heilandes zeigt. So hat in Rom selbst unter den Augen der Päpste die Sage den ersten Papst noch einmal gedemütigt.

Hier war für eine kleine Weile das Stillschweigen aufgehoben; eine Erquickung wurde gereicht, auf dem frischen Grün der Wiesen zerstreut lagerten sich die Scharen. Nach kurzer Ruhe brachen wir wieder auf, es galt noch der letzten Station, S. Paolo; wir schritten eine Zeitlang auf der Via Appia dahin, auf welcher Paulus nach Rom kam, und die Christen von da bis Tres Tabernä, wahrscheinlich das heutige Cisterna, ihm entgegengingen. Nicht weit von S. Paolo, auf dem Wege nach Ostia, steht eine kleine, alte, schmucklose Kapelle mit der Inschrift: „Hier schieden voneinander der hl. Petrus und der hl. Paulus, als sie zum Martertode geführt wurden. Und Paulus sprach zu Petrus: Friede sei mit dir, Fundament der Kirche, Hirte der Herde Christi. Und Petrus zu Paulus: Siehe hin in Frieden, Prediger der Gerechten und Führer zum Heile.“ Diese Worte sind aus einem Schreiben des Pseudo-Dionysius und erinnern an die Sage, daß an dieser Stelle die Apostel sich umarmten, als der eine nach den vatikanischen Gärten, der andere nach dem Tale Ad aquas Salvias, eine Miglie von hier, zum Tode gingen. Wer denkt da nicht bei diesem letzten Gruße an den Brudermord der Erbauer

*) Herr, wohin gehst du?

**) Ich komme, wiederum mich kreuzigen zu lassen.

Roms. Die Sage mag berechtigt sein oder nicht, immerhin hat sie etwas Erhebendes, da sie an die wunderbare Gründung des neuen Rom, des Christentums und der Kirche in so einfach herzlicher Weise erinnert.

Von S. Paolo ging es auf der alten Via Ostiensis nach Rom zurück und hinüber nach S. Saba, einer dem Deutschen Kollegium zugehörigen Villa, wo unser, wenn wir müde und erschöpft angekommen waren, ein reichlicher als gewöhnlich besetztes Mahl wartete.

Es war dies immer ein Tag voll frommer Anregungen und freudiger Stimmung zugleich. Schon der Gang am frühen Morgen durch die stille, schlafende Stadt hinüber nach Maria Maggiore übte auf mich einen eigentümlichen Reiz. Wenn wir in der Kirche knieten, begann der Tag zu grauen, der goldene Hintergrund auf dem Triumphbogen und in der Apsis wurde allmählich licht, die ernstesten Gestalten darauf blickten durch das Halbdunkel so geheimnisvoll auf uns nieder. In S. Lorenzo heimelten mich gleich beim Eintritte die beiden Löwen am Portale an; sie erinnern an unsere romanischen Bauten; der eingelegte Fußboden (Opus Alexandrinum) dagegen und die schönen großen Ambonen führten den Geist in das christliche Altertum zurück. Im Lateran erquickte sich immer mein Auge an dem herrlichen gotischen Tabernakel von weißem Marmor, das fast bis zur Decke der Kirche aufsteigt, und an den Mosaiken im Vordergrunde der Tribüne, welche den Fluß Jordan vorstellen, in den die vier Ströme des Paradieses sich ergießen; Kinder spielen zwischen Blumen und Vögeln an seinen Ufern, Lämmer und Hirsche trinken von diesem Wasser des Lebens. Auch die Fassade mit ihrer Vorhalle und dem Bogengange darüber, wo die Inschrift steht: *Omniae urbis et orbis ecclesiarum mater et caput,**) hatte immer einen neuen Reiz für mich; großartig ist der Blick von hier über den weiten Platz mit der uralten Stadtmauer und den Arkaden der Wasserleitung, und hinüber nach den blauen Bergen. Besonders im Frühling, zu Ende April, wenn die ganze Natur von Blumen- und Blütenduft erfüllt war, frisches Grün die altersgrauen Ruinen bedeckte, und der Himmel, an dem leichte Wolken hinzogen, bald helle Lichter, bald dunklere Tinten über die Landschaft ausgoß, so daß diese jetzt heiterer, jetzt wieder ernst und schwermütig unter den gebrochenen Säulen und geborstenen Tempelbogen dalag; wenn in der reinen Luft die klassisch schönen Formen der Lateinerberge scharf und klar am Horizont sich abhoben und uns die auf ihnen liegenden Städtchen und Klöster und Villen wie in nächster Nähe erscheinen ließen, da ward unsere religiöse Feier zugleich ein wahres, weihvolles Frühlingstfest, wie ich es kaum mehr in meinen spätern Jahren erlebt habe. Bedächten es doch die Menschen, daß die Religion allein, wie sie im Schmerz tröstet, so auch die Freude adelt; denn sie bringt ein Element des Ewigen in den Genuß des Augenblicks und erfüllt so das Vergängliche, das doch nie tiefern Naturen ein Genügen bieten kann, mit Unvergänglichem.

*) Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt und der Welt.

pag. 66.

Theologische Schulen. Geschichte des Deutschen Kollegiums.

Anfang November begannen die Vorlesungen. Rom war zu jener Zeit an Unterrichtsanstalten überreich. Hier, am Sitze ihrer Generalate, hatten die großen Orden ihre eigenen philosophisch-theologischen Schulen, die nicht selten mit vortrefflichen Lehrern besetzt waren. Für die Minoriten hatte Sixtus V. das Kollegium S. Bonaventurae besonders gestiftet, in welchem die Befähigteren aus allen Ordensprovinzen den höheren Studien oblagen und auch den Doktorgrad erhalten konnten. Die Dominikaner besaßen das Kollegium S. Thomae, eine philosophisch-theologische Akademie, welche auch von Kandidaten des Weltpriesterstandes besucht wurde und ausgezeichnete Männer an ihrer Spitze hatte. Die Dominikaner haben das Verdienst, daß sie zu einer Zeit, da alles ringsumher neuen Ideen huldigte, und ein verballhornter Wolffianismus in den katholischen Schulen des vorigen Jahrhunderts die Herrschaft führte, unbeirrt den Traditionen ihres Ordens treu, die Fahne des hl. Thomas hochhielten. Ebenso hatten die Franziskaner, Augustiner, Karmeliten u. s. w. ihre besondern theologischen Schulen. Außer diesen nenne ich noch: die römische Universität Sapienza, mit einer im ganzen der unsern ähnlichen Organisation; das Römische Seminar, zugleich mit einem Gymnasium zur Vorbereitung für dasselbe; das große Kollegium der Propaganda, in welchem neben den philosophisch-theologischen Disziplinen besonders Sprachstudien betrieben wurden, das Armenische, Syrische, Chinesische. Eines der wichtigsten Institute war das Kollegium Romanum, von dem Stifter der Gesellschaft Jesu gegründet, durch Gregor XIII. zur Universitas Gregoriana erhoben mit dem Rechte der Promotion und im Laufe der Zeit vielfach verschönert und vergrößert. Der Studienplan an demselben war sehr umfassend: im allgemeinen hörte man drei Jahre lang Philosophie, vier Jahre Theologie. In der philosophischen Fakultät waren drei Professoren für spekulative und praktische Philosophie, Professoren für das Griechische, Mathematik, Astronomie, Physik und Chemie. Die theologische Fakultät hatte drei Professoren für Dogmatik, je einen für Moral, Kirchenrecht, Kirchengeschichte, Exegese, geistliche Beredsamkeit, christliche Archäologie, Hebräisch, Syrisch, Armenisch, Arabisch. Das Römische Kollegium war am stärksten besucht; in manchen Vorlesungen betrug die Zahl der Zuhörer gegen dreihundert. Mehrere der Nationenkollegien, wie das irische, schottische und einheimische, wie das Kollegium Capranicense und Pamphilianum sandten ihre Alumnen dorthin; später auch das französische, belgische, polnische, südamerikanische. Das Deutsche Kollegium war von seinem Ursprunge an durch seine Doppeltstiftung von dem hl. Ignatius von Loyola und Papst Gregor XIII. an das Römische Kollegium hingewiesen. Hatten ja doch beide zwei gemeinsame Väter; sie teilten daher auch im Laufe der letzten Jahrhunderte dasselbe Schicksal.

Der Scharfblick des Stifters der Gesellschaft Jesu hatte wohl und bald erkannt, woher die religiöse Zerrüttung in Deutschland gekommen war, auf welchem Wege und durch welche Mittel der katholischen Kirche wieder die Liebe und der Gehorsam der Völker werden sollten. Die sittliche und wissenschaftliche Bildung des deutschen Klerus war darum seine angelegentlichste Sorge, die Gründung eines Kollegiums für Deutsche in Rom, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, durch ihren priesterlichen Wandel die Völker erbauen, durch ihre Wissenschaft belehren, durch ihre gründliche theologische Bildung die Häresie bekämpfen sollten. So stiftete er das Deutsche Kollegium; es wurde das Muster aller ähnlichen Anstalten, welche die Päpste später an verschiedenen Orten, in Deutschland, Belgien, Holland, Spanien, Böhmen, Kurland, Litauen u. s. f. errichteten, und ein Vorbild für die Väter der Kirchenversammlung von Trient bei Abfassung ihrer Beschlüsse über die künftige Einrichtung geistlicher Seminarien. Die Kardinäle Morone und Cervinus vertraten warm die Angelegenheit des heiligen Stifters beim Papste Julius III., welcher dieselbe alsbald zu der seinigen machte und zur Ausführung dieses Planes die Hälfte der Einkünfte seines Privatvermögens bestimmte. Hierauf hob derselbe in einer Versammlung von Kardinälen die Nothwendigkeit hervor, Deutschland, wo die Irrtümer Luthers alles zu überfluten drohten, auf diesem Wege wirksam zu Hilfe zu kommen. Die 33 anwesenden Kardinäle unterzeichneten sogleich zu diesem Zwecke einen Geldbeitrag von 3000 Zechinen und verpflichteten sich, jährlich die gleiche Summe zu erlegen. Eine Kommission von sechs Kardinälen wurde ernannt, welche als Protektoren der Anstalt dem hl. Ignatius bei Durchführung seines Werkes zur Seite stehen sollten, und schon am 31. August des Jahres 1552 wurde die Stiftungsbulle veröffentlicht. Ignatius entwarf nun die Statuten, und im Spätherbst desselben Jahres waren über 20 deutsche Jünglinge in Rom eingetroffen. In der Kirche von S. Saba, im nördlichen Seitenschiff, hängt das Bild, welches die Audienz der ersten deutschen Alumnen beim heiligen Vater darstellt, geführt vom Heiligen selbst. Dasselbe hat keinen großen künstlerischen Wert; aber den deutschen Typus, welcher dem italienischen gegenüber einen lebhaften Kontrast bildet, hat der Maler gut aufgefaßt; er mag wohl einzelne der Figuren nach dem Leben gemalt haben.

Doch bald kamen schwere Zeiten. Papst Paul IV. zeigte weniger Interesse für das Kollegium, unter den verheerenden Kriegen versiegten fast alle Hilfsquellen, und auch die Kardinäle wurden lau. Doch Ignatius, dieser heroische Geist, verzagte nicht. Seine Deutschen verlasse er nicht, erklärte er, er selbst sei zu jedem Opfer bereit; von den Menschen sei zwar jetzt wenig Hilfe zu hoffen, desto mehr aber von Gott. Mit Pius IV., dem Freunde der deutschen Familie Altemps, und unter Pius V. besserte sich die Lage.

Nun kam Gregor XIII. auf den päpstlichen Stuhl; vorher selbst Professor an der Universität Bologna, war er von der Würde und dem Wert

der Wissenschaft tief durchdrungen. Mit Recht sagte daher der berühmte M. Antonius Muretus in der Trauerrede auf ihn: „Nicht mit Waffengewalt wollte er die Häretiker besiegen, die so häufig mehr Verlust als Gewinn gebracht, mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Er wählte eine andere Weise des Kampfes: nicht das Schwert sollte für die Kirche streiten, sondern Tugend und Wissenschaft; nicht Speere und Kriegsgeräte, sondern Weisheit; nicht zum Kampfe sollten die unter ihm erzogenen Jünglinge hinausziehen, sondern zu heiliger Lehre und erbaulichem Wandel; was das Schwert nicht vermochte, sollte das Wort vollbringen.“ Von dem Kardinal Otto von Truchsess und Canisius beraten, setzte er aus verschiedenen Fonds dem Kollegium so bedeutende Summen aus, daß von nun an die Subsistenz von 100 Alumnen vollkommen gesichert war. Die Stiftungsbulle ist vom 6. August 1573 datiert. Auch die Statuten ließ er umarbeiten, und sein Herz hing so sehr an dieser seiner Stiftung, daß es ihm in seinen schweren Sorgen zu hohem Troste gereichte, wenn man ihm von dem Leben dieser deutschen Jünglinge, ihrem Fleiß und ihren Fortschritten erzählte. Nach dem Vorbilde des Deutschen Kollegiums stiftete er in der Folgezeit 20 ähnliche Anstalten, besonders auch die Kollegien zu Braunsberg, Prag, Fulda, Wilna, Madrid, Dillingen, Olmütz u. s. f., wie denn auch die Universität Würzburg unter seinen Auspizien im Jahre 1582 durch Bischof Julius gegründet wurde. Später wurde das Kollegium Hungaricum mit dem deutschen vereinigt; 12 Alumnen sollten aus diesem Lande aufgenommen werden. Die Alumnen mußten nach sechsmonatlichem Probeaufenthalt im Kollegium das Gelöbniß ablegen, den Satzungen zu gehorchen, dem geistlichen Stande sich zu widmen, im Hinblick auf ihren künftigen Beruf weder das weltliche Recht noch das Studium der Medizin zu betreiben, keine Dienste an Höfe anzunehmen und nach Vollendung ihrer Studien unverzüglich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, um dort dem Heile der Seelen sich zu widmen; auch sollten sie gemäß einer nachträglichen Bestimmung Urbans VIII. und Alexanders VII. ohne besondere Erlaubnis in keinen Orden treten. Es sollten eben Weltpriester gebildet werden.

Die Revolution und die Okkupation Roms unter der ersten Republik brachten dem Kollegium, wie so vielen ähnlichen Instituten, den Untergang. Unter Pius VII. wurde es wieder hergestellt. Der nachherige Bischof von Sitten in der Schweiz, J. P. Depreux, war der erste, der wieder eintrat, am 1. Mai 1818. Doch erst unter Leo XII. kam wieder neues Leben in dasselbe; zu Anfang seines Pontifikates, im Jahre 1824 und 1825, waren bereits viele Deutsche, darunter C. A. von Reisach, später Kardinal, der um die Wiederbelebung der Priesteregerzien in Deutschland vielverdiente Albert Westhoff, Regens und Domkapitular zu Cöln, und der spätere Dompropst von Passau, Karl Schrödl, angekommen. Palast und Kirche zu S. Apollinare war unterdessen an das Römische Seminar übergeben worden; das Proseßhaus der Jesuiten nahm daher das Deutsche Kollegium eine Zeitlang auf, bis im Jahre 1851 Pius IX. ihm den Palast Borromeo an-

wies, von wo es im Jahre 1887, durch die neuen Straßenanlagen in der Stadt genöthigt, nach einem andern geräumigen und gesund gelegenen Hause übersiedelte.

pag. 119.

Im Mittelpunkte der Weltgeschichte.

Viele haben jetzt Rom gesehen, und bei unsern modernen Verkehrs=mitteln wird es bald nur noch wenige unter den Gebildeten geben, die nicht eine römische Reise gemacht haben. Aber es ist etwas ganz anderes, einige Wochen oder Monate flüchtig Rom zu durchstreifen, und ein anderes, jahre=lang in Rom zu leben. Was Du heute zu Hause in einem Buche über Profan= oder Kirchengeschichte liest, aus Dogmatik oder Archäologie oder Kirchenrecht — sowie Du nur einen Fuß auf die Straße setzt, verkünden das alles Dir die Monumente, tief unten in den Katafombengrüften wie hoch oben durch die Inschrift in der St. Peterskuppel.

Ein Spaziergang, der so recht zu stiller Betrachtung einlud, war die Höhe von S. Sabina auf dem Aventin. Wir befinden uns hier auf dem Berge des Remus, in dem ehemals bevölkersten Teile der Stadt, den Wohnungen des eigentlichen römischen Volkes. Unten am Fuße des Berges fließt südwestlich die Tiber, durch ein enges Tal ist er von der andern Seite südöstlich von der zweiten Erhöhung, dem Hügel von S. Saba, geschieden. Es ist still hier oben geworden und einsam; die Prachtbauten der Kaiserzeit sind gefallen, ihre Ruinen deckt hoher Schutt; auch die Kämpfe des Mittelalters, die hier um die von Kaiser Otto III. erbaute Hofburg tobten, sind verstummt. Hier oben, in dieser großen Einsamkeit und Öde, mitten unter den Ruinen einer zweimal gefallenen Welt, des alten Römer=reiches und des deutschen Kaisertums, erinnern wir uns mit Wehmut an die edle und so tragische Gestalt Kaiser Otto III. Keiner war so wie er von der Idee des Kaisertums durchdrungen, hatte so wie er die Kirche von Eindringlingen zu reinigen gesucht, hatte so wie er die Römer geliebt. Von der Zinne seines Palastes aus hier auf dem Aventin redete er Worte der Liebe und des Friedens zu der erregten Menge. Doch Undank war sein Lohn; der westunerfahrene kaiserliche Jüngling mußte an gebrochenem Herzen sterben, noch nicht 23 Jahre alt. Sein Lehrer, Gerbert, der große Papst Sylvester II., der größte Gelehrte seiner Zeit, folgte ihm bald nach in die Gruft.

Nur Weingärten bedecken jetzt den Boden, zwischen denen hier und da eine uralte Kirche sich erhebt. S. Sabina trägt noch die Spuren des Alter=tums, in dem es gebaut wurde, den Basilikenstil. Hier lebte der hl. Dominikus; ein Ölbaum im Klostergarten wird gezeigt, den seine Hand gepflanzt haben soll; als in den dreißiger Jahren die Reform seines Ordens eingeführt wurde, trieb der alte, zerrissene Stamm ein neues Reis.

Einige Schritte weiter gehend, treten wir ein in die Kirche S. Alessio. Sie steht auf der Stelle des väterlichen Hauses des hl. Alexius, der am

Tage vor der Vermählung Braut und Vater und Erbe und Haus verließ, dann als Armer wiederkehrte und viele Jahre lang unter der Stiege seines Elternhauses ungekannt als Bettler von Almosen lebte. Hier wohnte einige Zeit der hl. Adalbert von Prag, der Apostel der Preußen, der auch dort durch die Hand eines Götzepfaffen den Martertod gefunden hat. So erblicken wir überall, wo wir nur gehen in Rom, die Beziehungen dieses Mittelpunktes der Christenheit zur ganzen Welt und besonders zu unserem Deutschland. Denn Deutschland und Italien, durch das Kaisertum und Papsttum seit Karl dem Großen innig verbunden, haben seitdem bei allen Gegensätzen ihrer Natur und Anlagen eine gemeinsame Geschichte durchlebt, wahrlich nicht zum Schaden beider Länder. Da erinnert uns denn jeder Fußbreit Landes hier an unser Vaterland, denn Deutsche sind darüber hingeschritten; und kaum findet sich ein Monument aus dem Mittelalter, dem nicht das deutsche Kaisertum sein Siegel aufgeprägt hätte.

Wieder weiter gehend auf dieser menschenleeren Höhe, gelangen wir zur alten Kirche S. Maria Aventina oder del Priorato; sie gehört zu einer Komturei der Malteser; auch sie steht fast verlassen da, das Kloster nebenan ist unbewohnt. So können wir uns recht in die Vergangenheit zurückversetzen; nur von weither dringt der Lärm des städtischen Treibens bis zu uns herüber, nur selten gleitet ein Nachen den Fluß hinab; wir folgen seinem Laufe, der sich hier mehr gegen Westen wendet, dem Meere zu.

Diese Kirchen erschienen mir immer wie Typen der verschiedenen Perioden des Christentums. Das Heidentum war gesättigt, übersättigt vom Weltgenuß; da rissen sich begeisterte Jünglinge, hochgemutete Frauen los von seiner erstickenden Umarmung, sie gingen heraus aus ihren Palästen, gaben alles daran und wurden arm um Christi willen, der durch seine Armut die Armut geadelt hatte. Das sind Übertreibungen, mag mancher sagen; gut! aber die Menschen bedürfen solcher heroischen Vorbilder, des Stachels, den ihre gewaltigen Taten für uns haben, damit das Kleine nicht immer noch kleiner wird. An der Heldennatur des einen lernen Tausende, vielleicht nicht gleiches tun wie sie, aber doch das geringe Maß von Entsagung nicht mehr zu fürchten, welches das christliche Gesetz ihnen auflegt.

St. Dominikus und die Malteser sind so recht Bilder aus dem Mittelalter. Diese kämpften in blanker Stahlrüstung gegen die Sarazenen, die Söhne jenes Heiligen stritten mit dem nicht minder scharfen Schwert des Wortes gegen Irrglauben und Unglauben. Jene führen längst keine Kriege mehr, die Türken- und Sarazenennot ist vorüber; doch die Waffen des Geistes dürfen nimmer ruhen, jetzt weniger als je. Der Malteserorden war zuletzt allerdings nur noch ein Name, ein Titel für Söhne des Adels. Aber auch so hatte er doch noch eine Idee ausgesprochen, die an seine ursprüngliche Aufgabe erinnert: Noblesse oblige. Den Dominikanern sollten aber wir Deutsche ganz besonders dankbar sein. Denn in ihrem Orden sproßten auf, wie in einem wohlumfriedeten Garten, die edelsten Blüten christlicher deutscher Mystik; und diese hat unserer Sprache jenen Hauch höherer Poesie,

jene Innerlichkeit und Weihe verliehen, die wir heute noch als ein kostbares Vermächtnis nicht hoch genug schätzen können.

„Aber drei Kirchen auf einem so kleinen Raume,“ dürfte da mancher Volkswirtschaftslehrer ausrufen, „das ist zu viel!“ Zu viel? Wer zieht die Grenze, bis zu welcher für die geistigen Interessen des Menschen gearbeitet, gebaut, geschaffen, gelebt werden darf? Wer darf sagen: Bis hierher und nicht weiter? Freilich, wer nur da Bildung sieht und menschenwürdiges Dasein, wo der Rübenbau gedeiht und der Fabrikschlot raucht, der soll nicht nach Rom gehen; aber auch nicht nach dem klassischen Hellas mit seinen Standbildern und Tempeln, seinen Dichtern, Geschichtschreibern und Philosophen, seinen Künstlern und olympischen Spielen. Wie viele Arbeitstage waren da nicht dem Landbau entzogen, wie große Summen auf die Herstellung kostbarer Statuen verwendet! Und selbst Aristoteles wollte, daß der fünfte Teil von Grund und Boden dem Kultus gewidmet werde. Das wäre jetzt eine Blasphemie gegen alle nationalökonomischen Systeme. Doch der Mensch lebt nicht vom Brot allein, auch nicht vom Kurszettel und überhaupt nicht von der Materie und dem materiellen Besitz und Genuß. Darum eben war Griechenland, ist heute noch Rom so groß, und pilgert immer noch die ganze Welt dorthin, um geistige und religiöse Erhebung zu finden. Laßt uns unsere Ideale, gönnt uns doch diesen Fleck Erde, wo das Leben des Geistes mehr gilt als die Materie, und behaltet euer Geld.

Am Gelde hängt, nach dem Gelde drängt
Sich alles; ach, ihr Armen!

Das ist der geheimnisvolle Zauber, mit welchem Rom auf uns wirkt; was seit Jahrtausenden die Welt bewegte, was der Glaube hervorgerufen und die christliche Zivilisation geschaffen hat, das tritt uns hier auf jedem Schritt und Tritt entgegen; wir stehen im Mittelpunkt der Weltgeschichte. Der muß ein kleiner Geist sein, sehr klein, der in einer solchen Umgebung und unter solchen Eindrücken, die er täglich empfängt, nicht größer und reifer wird; in einer Atmosphäre, wo wir große Gedanken mit jedem Atemzuge einatmen, wird auch die Seele groß.

pag. 128.

Die Villa des Deutschen Kollegiums S. Saba.

Jeder Donnerstag war dem Aufenthalte in der dem Deutschen Kollegium gehörigen Villa S. Saba gewidmet; am Morgen gingen wir hinaus, erst kurz vor Sonnenuntergang zurück, im Winter wie im Sommer. Ein Bruder Langohr, allen bekannt und immer schon von weitem bei seiner Ankunft begrüßt, zog den Küchenwagen, der uns das Mittagmahl brachte. S. Saba liegt auf dem südlichen Vorsprunge des Aventin, durch ein Tal von der südwestlich gelegenen Erhebung desselben getrennt; er zieht sich bis jenseits der Bäder des Caracalla fort und läuft an der Via Appia aus. Der Boden ringsum ist mit Gärten und Weinbergen bedeckt; nur nach dem

Tölius zu steigt der Turm von S. Valbina auf; drüben ragt die alte Kirche S. Prisca empor. S. Saba mit dem umliegenden Besitztum gehörte ursprünglich griechischen Mönchen; schon Johannes Diaconus im Leben Gregors des Großen erwähnt dieses Kloster, denn nahebei wohnte die Mutter dieses Heiligen, die hl. Sylvia, die ihm aus ihrem Garten Früchte nach seinem Kloster sandte. Ein verblichenes Gemälde über dem Tore erinnert uns daran bei dem Eintritt in den Vorhof. Einer der hiesigen Klosteräbte war Papst Hadrians I. Abgesandter auf dem zweiten Konzilium von Nicäa. Später, im zwölften Jahrhundert, wurde durch Papst Lucius II. Kirche und Kloster dem neu aufblühenden Orden der Kluniazenser übergeben, durch Julius II. im Jahre 1512 den Zisterziensern und endlich durch Gregor XIII. dem Deutschen Kollegium.

Vor der Kirche liegt ein Vorhof, jetzt zum Garten umgestaltet, durch welchen wir zur eigentlichen Vorhalle derselben gelangen. Über ihr erhebt sich eine durch zwölf kleine Säulen mit Arkaden gebildete Loggia, welche die ganze Breite der Fassade einnimmt und in edlem Stile gehalten ist. Das Innere wird in drei Schiffe durch vierzehn antike Säulen geteilt, sechs von Granit, die übrigen von weißem Marmor. Die Decke zeigt den bloßen Dachstuhl; an manchen Orten finden sich noch Spuren ehemaliger Malereien und alte christliche Grabinschriften. Rechts von der Kirche stehen die Reste der alten Abtei, die, bis auf das Erdgeschoß abgetragen, einen ziemlich breiten gedeckten Gang bildet, der einen Teil des Gartens umschließt. Ein antiker Sarkophag mit der Juno Pronuba in erhabener Arbeit steht in der Vorhalle; einzelne Frieße und Bruchstücke antiker Skulptur sind hie und da eingemauert. Wie viele Bildnereien mögen da noch unter dem Boden verborgen liegen! Eines Tages, da wir eine Reihe Bäume ausgruben, um neue zu setzen, stießen wir auf eine Marmorbüste; una testa di Giove! rief alsbald einer der Arbeiter. So war es auch; leider war der Kopf stark beschädigt.

Es gibt viele schöne Punkte in und um Rom; aber keiner hatte für mich einen so hohen Reiz, als der Blick hier von der Loggia hinüber über Rom und die Campagna. In einem weiten Bogen von St. Paul an bis hinaus zum Lateran und den Sabinerbergen liegen Stadt und Land vor uns; zur Linken die uralte Basilika des Apostels Paulus, die still und träumerisch, wie der Gegenwart fremd und in die Tage der Vergangenheit versunken, aus der Einöde dort am Tiberufer zu uns herüberblickt, als wolle sie uns erzählen von den Jahrhunderten der Vorzeit. Hie und da leuchtet im Sonnenstrahl das Wasser des Flusses auf und gibt unsern Gedanken die Richtung zum Meere hinab, weckt die Erinnerungen an all das Große, was da geschehen — die sagenhafte Landung der Trojaner, Roms mächtige Flotten, die von hier ausliefen, Karthago und Spanien zu erobern, an Belisars kühnen Zug den Fluß hinauf, um Rom zu entsetzen, das von Totila belagert wurde; es ist ein großes Stück Weltgeschichte, das an der Mündung dieses Flusses sich abgespielt hat. Zu unsern Füßen liegt der

Hang des Berges, der sich sanft nach dem Tale zu abdacht, mit Rebens-
pflanzungen dicht bedeckt, aus denen im Frühlinge die rosenroten Blüten
der Mandel- und Pfirsichbäume leuchten; jenseits die mächtige Stadt mit
ihren Türmen und Kuppeln, Säulen und Palästen, Triumphbogen und
Ruinen, die, ausgebreitet auf den sieben Hügeln, uns einen mannigfaltigen
und wechselnden Anblick bietet.

pag. 138.

Statio ad S. Stephanum in Coelio monte.

Zweimal im Jahre, am Tage der Station daselbst, Freitag vor Kar-
freitag, und am Tage des Heiligen, gingen wir nach S. Stefano Rotondo —
Statio ad S. Stephanum in Coelio monte, heißt es im Meßbuche. Auch
diese Kirche mit Digna gehört dem Deutschen Kollegium. Sie ist die größte
Rundkirche und stammt aus dem 5. Jahrhundert. Sie war ursprünglich
von zwei niedrigen Umgängen zwischen doppelten Säulenreihen umzogen,
so daß hier das Prinzip der fünfschiffigen Basiliken auf einen mächtigen
Rundbau angewendet wurde. Nikolaus V. ließ, da die Kirche im Verfall
war, die Zwischenweiten der zweiten Säulenreihe vermauern und legte vor
dem neuen Eingange eine Vorhalle an. 56 Säulen, zumeist von Granit,
tragen die Decke, die von Holz und ohne Verzierung ist. Gleich beim Ein-
gange steht eine bischöfliche Kathedra von weißem Marmor, ursprünglich
ein antiker Badestuhl, von dem aus Papst Gregor der Große eine seiner
Homilien gehalten hat. Das Ganze macht, trotz so mancher Veränderungen,
welche im Laufe der Jahrhunderte vorgenommen wurden, einen äußerst
ehrwürdigen Eindruck. Nur die von Pomarancio und Tempesta gemalten,
mit grellen Farben aufgetragenen und gräßlichen Martyrszenen verletzen das
Auge und den Geschmack. Die Seelengröße der Martyrer, ihre Ergebung
in Leiden und Tod, unter den größten Qualen des Leibes, in tiefstem
Seelenschmerze, ist schön und erhaben und darum gewiß einer der würdigsten
Gegenstände der Kunst; aber das Geschäft der Henker dabei ist abstoßend
und sollte darum nur angedeutet, nicht ausgeführt werden. Hätten doch
diese Maler an den Darstellungen in den Katakomben sich ein Muster ge-
nommen! Nicht einmal das Leiden und den Tod des Erlösers stellen die
ältern Gemälde dar: ein Lamm am Fuße des Kreuzes stehend oder ein
Lamm mit dem Kreuze auf dem Haupte symbolisierte Christi Leiden. Sehr
wahr sagt Raoul-Rochette: „Mitten unter den Prüfungen eines so beweg-
ten Lebens, so oft von den Schrecken des Todes bedroht, sahen die alten
Christen im Tode doch nur den Weg zur ewigen Seligkeit; und weit davon
entfernt, diesem Gedanken die Erinnerung an die Qualen und Entbehrungen,
welche ihnen den Himmel öffneten, beizugesellen, gefielen sie sich darin, das
Grab mit freundlichen Symbolen, mit Blumen und Weinranken zu um-
geben... Es ist Tatsache, daß während einer so langen Periode der Ver-

folgungen das unter dem Eindrucke so schmerzlicher Prüfungen in die Katafomben geflüchtete Christentum nirgends ein Bild der Trauer, ein Zeichen der Kränkung, einen Ausdruck der Nachbegierde hinterlassen hat. Im Gegentheil atmen alle seine Denkmäler den Geist der Sanftmut, des Wohlwollens und der Liebe.

Wenn ich mich nicht ganz täusche, so läßt die Beobachtung dieser Tatsache das Christentum in einem Lichte erscheinen, das mehr als jeder andere Zug in seiner Geschichte, als alle andern Denkmäler seines Geistes unsere Ehrfurcht und unsere Liebe herausfordert.“ Auf den musivischen Bildern im Grabmal der Galla Placidia zu Ravenna (440) wird der hl. Laurentius dargestellt, aber nur in seiner heldenmütigen Hingabe in den Tod; die Qualen selbst sind nur angedeutet durch den Krost, der vor ihm steht. Ebenso stellt das 200 Jahre später entstandene Mosaik in S. Agnese fuori le mura diese heilige Jungfrau im Prunkgewande als himmlische Braut dar, während zu ihren Füßen ein Schwert, das Werkzeug ihres Martyriums, liegt.

Die Stationsfeier in S. Stefano fiel jedesmal mit dem Beginn der Osterferien zusammen; am Nachmittag wanderten wir hinaus nach der einsam gelegenen Kirche, wo immer eine große Zahl Andächtiger, auch manche Landsleute, sich einfanden. Am zweiten Weihnachtstage führten die Murnen eine gesungene Messe auf, die sonst so stille Basilika erschien wieder belebt wie in den frühern Jahrhunderten; der Boden war bedeckt mit Zweigen von Lorbeer und Buchs, deren Wohlgeruch den ganzen Raum erfüllte; die Choräle klangen so ernst, so weihewoll, so majestätisch-einfach, daß man sich unwillkürlich sagen mußte: In einer solchen Kirche kann nur so gesungen werden.

pag. 140.

Festlichkeiten im Deutschen Kolleg.

Außer diesen regelmäßig wiederkehrenden Tagen, welche den geordneten Gang des Lebens unterbrachen, boten sich hie und da für das Kollegium außerordentliche Anlässe zu festlicher Feier. Als der noch jugendliche Erzbischof von Salzburg, Friedrich von Schwarzenberg, die Kardinalswürde empfing, veranstaltete das Kollegium eine solenne Disputation: zum Schlusse fand eine Gesangsproduktion statt, in welcher die Episode des Ugolino aus der Göttlichen Komödie mit Musikbegleitung vorgetragen wurde. Der nachherige Erzbischof von Salzburg, H. von Carnoczy, damals Professor der Theologie daselbst, sowie der nachherige Bischof von Graz, Graf Uttems, damals Kanonikus zu Salzburg, hatten den neuen Kardinal begleitet. Die Thesen, über welche disputiert wurde, verbreiteten sich über das System Kants. Mit liebenswürdiger Freundlichkeit nahm der Erzbischof die ihm gewordene Huldigung der Deutschen auf und lud hierauf einen großen Teil der Murnen zu sich in seine Säle, wo ihnen die herkömmlichen Erfrischungen gereicht wurden. Bei einer ähnlichen Gelegenheit, als hohe Gäste anwesend waren,

fand ein Dialog statt zwischen vier; einem Katholiken, orthodoxen Protestant, Rationalisten und Juden, über die messianischen Weisagungen des Alten Bundes. Zugleich wurde diese Gelegenheit benutzt, um eine kleine Spannung auszugleichen, die zwischen dem Kollegium und dem Professor Perrone eingetreten war. Ein Alumnus nämlich hatte, durch den Studienpräfekten veranlaßt, wiederholt eine These des Professors angegriffen und seine Opposition besonders durch sprachliche Gründe zu stützen gesucht; Perrone, in den orientalischen Sprachen weniger bewandert, fühlte in dieser zu verschiedenen Zeiten immer wiederkehrenden Oppositionsweise sich an seiner empfindlichsten Seite verletz. Es war daher zu einer etwas erregten Auseinandersetzung gekommen. In dem genannten Dialoge brachte nun derselbe Alumnus, dem die Rolle des Rationalisten zugefallen war, seine oft wiederholte Opposition mit fast den nämlichen Gründen wieder vor und wurde von dem Katholiken glänzend widerlegt und zurückgewiesen. Perrone, heiter und freundlich wie immer, nahm diese Form der Genugthuung äußerst liebenswürdig und zartfühlend auf und gab das Signal zu allgemeinem Bravorufen und Händeklatschen. Später ward gerade dieser Alumnus einer von denen, welchen er am liebsten die Verteidigung seiner Thesen übertrug.

Ein anderer Anlaß bot Gelegenheit zu einem Sprachenfest, bei welchem bloß die Alumnen des Deutschen Kollegiums mitwirkten. Außer den wichtigen neuern Sprachen und den klassischen wurden Dichtungen in hebräischer, syrischer und chaldäischer Sprache vorgetragen; nebst vielen Notabilitäten aus dem Prälaten- und Gelehrtenstande waren auch Alumnen der Propaganda dazu eingeladen, unter denen einige aus der bekannten syrischen Familie der Assemani sich befanden. Es sollte dadurch den Mitgliedern des Kollegiums Antrieb und Aufmunterung gegeben werden, fortwährend sich in dem Studium der alten und neuen Sprachen auszubilden und zugleich vor der Öffentlichkeit ihr wissenschaftliches Streben zu beurfunden.

Auf der Villa besonders und in den Karnevalstagen fanden Aufführungen in deutscher Sprache statt, eine regelmäßig zu Beginn des Monats Mai. Noch erinnere ich mich eines in edler Sprache gedichteten, vortrefflich vorgetragenen, ergreifenden Dialogs, welcher, nach dem Vorbilde Calderons, die Macht der Gnade, in Maria symbolisiert, zum Gegenstande hatte. Heitere Komödien, von Alumnen verfaßt und dargestellt, belebten die Faschingstage. Einmal, als alles schon vorbereitet war, die Bühne aufgeschlagen, die Kostüme zusammengebracht, die Rollen verteilt und gelernt, wurde gerade der unwohl, welcher am besten die lustige Person im Stück darzustellen verstand. Alle Arbeit schien nun vergeblich, und die Hoffnung auf ein munteres Spiel schwand. Umsonst waren unsere Bitten, nur jetzt uns nicht zu verlassen. Da ging denn der Rektor selbst in das Krankenzimmer, in dem dieser Alumnus lag, an einer zum Glück nicht gefährlichen Krankheit, und bat ihn, er möge doch auf ein paar Stunden das Bett verlassen und seine Rolle spielen; denn ohne ihn ginge es nicht. „Aber ich

habe so starke Kreuzschmerzen," antwortete dieser. — „Liebster," entgegnete freundlich der Rektor, „so lassen Sie Kreuzschmerzen Kreuzschmerzen sein." — „Nun," sagte endlich der Alumnus, „wenn Sie es wünschen, P. Rektor, so will ich auf ein paar Stunden lustig sein." Er spielte wie nie zuvor, ein geborener Komiker; hierauf legte er sich wieder in sein Bett.

Das alles sind nur unbedeutende und geringfügige Vorfälle; aber *argumenta morum licet capere ex minimis**) hat schon Seneca gesagt.

pag. 152.

Merheiligkeitag.

Hätte ich alle diese erhebenden feste vergessen können, einen Tag hätte ich doch nie vergessen, den Allerheiligkeitag des Jahres 1843. Nach einem alten Herkommen hat ein Mitglied des Deutschen Kollegiums die Ehre, an diesem feste, während der heilige Vater in der Sixtinischen Kapelle das Hochamt feiert, nach dem Evangelium eine kurze Predigt zu halten. Gewöhnlich wählten die Obern hierzu einen Alumnus aus den letzten Jahren, der schon die Priesterweihe empfangen hatte; so wurde denn mir dieses hohe Glück zuteil. Unter der Leitung des damals berühmtesten Predigers von Rom, des P. Grossi, bereitete ich mich darauf vor und sah mit einem Gefühle von Freude, doch nicht ohne Besorgnis, dem Tage entgegen.

Als das fest gekommen war, fuhr ich, begleitet von einem Freunde, nach dem Vatikan. Die Loggien für die anwesenden Fürsten und Botschafter waren besetzt, das heilige Kollegium war zahlreich versammelt, viele Bischöfe, Prälaten und fremde waren anwesend. Lebhaft steht mir noch die Sakristei vor der Seele, in welche ich geführt wurde, um hier den Augenblick abzuwarten, da ich die Kanzel besteigen sollte. Allmählich verstummten die Gesänge der Kapelle, mit Herzklopfen hörte ich die Stimme des Diakons, der das Evangelium der Messe sang. Um nicht durch den Glanz dieser erhabenen Versammlung geblendet und verwirrt zu werden, öffnete ich leise etwas die Türe und blickte durch den Spalt hinaus; ich konnte ganz gut durch diesen hindurch den Papst sehen, der gerade gegenüber auf dem Throne saß, den Altar und die Reihen der Kardinäle, die ihm am nächsten waren. Als der Zeremoniar hereintrat, mich abzuholen, war ich gefaßt: die Jugend hat ja noch nicht so viele Bedenken wie das spätere Alter. Ich schritt am Altare vorüber, hinauf zum Throne des Papstes an der Evangelienseite, kniete nieder und empfing seinen Segen; dann kehrte ich nach der Epistelseite zurück, wo die Kanzel stand. Während der Predigt saß der Magister Palatii, der Dominikaner P. D. Buttaoni, in der Mitte auf der untersten Stufe des Altares, das Manuskript derselben in der Hand; ohne vorhergehende Zensur durfte keine Rede vor dem heiligen Vater gehalten und nur das vorgegetragen werden, was im Manuskript aufgezeichnet war. Ich

*) Die Sitten erkennt man aus kleinen Dingen.

hatte meiner Predigt den schönen Vers eingeflochten, welchen der Hymnus des römischen Breviers am Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus enthält:

O Roma felix, quae duorum Principum
Es consecrata glorioso sanguine;
Horum cruore purpurata, ceteras
Excellis orbis una pulchritudines. *)

Schon beim dritten Worte ging eine Bewegung durch die Versammlung; halblaut sprachen viele diesen herrlichen Hymnus mit dem Prediger zugleich.

Dies war meine erste öffentliche Predigt; meine zweite hielt ich in einem Filialdorfe an den Abhängen des Spessarts, wo ich allsonntäglich vom Pfarrorte aus den Gottesdienst zu besorgen hatte.

Kalligraphisch ausgestattet und schön gebunden durfte ich später, vom Rektor des Kollegiums eingeführt, den Text der gehaltenen Predigt dem heiligen Vater persönlich überreichen. Zwar hatte er in frühern Jahren schon mehrmals an mich wie an jeden Munnen freundliche und ermunternde Worte gerichtet, wenn er bei großen Festen in unsere Kirche kam und das ganze Kollegium ihm in der Sakristei vorgestellt wurde; jeder einzelne trat dann vor, bezeugte ihm seine Ehrfurcht, wurde nach seinen Studien und seinem Vaterlande gefragt und hörte ein teilnehmendes Wort aus seinem Munde. Als ich aber jetzt so allein vor ihn hintreten sollte, konnte ich doch meine Schüchternheit kaum bemeistern. Doch er nahm mich so herzlich, liebevoll, nicht bloß herablassend, sondern väterlich auf, daß sich meine Befangenheit bald verlor; eingehend erkundigte er sich nach meinem Vaterlande, dem schönen Bayerland, von dessen König Ludwig I. er mit großer Achtung sprach, nach dem bisherigen Gang meiner Studien, meiner Gesundheit. Dann kam er auf meine Predigt zu sprechen. Lächelnd sagte er, indem er mir einen leichten Backenstreich gab: „Aber warum seid Ihr Deutsche denn immer so ruhig beim Predigen? Più fuoco, più fuoco! Mehr Feuer, mehr Feuer!“ Am Schlusse gab er mir zur Belohnung eine große silberne Denkmünze mit seinem Bildnis.

*) O Roma hochbeglückt, die beider Fürsten Hüt,
Vertraut ist und geweiht durch ihr ruhmwürd'ges Blut,
Das, purpurrot erprangt, dir solchen Glanz verleiht,
Daß du jed' anderer Stadt vorragst an Würdigkeit.

Adolf Stahr.

Aus: Ein Jahr in Italien, von A. Stahr, 4. Aufl. Oldenburg 1874, Schulze'sche Hofbuchhandlung (C. Berndt und A. Schwarz).

St. wurde am 22. Oktober 1805 in Prenzlau in der Uckermark geboren. Er studierte Philologie, wirkte seit 1826 als Lehrer am Pädagogium zu Halle, seit 1836 als Konrektor und Professor am Gymnasium zu Oldenburg. In den Jahren 1845 und 1846 reiste er in Italien. In Rom hielt er sich einige Juniwochen 1845, sowie vom Oktober 1845 bis Ende April 1846 auf. 1852 gab er seine Stellung auf und siedelte nach Berlin über, wo er eine rege schriftstellerische Tätigkeit entfaltete. Nach Trennung seiner ersten Ehe heiratete er 1854 Fanny Lewald. Er starb am 3. Oktober 1876 in Wiesbaden.

pag. 419.

Rom, im Februar 1846.

Kardinalsfrönung.

Über den Sanft Petersplatz, wo sich auf dem sprühenden Wassergewebe der Fontänen der siebenfarbige Strahlenbogen wiegte, gelangten wir, die breiten, gelinden Marmorstufen der päpstlichen Hofburg hinansteigend, in die bereits mit der buntesten Staffage gefüllten Korridore und Vorsäle, welche zur Sala ducale führen. Überall Schweizergarden in ihrer alttümlichen Tracht, die roten Federbüsche von den schwarzen Kremphüten hängend, in gebauschten und geschlizten Wämsern auf ihre langen Hellenbarden gestützt; höhere und niedere Hofdienerschaft in halb weltlicher, halb geistlicher, immer aber malerischer Tracht, Prälaten und Geistliche aller Grade. Die Sala ducale selbst, ein länglich viereckiger Saal, über welchem die mit rotdamastenen Vorhängen geschlossenen Fenster ein rosiges Dämmerlicht verbreiteten, war bereits mit Geladenen aller Art reichlich gefüllt. Die Blüte der fremden und einheimischen Damenwelt, von den Männern gesondert, gewährte in der schwarzen Hoftracht einen Anblick, dessen düstere Farbe mit den fröhlich lachenden Gesichtern, wie mit der rings umgebenden Pracht und farbenbunten Herrlichkeit der Kardinalsgewänder, und mit dem Glanze der militärischen und diplomatischen Uniformen einen wunderlichen Kontrast bildete. Meine Begleiterinnen erhielten von einem der diensttuenden Kämmerlinge einen Platz auf der für Damen reservierten Estrade angewiesen, während mir selbst durch die zuvorkommende Gentilezza eines mir ganz unbekanntem geistlichen Herrn der Vorteil eines reservierten Platzes

in der zweiten Sitzreihe der Prälaten und Monsignoren, unmittelbar hinter den Sesseln der Kardinäle zuteil ward. Ich erwähne dieses kleinen Umstandes, weil er einen charakteristischen Zug der römischen Artigkeit gegen Fremde enthielt, welche in diesem Falle durch die brutale Grobheit deutscher Landsleute herausgefordert wurde. Zwei Schweizerhellebardiere wiesen mich bei meinem Versuche, einen Platz zu erhalten, von dem aus man einen Blick über die Versammlung gewinnen konnte, nicht nur barsch zurück, sondern postierten auch sofort und absichtlich ihre kolossalen Gestalten gerade vor meine Augen, jede Aussicht versperrend. Ein höherer Geistlicher bemerkte dies. Augenblicklich verließ er seinen Platz, und ohne die bei solchen Gelegenheiten allmächtigen Söldner eines Wortes zu würdigen, führte er mich mit den achselzuckenden Worten: „Scusate Signor, sono Svizzeri, sono Tedeschi, non son' pagati per essere cortesi!“ zu seinem eigenen Platze.

Allgemach erschienen, von ihren Kämmerlingen begleitet, die Kardinäle, und füllten die bis in die Mitte des Saales ihnen im Viereck bereiteten Sitze innerhalb der von Schweizerhatschieren besetzten Schranken. Sie trugen die großen violetten Purpurmäntel (*cappe pavonazze*) und die roten Käppchen. In den Händen hielten sie die größere Kopfbedeckung, das *Berretto*. Auch der französische Gesandte, Monsieur Rossi, gefolgt von seinem ganzen Personal, fand sich zu Ehren seines Landsmannes, des neuen Kardinals, ein. Als die kleine bewegliche Gestalt mit dem scharfgeschnittenen, antikrömischen, bartlosen Gesichte den Saal durchschritt, frappierte mich die Ähnlichkeit seiner stahlharten, kalten Züge mit der berühmten Kapitolinischen Brutusbüste. Endlich erschien der heilige Vater selbst und nahm zwischen den unvermeidlichen Pfauenwedelträgern seinen Sitz auf dem erhöhten Throne ein. Jetzt erhoben sich die Kardinäle und leisteten dem Statthalter Christi die *Ubbidienza*, indem sie einzeln an ihm vorbeiziehend vor ihm niederknieten und ihm die Hand küßten. Nach allerhand anderen Zeremonien und nach Anhörung eines lateinischen Vortrages, welchen einer der Kardinäle ablas, sandte der Papst eine Deputation von Kardinälen und Prälaten in die anstoßende *Capella Paolina*, um den dort Harrenden in die Versammlung einzuführen. Dieser zog bei seinem Eintritte unwillkürlich aller Augen auf sich. Ein hoher stattlicher Greis, ein starker Siebziger, in langem Silberhaare, ein schöner Kopf mit echtem altfranzösischen Gesicht und von wahrhaft königlicher Haltung, wie man sich etwa das Prachtexemplar eines modernen absoluten Herrschers, Louis Quatorze als Greis, vorstellen möchte. Er kniete vor dem Statthalter Christi nieder, der ihn aufhob und ihm den Bruderfuß reichte. Dann erfolgte die Krönung mit dem großen, breitrandigen *Capello*, dem Hute der Kirchenfürsten. Der so Gefrönte ging dann, von seinen Schlepenträgern gefolgt, rings herum zu allen Kardinälen, um von ihnen die brüderliche Umarmung zu empfangen. Alles dies geschah mit einer gewissen feierlich vornehmen Heiterkeit, einer würdevollen Nonchalance, welche diesem Zeremoniell die alberne Steifheit ähnlicher weltlicher Hofzeremonien benahm, während zugleich die malerische

Pracht der Gewänder, das Markierte der meisten Physiognomien, dem Zuschauer einen künstlerischen Genuß gewährte.

Hierauf erfolgte sodann die *Apertura di bocca*, welche der heilige Vater mit den Worten vollzog:

Aperimus Tibi os, ut in Consistorio, Congregationibus aliisque functionibus ecclesiasticis sententiam tuam dicere valeas, in nomine Patris, Filii et Spiritus sancti!

pag. 428.

Rom, den 1. März 1846.

Vorbereitung zur ersten Kommunion.

Während der Quaresima wird von den Priestern und Mönchen in vielen Kirchen, im St. Peter von den Canonici, eine Art Unterricht für die Jugend des ärmeren Volkes gegeben, welcher den Namen *esame* führt und für diejenigen vorzugsweise bestimmt ist, welche zum erstenmal beichten (*confessarsi*) und die erste Kommunion begehren wollen. Das Beichten beginnt schon mit dem Alter von acht bis neun Jahren. Es mögen wunderliche Sünden sein, die da zutage kommen.

Als ich nun heute mit dem Freunde über den Platz *Degli Apostoli* dem Forum zuwanderte, fiel es mir ein, in die gleichnamige Kirche zu treten, um einmal wieder mit anzuhören, wie die jungen Seelen auf das landesübliche Christentum dressiert werden. Man erfährt von dem römischen Volksschulwesen ohnehin so wenig, daß ich mindestens diese Art des Unterrichts selbständig kennen zu lernen wünschte. Im Innern der Kirche war derselbe bereits im vollen Gange. Drei bis vier verschiedene Abteilungen von Kindern saßen, zu je vierzig etwa, an verschiedenen Seiten der Kirche auf einem Viereck von Bänken, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Die jüngsten mochten etwa zwischen acht bis neun, die ältesten nicht über dreizehn Jahre alt sein. Auf einem Lehnsessel obenan in der Mitte saß ein *frate*, den ich bereits früher bei dem gleichen Geschäfte getroffen, ein wohlgenährter, gutmütig polstender Franziskaner. Er kannte einige der Kinder bei ihren Namen, die meisten jedoch bezeichnete er in seinen Anreden und Fragen nach irgend einem Stücke ihrer Kleidung, oder nach einer Eigentümlichkeit ihrer Gesichtszüge, wie z. B.: *tu, col fazzoletto bianco* (Du, mit dem weißen Halstuche), oder *tu, col viso rosso* (Du, mit dem roten Gesichte), auch wohl mit irgend einem Scheltnamen, wie: *birbante*, *birbaccione*, *bricone* (Dieb, großer Schelm u. s. w.). Das Exerzitium begann nun zuerst mit der Übung im Schlagen des Kreuzes, dann folgte das Aufsagen des Paternoster, des Credo, der *Legge della Chiesa*, der zehn Gebote. Mehrere von den Knaben bestanden schlecht, besonders der arme Giuseppe vom Campidoglio. Der alte *frate* geriet darüber in den höchsten Zorn, der sich direkt gegen den Buben, indirekt gegen dessen Eltern richtete:

Non si fa mai la croce, non si dice mai il pater noster in casa tua? (Schlägt man in Deinem Hause nie das Kreuz, und sagt man dort nie das Paternoster?) fuhr er zuerst den kleinen Sünder an, worüber die anderen in lautes Lachen ausbrachen, und sonst allerlei Schalkspossen trieben. Jetzt erfolgte eine vollkommene Kapuzinade gegen alle, die indessen den guten Humor dieser kleinen zerlumpten Quiriten wenig anfocht. „Welch eine himmelschreiende Todssünde,“ rief er aus, „diese Dinge zu vernachlässigen! Kinder, Kinder, sono cose essenziali, avete capit! (Es sind wesentliche Dinge, versteht Ihr?) Und Welch eine Sündenlast ist's für Euere Eltern, daß Ihr diese Dinge nicht wißt! Du lachst, Spitzbube“ — fuhr er einen Jungen an, der über jene Ermahnungen eine Kapriole schnitt —, „aber denke, daß der Sommer nicht weit ist, und wenn Du dann das Fieber kriegst und stirbst daran, wohin meinst Du, daß Du dann gehst, wenn Du diese cose essenziali nicht in Deinem birbantischen Kopfe hast? direttamente in casa del diavolo (geradewegs in das Haus des Teufels)!“

„Denn seht,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „seht dort oben diese Fensterbögen an den Cornichen. Es ist keine Treppe da, daß man zu ihnen hinaufsteigen könnte. Aber doch mag es wohl ein Mittel geben, da hinauf zu gelangen, auch ohne Treppe; denn kluge Menschen erfinden vieles. Ma, per entrare nel paradiso senza sapere le cose essenziali, dafür gibt es kein Mittel! und kein Priester und kein frate, ja der heilige Vater selbst, mit all seiner omnipotenza kann Euch dazu nicht helfen! Dunque! (mit großem Nachdruck und einer doppelten Priße aus seiner schwarzen Cavadoße) dunque, figliuoli miei, imparatevi bene le cose essenziali!“

Sehr viele wußten die zehn Gebote, i commandamenti di Dio, nicht ordentlich, obschon die guten Schelme nicht unser Luthersches: „Was ist das?“ mit zu lernen gehabt hatten. Neuer komischer Zorn. Einer stockte beim siebenten. „Il Settimo!“ rief der gute frate, indem er fast braun im Gesichte wurde, „non sai il settimo, birbaccione chi sei!“ und dann mit einer Stimme, die durch die ganze weite Kirche drang: „non rubare, è il settimo! Seht, wie dem Schalk das siebente Gebot schwer eingeht. Bist Du nicht selbst ein piccolo rubatore? Hast Du nicht Deinen Schwestern manch pezzo di pane, oder ihre gebratenen Maronen gemaußt? Seht ihn Euch an den briconcello, wie er dasteht?“ Dann in besänftigterem Tone fortfahrend: „Ja, ja, meine Kinder, lernt die legge della religione fleißig. Selbst die Signori Inglesi, obschon sie Ketzer sind — sogar sie kennen wenigstens alle die Gesetze ihrer Religion. Der Signor da,“ sagte er freundlich zu mir gewendet, der ich im Anschauen dieser Szene versunken auf einer Kapellbalustrade saß, „wird mir das bezeugen.“ — Die ganze kleine Herde wendete jetzt ihre Blicke auf mich, und ich bestärkte mit mehrmaligem Kopfnicken die Worte ihres eifrigen Hirten; — „und Ihr, die Ihr das Glück habt, die wahre Religion (la vera religione) zu besitzen, Ihr schämt Euch nicht, so unwissend zu sein! Che vergogna! (welche Schande!)“

Allmählich ward ich mehr und mehr in den Unterricht hineingezogen, indem sich der gute Frate bei jeder seiner Einschärfungen immer appellierend an mich wendete. Als sich ein kleiner Buffo, von ihm aufgerufen, durchaus an nichts erinnern wollte, selbst im Schlagen des Kreuzes sich ungeschickt stellte, und zuletzt mit allerlei Poffen zum Gelächter seiner Kameraden auf seinen Platz zurückkehrte, wendete sich der arme Mönch an mich mit der Frage: „Che dice lei d'un ragazzo tanto scostumato? (Was sagt Ihr zu einem so ungezogenen Buben?)“ „Ci vuol un bel bastone! (Hier wär' ein guter Stock vonnöten!)“ erwiderte ich mit einer nachdrücklichen Pantomime. „Da vero, da vero,“ bekräftigte er, dem Buben drohend. Aber obschon von Schlägen und Schiassi viel bei ihm die Rede war, so sah ich doch nicht, daß er eine von solchen Drohungen ausführte. Seine weiteren Reden waren ein wunderliches Gemisch von Uberglauben und gesundem Menschenverstande. Als er bei dem Abfragen der zehn Gebote mit dem sechsten an ein junges Mädchen kam, und dieses nicht zu antworten wußte, ging er darüber hin mit den Worten: „Nun laß es nur gut sein, das ist noch nicht für Dich!“ Ein andermal schärfte er die Notwendigkeit der „Religion“ mit den Worten ein: „Der Mensch ohne die Zähmung der Religion ist ein viel grimmigeres und furchtbareres Tier als die allerwildesten Bestien, Bären, Panther und selbst Tiger! Warum? weil er in seinem Kopfe la ragione (die Vernunft) hat, mit der er ohne Religion viel schlimmere Dinge anrichten kann, als die unvernünftigen Bestien!“ Setzte ich statt der Religion, wie sie der Franziskaner verstand, — Tugend, Recht und Gesetz, so hörte ich wörtlich den alten Heiden Aristoteles am Anfange seiner Politik aus diesem römischen Mönche reden. Zum Schlusse ließ er die Kinder alle am Altare niederknien und begann selbst kniend das ora pro nobis, unter Anrufung von mehreren Duzend Heiligen, bei deren Namensnennung jedesmal ein schriller Chorus mit einem erneuten: Ora pro nobis! einfiel. Dann führte er seine kleine Herde aus der Kirche, wo sie sich von ihm, die Artigen und Frommen unter Handküssen, verabschiedeten.

Helmuth Karl Bernhard Graf von Moltke.

Aus: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschall Graf H. von Moltke, Bd. IV.
Berlin 1892, G. S. Mittler & Sohn.

M. wurde am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin geboren. Nach Besuch der Landkadettenakademie zu Kopenhagen trat er 1822 in preussische Kriegsdienste und wurde 1832 als Premierleutnant dem Generalstabe zugeteilt. 1835 bis 1839 fallen seine Reisen im Orient. Am 18. Oktober 1845 wurde er zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., der schon seit ca. 30 Jahren in Rom lebte, ernannt und trat in Begleitung seiner Gemahlin und seines Bruders Ludwig am 14. November die Reise dorthin an. Am 18. Dezember trafen die Reisenden in Rom ein. Er fertigte dort einen Plan der Umgegend Roms. Mit dem Tode des Prinzen am 12. Juli 1846 endete M.'s Aufenthalt.

1858 wurde M. Chef des Generalstabes der Armee.

Er starb in Berlin am 24. April 1891.

IV pag. 267.

Rom, den 2. April 1846.

An seinen Bruder Ludwig.

Das Kolumbarium an der Porta Latina.

Die Ersteigung der Peterskuppel.

Besonders zwei Dinge sind, die ich so wünschte, daß Du sie noch in Augenschein genommen hättest. Eins das Kolumbarium an der Porta Latina. Wie freundlich war doch damals der Tod. Das Kolumbarium, welches erst vor zehn Jahren aufgefunden, besteht aus einem mit Stuckarbeit und Fresken zierlich ausgeschmückten kleinen Gemach. Vom Gewölbe hängt an einer Bronzefette die sechsarmige Ampel und rings an den Wänden sind kleine Nischen, in welchen die noch heute mit Knochen angefüllten Urnen der Hingeshiedenen stehen. Zierliche Altäre, Mosaiken und Skulptur fehlen nicht, und so versammelte man die Asche aller seiner Lieben, des Widerwärtigen entkleidet, im kleinen Raume um sich her, bis man sich selbst hinzulegte. Damals lebte noch der Gott mit den Mohnhäuptern und der gesenkten Fackel, der ernste Bruder des lächelnden Schlafs, nicht das Gerippe mit der Sense und dem segesfeuerfarbigen Hintergrund. Aber freilich kam es damals auf ein paar Eichen nicht an, an deren Holzvorrat wir uns einen langen Winter dürftig erwärmen müssen. Die zweite prachtvollere Exkursion ist die Ersteigung der Peterskuppel. Bei dem Grabe der Stuarts trittst Du in einen Gang, der durch die gewaltige Mauermaße der Seitenwand Dich in eine Art Wendelstiege führt. Sie erhebt sich als sanft geneigte Ebene, und auf langem, aber mühelosem Steige gelangst Du ins freie und auf ein felsplateau, ungefähr von der Höhe des Monte Mario. Rechts erblickst Du das Wohnhaus eines Bergbewohners oder Wärters, neben welchem ein armdicker Quell hervorräuscht und einen antiken Sarkophag füllt. Hinter Dir erheben sich wunderliche Felskegel, die, von der

andern Seite betrachtet, wie Riesenstatuen der Apostel aussehen mögen, am andern Ende der Ebene aber, oder des mit Travertinplatten belegten Kirchendachs erhebt sich eine Rotunde, so groß wie das Pantheon, nur viel höher. Nachdem Du durch eine Thür hineingetreten, erblickst Du einen furchtbaren Abgrund vor Dir. Tief unter Dir glänzt das vergoldete Kreuz auf der Spitze des Bronzebaldachins, welcher doch höher ist als das Berliner Schloß. Unten wimmelt es von kleinen Zwergen, und ein entfernter Gesang dringt als Widerhall zu Dir empor. Ganz in der tiefsten Kluft kniet ein weißer Greis mit gefalteten Händen vor der mit Lampen umgebenen Konfession, welche die Gebeine des streitbarsten Apostels umschließen. Unwillkürlich tritt man an die Mauerseite des etwa fünf Fuß breiten Umgangs zurück, unter welchem man gar keine Unterstützung mehr sieht. Nimm eine dieser gewaltigen Quadern heraus, und die übrigen stürzen auf den Marmorboden der Kirche hinunter. Doch ich will Dich nicht schwindelig machen, denn wir müssen noch auf den zweiten ähnlichen Umgang am oberen Ende der Trommel, da wo die Halbkugel der Kuppel erst anfängt. Hier ist es besser auf- als abwärts schauen. Die ganze enorme Wölbung ist mit Milliarden von Mosaiksteinchen bekleidet, unten die Heiligen und Märtyrer, dann die Apostel, Christus in der Mitte, dann Engel und Cherubim, endlich im Scheitel, vom strahlenden Licht der Laterne umgeben, Gottvater, hinabschauend aus der Höhe, aber etwas undeutlich und nicht ohne Anstrengung zu erblicken. Alle diese Bilder, die von unten ganz gewöhnlich aussehen, sind kolossal, und so ein Engelchen, welches ein Blumengewinde trägt, dürfte dreißt auf den rechten Flügel der Leibkompagnie des 1. Garderegiments treten. Über 300 Stufen führen zwischen den Wänden der doppelten Kuppel auf die Galerie am Fuß der Laterne, noch 70 mehr, und Du stehst über derselben, gerade über dem Hauptaltar. Man könnte den Michaeliskirchturm unter Dich stellen, Du merktest es nicht mehr, denn es geschähe unter Deinen Füßen. Noch eine Metallleiter von einigen dreißig Sprossen, und man befindet sich in der Kugel. Wenn diese achtzehn Menschen aufnimmt, so werden sie doch nichts weniger als komfortabel situiert sein, und gern begibt man sich wieder auf die Galerie ins Freie, wo man die prachtvollste Ansicht hat. Da liegt wie eine Relieffart: ausgebreitet Rom mit all seinen Kirchen, Palästen, Mauern und Thürmen, man folgt mit Augen der Windung der Tiber von fern her, durch die Milvische Brücke, an der Engelsburg vorbei und bis zum flimmernden Streifen, welcher das Mittelländische Meer ist. Eine weite grüne Ebene erstreckt sich bis zu den schroffsten Kalkwänden des Sabiner Gebirges, aus dessen Schluchten der Anio hervorbricht, der von den glänzenden Mauern von Tivoli sich abzeichnet. In sanften Formen erheben sich die Vulkane des Albanergebirges, und hell treten die Villen von Tusculum und Albano, auch der alte Algidus hervor. In langen Linien durchschneiden die Gräberreihen die Ebene, die Richtung der alten Straßen bezeichnend, und meilenweit verfolgt man die riesigen Bogen der Wasserleitungen bis zum Gebirge.

Friedrich Pecht.

Aus: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers von Fr. Pecht. 2 Bde. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1853.

P., geboren am 2. Oktober 1814 in Konstanz, bezog 1833 die Münchener Akademie und wurde 1839 Schüler von Delaroche. In den Jahren 1851 und 1852 verweilte er in Italien, und zwar in Rom vom Februar bis Ende Juni 1852. Später wandte er sich vorwiegend der Kunstkritik zu. Er starb in München am 24. April 1903.

I pag. 288.

Rom, den 24. April 1852.

Besuch bei Overbeck.

Unter den vielen deutschen Künstlern, die sich hier angesiedelt haben, ist er*) der berühmteste, und es wird Dich gewiß interessieren, wenn ich Dir den Mann zu schildern versuche, der einen solchen Einfluß auf die Wiedergeburt der deutschen Kunst ausgeübt und dieselbe mit einer so großen Anzahl vortrefflichster Werke bereichert hat.

Er hat alle Sonntage von 12—2 Uhr für die Besuche der zahlreichen Fremden aller Nationen bestimmt, die teils sein großer Ruf, teils der Genuß, den seine Werke jedem reinen und empfänglichen Gemüt bereiten müssen, herlockt. So fanden wir denn auch jetzt, als wir zu dem in einem der engsten und abgelegensten Stadtteile Roms gelegenen Palaste Cenci, wo er wohnt, hinkamen, schon eine Menge Equipagen vor der Türe stehen, und als wir in die Zimmer traten, wo er seine gerade in der Arbeit befindlichen Werke ausstellt, so war alles mit Besuchern angefüllt. Junge deutsche Künstler standen neben alten französischen Generalen, schwerfällige Russen lorgnettierten blonde großfüßige englische Ladies, und da beide Teile durchaus nicht zu wissen schienen, was sie aus den ausgestellten Umrißen machen sollten, so war das gewiß die zweckmäßigste Diversion; die elegante Welt versteht und sucht, kennt und will ja in allen fünf Weltteilen immer nur sich selbst, und alles andere dient ihr nur zum Spektakel, zum Amüsement; was sich nicht als Spielzeug gebrauchen läßt, damit weiß sie nichts anzufangen. In Rom, wo diese blasierte Menge von Müßiggängern aller Nationen fortwährend massenhaft zusammenströmt, macht sich die modische

*) Overbeck.

Suffisance und Frivolität, den Denkmälern der riesigen Römerwelt oder den größten Kunstwerken der Neuzeit gegenüber, nun doppelt passend; ich habe erst darüber gelacht, mit welcher Nonchalance so ein Dämchen aus Rußland oder Polen oder ein transatlantischer Dandy, dessen ganze Kultur in seinen feinem Hemden und gelben Handschuhen staß, den Michel Angelo zum Frühstück verspeisten, ein wenig Raffael darauf setzten, dann ohne alle Beschwerde Laokoon, Apoll und Antinous genossen, und nach Tisch zum Dessert noch das Kolosseum verschluckten, und das alles so ruhig, heiter, gleichgültig, unbefangen und unbeschwert, so ohne alle Indigestion, daß man seine Freude an dem Straußenmagen hatte.

Endlich konnten wir uns zum Meister durchdrängen und eine hohe, hagere, vorgebeugte Gestalt trat uns in ruhiger, sanft beobachtender und zugleich mit jener stolz demütigen Haltung entgegen, die die Frommen fast überall auf den ersten Blick erkennen läßt. Ein feiner Kopf, hohe schmale Stirn, bei der das Organ des vergleichenden Scharfsinns so ungewöhnlich ausgeprägt ist, wie es nur bei Goethe zu finden, großes leuchtendes Auge, Adlernase und feine, magere, zusammengepreßte Lippen, die äußerste Blässe des nervösen Gesichts, das die Spuren geistiger Anstrengung und körperlicher Leiden in gleich hohem Grade ahnen läßt: die Erscheinung macht bei der schlaffen franken Haltung ganz den Eindruck, als ob dieses Wesen nur noch vom Geist und Willen, die es durchglühen, aufrecht gehalten würde. — Soweit ein Mensch sich von irdischer Schwere, vom Einfluß der sinnlichen Triebe loslösen kann, soweit hat es Overbeck gewiß gebracht, alle sinnliche Lust konzentriert sich bei ihm im herrlichen Auge, das der Naturschönheit unerschöpflichen Quell begeistert trinkt, um ihn künstlerisch verklärt und veredelt in seinen Werken wiederzugeben.

Man begreift, daß unsere Unterhaltung in der schon beschriebenen Umgebung anfangs nicht sehr ausgiebig sein konnte, doch verlief sich nachher die große Welt bald und nun fand sich Gelegenheit, ihn mehr zu genießen. — Er ist gehalten und liebenswürdig im Umgang, wie sein Äußeres, voll geistreicher Tiefe und Überlegenheit; bewunderungswürdig ist die Feinheit, mit der er die alten Meister beobachtet und studiert, die leitenden Ideen und den Zusammenhang in ihren Arbeiten aufgefunden hat, wie man denn bei allem, was er sagt, gleich den Griff des Löwen erkennt. Wenn er sich sanft und wohlwollend gibt, so wäre es doch sehr unrichtig, ihn für schlaff zu halten, im Gegenteil steht ihm die schneidendste ironische Schärfe zu Gebot, wenn es gilt, das nichtige Gehaltlose abzuweisen oder zu charakterisieren, und es ist schwerlich ungerecht, wenn man sich dieser Taubensanfttheit auch die Schlangenflugheit zugesellt denkt, so anerkannt edel und unantastbar auch sein Charakter ist. Seine ersten bestimmenden Jugendeindrücke erhielt er durch die Erzeugnisse der damals eben erblühenden romantischen Literatur; so sagte er mir z. B., daß Sternbalds Wanderungen damals den mächtigsten Eindruck auf ihn gemacht hätten; seit jener Zeit blieb er sich unwandelbar gleich in seiner künstlerischen Richtung, für die er

unstreitig auch die Bahn brach, denn da er als sehr junger Mann im Jahre 1810 nach Rom kam, so existierte dort die streng religiöse Malerei, das sogenannte Nazarenertum, wie man es später getauft hat, das er vertritt und schon fertig mitbrachte, so gut als gar nicht, und er muß billig als der Schöpfer desselben dort und in Deutschland betrachtet werden, da durch die vorhergegangenen Regeneratoren der deutschen Kunst, Carstens, Wächter, Schick u. s. w. vorzugsweise eine antikisierende Tendenz befördert worden war und der mit ihm allerdings gleichzeitige Cornelius doch schon eine viel umfassendere Richtung zeigte.

Seine ausgestellten Zeichnungen, alle religiösen Inhalts, waren von wunderbarer Schönheit, man kann keine Konturen sehen, die anregender auf den Geist wirkten, ihn mehr reizten, sich das Gebotene zu ergänzen, während die ausgeführten Gegenstände in der zu glatten Modellierung vielleicht eher zu wünschen übrig ließen und die Seite des Kolorits ohnehin nicht in dem Grade ausgebildet war, als Komposition und Zeichnung. Daß ein so entschieden ausgesprochenes Naturell ausschließlich sein muß, versteht sich eigentlich von selbst, und so glaubt nun auch Overbeck jetzt, daß nur der christliche Geist als Inhalt die Kunst auf ihrer Höhe zu erhalten vermöge, während wir andern meinen, daß das Überwiegen des geistigen Teils, der edeln und feinen Auffassung, gleichviel welchen Stoff sie auch behandle, allein schon genüge.

Mois Glir.

Aus: Briefe aus Rom von Dr. M. Glir. Herausgeg. von Ludwig Rapp. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1864

f. wurde geboren zu Landeck im Oberinntal am 7. Oktober 1805. 1819/20 studierte er am Gymnasium zu Meran, 1823 und 1824 am Gymnasium zu Brigen, 1825 und 1826 an der Universität zu Innsbruck, 1827—1829 an der medizinischen Fakultät zu Wien. Später wendete er sich der Theologie zu, absolvierte den ersten theologischen Kurs zu Wien, die übrigen 1831—1833 an der theologischen Lehranstalt zu Brigen. Im August 1834 wurde ihm an der Universität zu Innsbruck die Lehrkanzel der klassischen Literatur und Ästhetik. Im Jahre 1848 war er Deputierter des oberinntaler Wahlbezirkes in Frankfurt. Am 17. Januar 1853 wurde er nach Wien berufen, um den Studienplan für die österreichischen Universitäten auszuarbeiten. Am 9. Juli 1853 wurde er zum Rektor an der deutschen Kirche all'Anima zu Rom ernannt. Im September 1853 reiste er dorthin. Der Papst ernannte ihn im Juli 1858 zum päpstlichen Hausprälaten, vom Kaiser von Oesterreich wurde er zum Auditor der Rota ernannt. Er starb in Rom am 7. März 1859 und liegt in der Kirche all'Anima begraben.

pag. 7.

Rom, den 3. November 1853.

Märtyrer-Beatifikation. Italienische Nachlässigkeit.

Neulich war ich bei der Beatifikation des Andreas Bobdla. Ein Bischof zelebrierte, sechs Kardinäle und mehrere Bischöfe assistierten. Das zuschauende Publikum, *cujus pars parva fui*, wurde nur gegen Vorweis der Einlaßkarte in das Presbyterium aufgenommen und planmäßig verteilt. Alles war Ordnung und Anstand und Erbauung. Einen solchen Gottesdienst sah ich noch nie. Vor der Messe wurde das *Te Deum* angestimmt; da schwand die Hülle vom Bilde und zum erstenmal wurde der hl. Märtyrer angerufen. Das kolossale Bild stand in der Mitte des Hochaltars. Der hl. Vater kam erst nachmittags. Meine Audienz bei Pio am 22. Oktober wird Euch wohl bereits bekannt sein aus meinem Briefe an Gasser, dem ich in einer Angelegenheit ohnedies schreiben mußte. — Pio IX. ist weit frischer und kräftiger, als ich gemeint hatte: er hat etwas Rasches und Lebhaftes, aber die Güte und Liebe ist der Grundton. In seinen frühern Wirkungskreisen soll er sehr praktisch und rührig gewesen sein. Aber im Staate Ordnung machen — das will hier mehr sagen, als in Deutschland. Die Italiener haben einen unvergleichlichen Hang zur Unordnung. Von

Genauigkeit haben sie nur zu oft keine Ahnung, außer in Geldsachen und Komplimenten. Z. B. eine strikte Mefordnung einzuhalten — ist fast unmöglich. Der Prete verschläft, er geht noch zur Beichte, er diskurriert und kommt um eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde zu spät. „Das tut nichts,“ sagt der Engländer. Die Volksbildung liegt ganz darnieder. In einer Pfarrei in Roms nächster Nähe war, wie mir ein Augenzeuge erzählt, die Preisverteilung für Schulkinder. Der Kardinal, der gleichsam Unterrichtsminister ist, erschien. Ein Priester hielt eine Festrede. Thema: Ursachen, warum diese Schule heuer nicht nach Wunsch gedieh. Erstlich war der Lehrer fünf Monate abwesend; die Kinder erschienen nicht, als der Lehrer da war u. s. w. Das Lesen und Schreiben ist beim Volke eine Seltenheit. Ein Sakristeidienstler bei uns, ein junger Mensch von 18 Jahren, der durch Wohlthäter zu besserer Bildung gefördert worden, fragte neulich ganz naiv: ob die Madonna oder Adam älter sei?

pag. 14.

Rom, den 15. September 1854.

Italienische und deutsche kirchliche Wissenschaft.

— — Ihr wähnt, an mir sehe sich eine italienische Metamorphose an; aber ich versichere Euch, daß ich die deutsche Wissenschaft hier erst wahrhaft schätzen lernte. Die hiesige Literatur ist wenigstens um ein Jahrhundert zurück. Von dem Silberblicke der ideellen Weltanschauung sah ich hier noch nirgends eine Spur, weder an einem Gelehrten, noch an einem (neuen) Buche. Ich spreche von Italienern. Auszeichnung bemerke ich nur in einer kasuistischen Gewandtheit der Moral und des Jus canonicum, wogegen allerdings die deutschen Ideologen die Segel einziehen müssen; auch in Dogmatik, Kirchengeschichte und Bibelstudium findet sich ein großer Vorrat von Kenntnissen, aber kaum das, was man in Deutschland Wissenschaft nennt. Dabei haben die Italiener einen immensen Hochmut; sie halten sich für die Wissenden ohne Irrtum. Ich habe bereits da und dort meine Gegenansicht merken lassen: man blickte mich mit großen Augen an; ich werde vermutlich Gelegenheit finden, über dieses Thema offiziell zu verhandeln. Denn der Kardinal B., der Chef der Sacra Visita über die Anima, äußerte, man müsse darauf antragen, Jünglinge aus Deutschland hieher zu berufen, welche sich hier bilden können im echten Geiste... Wie ich mit meiner Antwort ankommen werde, läßt sich vorher ahnen; aber ich trage keine Rücksicht: ich werde deutsch reden, wenn's auch ein welsches Radbrechen ist... Ihr wendet ein: „Aber wie kannst Du denn dem Freunde A. raten, das Manuskript seines Werkes hieher in die Zensur zu geben?“ Deshalb, weil hier die Richter sind, und weil man in der Tat nirgends jenen richterlichen Takt hat, wie hier, darüber zu urteilen und zu entscheiden, was mit dem positiven Glauben harmoniert oder kollidiert. Ich

beobachtete hier Distinktionen und Genauigkeiten, die mir in Deutschland sich nie darstellten. Wenn auch ein Deutscher kirchlich philosophieren will, er läuft die größte Gefahr, daß ihm dies in manchen Punkten mißlingt. N. will mit der Kirche im Einklange sein und bleiben. Er will sein Denken dem Positiven konform erhalten. Um diese Konformität zu erreichen, ist nach dem eigenen Studium die Anfrage um die kompetenteste Begutachtung das sicherste Mittel. Bei den Unkirchlichen wird eine kirchliche Philosophie nie ihr Glück machen; bei den Kirchlichen aber würde eine förmliche Approbation des Buches diesem eine ungeheure Auktorität verleihen. Wir sehen dies an Alliolis Übersetzung. Man sagte, dem Jus canonicum des Phillips stehe eine ähnliche Auszeichnung bevor, bei diesem allerdings post editionem; aber die Philosophie ist gefährlicher. Andere, namentlich Unkirchliche, können dazu lachen, wenn ein Auktor in den Index kommt; es gibt viele, die darin erst die Probe des Wertes finden; aber ich sah in Wien Günthers Gram, und er sagte mir selbst: „Wer kann unter solchen Umständen einer frohen Stimmung sich freuen?“ ... Fürst H. ist krank. Er ist hier mein Protektor. Mit ihm verlöre ich viel! Deutschland hat hier sonst gar keine Stütze; es ist ganz entfremdet. Deutschland zog sich selbst zurück. Es muß sich wieder annähern und sich geltend machen. Die Franzosen gründen allerlei Anstalten: sie sind eine geistige Macht; ebenso die Engländer. Nur vom Deutschen keine Regung, als jetzt unsere Anima.

pag. 27.

Rom, den 15. Januar 1855.

Bildhauer Wagner.

Neulich machte ich erst Bekanntschaft mit dem rühmlichst bekannten alten Wagner. Er wohnt in der Villa Malta, welche bekanntlich dem Könige Ludwig gehört. Wir gingen nur in das Studium, welches aus zwei großen und zwei kleinen Hallen besteht, in öder Einsamkeit auf einem Hügel des Monte Pincio, hinter einem Hause, durch welches eine ekle Treppe hinaufführt. Flaß hatte mich einigemal aufmerksam gemacht, Wagner sei ein derber, abstoßender Mann; ich sollte mich daher an ihm nicht stoßen. Leider war Wagner abwesend; nur ein Lehrling befand sich in den weiten Räumen. Diese sind aber rings mit Modellen behangen. Der Abguß eines krepiereten Hundes hätte mir fast den Brechreiz geweckt, für den bei mir von Kindheit auf der Eindruck des Auges genügt. Besonders interessierte mich die endlose Reihe der Friestafeln mit Reliefs der altdeutschen Geschichte für die Walkhalla. Die Kompositionen sind ein seltsames Gemisch antiker Studien und eines derben Naturalismus. Endlich erschien Wagner: von etwas mehr als mittlerer Statur, ein rundes, bayerisches Biergesicht mit einem derben Munde, mit eingefletschter Nase, großen, vorspringenden Augen unter der hochgewölbten Stirne. Er steht

tief in den sechziger Jahren dem Aussehen nach; aber da er sich 50 Jahre lang als Künstler in Rom aufhält, so zählt er sicher bei achtzig. Er nahm uns freundlicher auf, als ich erwartet hatte. Ich sagte ihm einige Komplimente über den Fries. Er sagte: „Ich bin eigentlich Maler gewesen, aber Ludwig hat mir die Skulptur aufkommandiert. Zehn Jahre habe ich an der Geschichte Arbeit gehabt.“ Ich dankte ihm für seine treffliche Abhandlung über die Niobidengruppe. „Mein Aufsatz über die Kolosse des Monte Cavallo ist besser.“ „Ich konnte diese Schrift noch nicht zu Gesicht bekommen, doch kenne ich Ihre trefflichen Ansichten über diesen Gegenstand!“ u. s. w. Derbe Brocken warf er hin; ich entgegnete sogleich mit demselben Stoffe. Da sah er mich heiter an und sagte: „Wir zwei würden gut zusammen taugen. Wo wohnen Sie? Ich will Sie besuchen!“ Diese Freude wird mir schwerlich zuteil; denn Wagner leidet an Kniegicht. Der alte Platner, der alte Rhoden, der alte Wagner, der alte Cornelius — das sind meine Lieblinge; das sind Männer voll deutscher Kraft. Overbeck ist mir zu weich und zu sentimental.

pag. 40.

Rom, den 18. Februar 1856.

Roms Einfluß auf den Glauben.

Was nun meine kirchliche Haltung anbelangt, so ist der Charakter meiner Denkungsart ein durchaus historischer geworden. Die zahllosen Monumente in Rom, besonders die Katakomben mit ihren Bildern und Inschriften, machten mir die Vergangenheit zur Gegenwart, und die heilige Schrift kommt mir vor wie ein Dokument aus neuester Zeit. So ergeht es hier wohl gar vielen. Die Anglikaner beriefen sich für die gegenwärtige Fastenzeit aus England einen Prediger. Am Achtermittwoch füllte sich der Betsaal vor der Porta del Popolo mit Herren und Damen. Der Prediger tritt vor, steht aber stumm vor der Versammlung mit sichtbarer Verlegenheit. Endlich kommt er zum Worte. Mit zitternder Stimme beginnt er: Er wisse nicht, was tun, er befinde sich in keiner gewöhnlichen Verlegenheit; seit seiner Ankunft in Rom habe er sich fleißig umgesehen in Bibliotheken und Katakomben, bei den kirchlichen Funktionen und in Dingen der kirchlichen Regierung; dadurch sei ihm nun seine konfessionelle Ansicht zerbröckelt und zerfallen, eine neue Überzeugung dränge sich ihm unaufhaltsam auf. Wenn die Versammlung es gestatte, daß er den Hergang erzähle und daß er dann fortfahre, freimütig nach seiner Überzeugung zu sprechen, so wolle er es tun — sonst aber müsse er schweigen und abtreten. „Sprechen Sie! Sprechen Sie nach Ihrer Überzeugung!“ rief die Versammlung. Und nun hält ein Anglikaner vor Anglikanern katholische Predigten. — Der gelehrte Piper von Berlin konnte in den Katakomben seine Verblüfftheit nicht verbergen. Als der junge Archäo-

loge Rossi eine Inschrift las, fuhr er auf und wollte das Gehörte nicht glauben. Er legte sich auf den Boden, las im Scheine des Lichtleins, das er in der Hand hielt, die Inschrift des Grabsteines selbst nach und verstimte. Die Katafomben bezeugen, daß Petrus und Paulus dort hinterlegt waren; sie bezeugen, daß die Legenden und Kirchenberichte über die Päpste und Martyrer der ersten Jahrhunderte vollkommen richtig sind; daß im zweiten Jahrhundert schon das Mesopfer im wesentlichen verrichtet wurde wie jetzt; daß die geistlichen Ämter schon bestanden wie jetzt; daß die Heiligen damals schon angerufen wurden u. dgl. Kurz, die geschichtliche Wahrheit der katholischen Kirche als der ursprünglichen, apostolischen, erweist sich hier bis zur Evidenz. Die historische Überzeugung genügt mir für mein praktisches Leben gerade so, wie die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung: ich habe Gewißheit. Ich bin zwar auch im Heimatlande gläubiger gewesen, als den Berichten Sch. zufolge mir manche Wohlwollende nachreden, aber ich suchte früher dem Glauben des Gemütes durch Philosophie nachzuhelfen, und ich gestehe, daß ich nach langen Bemühungen zur Einsicht gekommen bin, daß ich wenigstens entweder auf ein streng durchgeführtes philosophisches System, welches keine Zugbrücken und Strickleitern einschmuggelt, Verzicht leisten müsse, oder — auf den Glauben. Die historische Ausbildung der Glaubensüberzeugung war bei mir in zweiter Linie stehen geblieben: hier in Rom ist sie nun auf die Spitze meines Strebens vorgetreten. Soviel ich an der geschichtlichen Wirklichkeit mir denkend aufklären kann, will ich mich gewiß rastlos bestreben; daß aber die Philosophie bei mir zum Adjektiv geworden ist, kann und will ich nicht in Abrede stellen. Rücksichtlich der Toleranz bin ich so gestellt, daß ich die katholische Glaubenslehre nach der kirchlichen Auktorität und Geschichte bemesse, nicht nach einzelnen Gelehrten, die da und dort auftauchen; an solchen Büchern, welche über Religion sprechen, unterscheide ich mit Rücksichtslosigkeit das Kirchliche und Unkirchliche, und den modernisierten Katholizismus halte ich für einen alterierten. Dagegen ehre ich, wie früher, das gewissenhafte Streben nach Wahrheit auch im Irrenden, und ich halte die Meinung fest, daß ein solches Streben durch die Kollision der Gedanken und Forschungen die herrlichsten Wahrheitsblitze hervortreibt, bis es sich in das Licht der Wahrheit endlich auflöst. Doch derlei Dinge brauche ich nicht zu schreiben: Du denkst Dir dies und ähnliches wohl ohnedies von mir.

pag. 44.

Rom, den 15. April 1856.

Audienz des Zar Nikolaus bei Gregor XVI.

(13. Dezember 1845.)

Kardinal Reisach erzählte neulich die Art und Weise, wie Gregor XVI. am 13. Dezember 1845 den Kaiser Nikolaus empfing und behandelte. Lambruschini selbst hat ihm einst den Hergang geschildert. Eben dieser

Kardinal und noch ein zweiter hatten den Auftrag, den Monarchen zu begrüßen und einzuführen. Nikolaus nahm die ganze Wucht des äußern Ansehens zusammen, um im Vatikan alles zu erdrücken. Er würdigte die Kardinäle keines Wortes, kaum eines Blickes. In dem Augenblick, wo er in den Audienzsaal eintrat, öffneten sich die Türflügel, und Gregor trat ohne alle Steifheit und Zeremonie, heiter und traulich wie zu einem guten Bekannten auf Nikolaus heran und umarmte ihn mit den Worten: „Ben venuto, Maestà! Mi è un gran piacere di vederla. Come si faceva il viaggio? Come sta di salute?“ — Diese Unbefangenheit überraschte den Zaren, und er fühlte sich gezwungen, seine starre Grandezza fallen zu lassen. Sie diskurrierten nun freundlich. Gregor lenkte das Gespräch auf die religiösen Zustände, und endlich auf die Behandlung, d. h. Verfolgung der Katholiken in Rußland. Nikolaus leugnete alles rundum ab. Da fuhr Gregor in den Busen und zog einige Papiere unter der weißen Sottana hervor und entfaltete sie vor den Augen des Kaisers. Da erschrak der Zar und verlor die Fassung. Es waren seine Ukase: der Papst hatte sie über Odessa bekommen. Nikolaus stammelte wohl noch einige Ausflüchte und versprach genaue Untersuchung. Gregor appellierte an das Gericht Gottes: „Ich werde bald vor demselben erscheinen — (er starb am 1. Juni 1846) —, Ew. Majestät werden folgen, Gott wird über uns das Urtheil fällen.“ — Beim Abschiede küßte der Zar dem Papste die Hand. Beide Kardinäle waren während dieser Szene zugegen. Am Kaiserhofe in Wien wurde der Zar befragt: „Wie haben Ew. Majestät den hl. Vater gefunden?“ — „Gerade so, wie ich mir einen Papst dachte!“

pag. 98.

Rom, den 4. August 1857.

Armut der Landgeistlichen und des Landvolkes. Cornelius.

Die kirchlichen Einrichtungen sind hier belassen worden, wie sie sich im Mittelalter ausgebildet haben; nicht einmal die Besoldungen wurden zeitgemäß aufgebeßert. Wir lasen zu Albano in der uralten Kirche S. Pietro die Messe. Sie war einst Kathedrale; nun hat sie bloß einen Kaplan. Dieser ist zugleich Benefiziat im Dom. Was ist seine Besoldung im Jahre für beide Stellen? — 75 Scudi! — Er war mehrere Wochen schwer krank: die Kongregation, welche das Regiment führt, stellte einen Supplenten, ließ aber dem Kaplan nur täglich drei Bajocchi! — Der Klerus ist daher größtentheils mißvergnügt, und hat an der Seelsorge keine Freude und deshalb auch dafür wenig Eifer. Kirchliche Reformen sind dringend notwendig; weniger Priester und diese gut gestellt; dann läßt sich auch etwas fordern. In Frascati sind, wie es urkundlich erwiesen ist, vor nicht gar langer Zeit zwei Canonici Hungers gestorben, und die jetzigen müssen sich, wenn sie nicht Vermögen besitzen, mit Salat, Früchten und Brot nähren. Der niederste Gehalt (für das Jahr!) ist 36 Scudi, der höchste 72.

Doch nun wieder zur Sommerfrische in Albano zurück. Auch ich war dort unwohl: ich litt an Rheumatismen, Kopfweh, Zahnweh und zuletzt Augenschwäche. Ich sah fast nichts, wie im Dunkeln Dämmer, oder ich sah die Objekte doppelt. Der Rheumatismus im Kopfe, der Reflex der Hitze, dazu das anhaltende Lesen waren Ursache. Nun geht's wieder besser. In Albano hält sich gegenwärtig Cornelius auf, in Aricia, nur eine Viertelstunde entfernt, Overbeck. Wir kamen mit beiden großen Männern öfter zusammen. Neulich besuchten wir den Cornelius. Die Frau bot uns Erfrischungen, mir Wein, dem Messmer einen Kühlungstrank. „He, Freund, eine solche Pflege würde Dir behagen?“ sagte ich. Messmer antwortete: „Ach, wenn ich nur wenigstens einen bequemen Lehnsessel im Zimmer hätte, dann wäre ich schon zufrieden.“ Wir gingen dann noch spazieren und speisten auf der Post zu Abend. Als wir nach Hause kamen, fand Messmer den behaglichen Ruhesessel vor: Cornelius hatte ihn gesendet. Ist das nicht lieb? — Das Volk von Albano ist blutarm, aber freuzlustig. Nach Mitternacht gehen sie in großen Scharen in die Campagna hinab, Korn zu schneiden; da sangen und tanzten sie zu Tambourin und Mandoline auf der Piazza vor meinem Fenster: ich stand auf und sah ihnen zu. Und diese fröhlichen Leute arbeiten in der Glut des Sole leone, sie haben zur Nahrung nichts als rauhes Brot, und zum Tranke nichts als laues Wasser, und zwei bis drei Paoli sind der Tagelohn. Die Nobili und Principi dagegen bereichern sich und leben in Lurus auf Reisen und in fernen Städten. Womit wird dieser Kontrast enden? Gewiß mit einer gewaltsamen Katastrophe. Im Städtchen scheint so ziemlich die großstädtische Verdorbenheit eingedrungen zu sein... Der Cameriere unseres Gasthofes, ein gutmütiger Jüngling, lobte den Wein von Genzano (dreiviertel Stunden entfernt) und sagte, daß er sich dort jährlich ein- oder zweimal einen Rausch antrinke. Ich bemerkte, ob er denn nicht wisse, daß die Berauschung eine Sünde sei? Er antwortete ganz unbefangen: etwas Übles sei der Rausch allerdings wegen dessen, was dabei sich zugeselle, aber an und für sich sei er keine Sünde. Über die Hölle lachte er und sagte: sein Onkel, ein Geistlicher, habe ihn oft wie mit einem Kobold damit erschreckt. Und doch ist dieser Jüngling auffallend sittsam und sogar etwas religiös. Aber er hat keinen Unterricht. Er erzählte uns, daß Frati um ein Almosen Lottonummern mit unheimlichen Sprüchen angeben, und daß diese Nummern meistens Treffer seien. Er sagte uns einen solchen Spruch her, der seinem Vetter, einem Wirte in Terracina, von einem Pater vorgeprochen worden sei: dieser Spruch lautet so obscön, daß ich ihn nicht niederzuschreiben vermag. Der Vetter habe dann wirklich einen Terno gemacht. Er äußerte sich übrigens über den Klerus ohne alle Hochachtung...; es gibt aber unter den Geistlichen auch solche, die den Heiligen gleich sind: arm und ohne allen Erdentrost, leben sie bloß dem Himmel und dem Heile des Nächsten. —

Anselm Feuerbach.

Aus: Ein Vermächtnis, von Anselm Feuerbach. 2. Aufl. Wien, C. Gerold's Sohn, 1885.

f. wurde am 12. September 1829 zu Speyer geboren. Er besuchte anfangs die Düsseldorfer Akademie als Schüler Schadows, wurde 1848 in München von Genelli beeinflusst, 1851 in Paris von Couture. 1854 begab er sich von Karlsruhe aus mit einem Stipendium der badischen Regierung nach Venedig und lebte dann 18 Jahre in Rom, in seinem Schaffen unterstützt durch die Liberalität des Grafen Schack. 1873 folgte er einem Rufe als Professor der Historienmalerei an die Wiener Akademie, suchte aber auch von dort mehrfach Rom (1875) und Venedig auf. Hier ist er am 4. Januar 1880 gestorben.

pag. 79.

ca. 1872.

Rom, dieser gottbegnadeten Insel des stillen Denkens und Schaffens, habe ich soviel zu danken. Es ist mir in Wahrheit eine zweite Heimat geworden; und immer, wenn mein künstlerisches Denkvermögen in Deutschland brach gelegt wurde, durfte ich nur die italienische Grenze überschreiten, und eine Welt von Bildern stieg in mir auf.

Bei einfacher Lebensweise erinnere ich mich während eines Zeitraumes von beinahe siebenzehn Jahren kaum eines körperlichen Unwohlseins.

Die Luft, in der ich atmete, half mir die Schwierigkeiten leichter tragen, welche jeder Fremde, der mittellose in zehnfachem Grade, zu überwinden hat.

Mein reizbares Wesen wick eine angeregten Ruhe, die mich fortan auch in Gefahren nicht verließ.

Ich fing an, das Alleinsein zu lieben, das ich früher so schwer ertragen hatte. Meinen Bekannten, die sich über diesen Gang beunruhigten, führte ich zu Gemüte, daß ich mich nie langweile, außer in langweiliger oder schlechter Gesellschaft.

pag. 80.

1856?

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Deutsche in Rom sich aller Romantik entkleiden muß. Rom weist einem jeden diejenige Stelle an, für die er berufen ist. Eine heiße und klare Sonne beleuchtet diese Trümmer im schärfsten Detail, so daß unser so leicht phantastisch erregtes Gemüt oft sehr derb an die Wahrheit anrennt und sich nicht selten daran stößt, wie sie denn fast immer eine bittere Arznei ist.

Das, was wir Poesie nennen, können wir nicht brauchen, es kommen Zeiten der Ratlosigkeit und Niedergeschlagenheit; doch nach und nach wachsen die empfangenen Eindrücke in der Seele und füllen sie aus; dieselbe Sonne beginnt unser Inneres zu beleuchten und zu erwärmen. Ich habe dies an mir selbst erlebt. Mit unverdorbenem Herzen, unklar aber bildungsfähig, war ich nach Rom gekommen. Raffaels und der Antike Schönheit, auf deutschen Kathedern vorgetragen, in deutschen Kunstgeschichten niedergeschrieben, war auf mich nicht angewendet. Vielleicht gerade deshalb, weil meine Natur wahrhaftig war, mußte mir das verschlossen bleiben, wofür man jetzt schon in den Kinderschuhen schwärmt.

Um so kräftiger und unwiderstehlicher war das Erwachen des neuen Geistes in mir. Schon in Venedig verkündigte sich das Tagesgrauen, in Florenz brach die Morgenröthe herein, in Rom aber vollzog sich das Wunder, welches man eine vollkommene Seelenwandlung und Erleuchtung nennen kann — eine Offenbarung.

pag. 95.

Den 15. Januar 1857.

Ich bin in den Abendstunden in Dantes *vita nuova* vertieft. Ich sehe, daß die Herzen des dreizehnten Jahrhunderts ebenso ängstlich geklopft haben, wie die unsrigen, daß geistiges Schwanken und Schwärmen den jungen Dichter zu untergraben drohte und daß der Mann, welcher die göttliche Komödie schreiben konnte, viel Leiden an Leib und Seele erfahren mußte.

Es stehen mir zwei Bilder vor der Seele. „Das zweite Begegnen im neues Leben“ und „francesco von Rimini“ in der göttlichen Komödie.

Ich lebe in größter Einfachheit; meine Bedürfnisse sind geringer als gering. Ich bin wohl und fleißig; ich male kleine Bilder und Skizzen und gebe sie in eine Kunstausstellung, um sie zu verkaufen. Es ist darunter eine Skizze, die mir recht aus der Seele gewachsen ist, eine Amazonenschlacht bei untergehender Sonne, mit vielen Figuren, feurig und lebendig.

Ein Atelier habe ich noch nicht und kann es nicht halten; ich arbeite in meinem kleinen Zimmer. Wie es mir dabei zumute ist, kannst Du Dir denken. Ist es ein Traum, daß ich den Hafis, den Aretino, die Versuchung und die Tiziansche *Assunta* gemalt habe?

pag. 96.

Den 15. Mai 1857.

In Frascati gewesen. Schöner, glücklicher Tag! Dunkle Laubgänge, wandelnde verschleierte Frauen; auf der Fahrt das blitzende Meer, die weite, weiche, dämmernde Campagna! Schöne Gedanken ziehen wie Musik durch die Seele.

pag. 96.

Einige Tage später (Mai 1857).

Dante im Garten wandelnd, sprechend mit edlen schönen Frauen. Die jüngste Tochter Beatrice an seine Schulter gelehnt. Es wird wie ein Andante von Mozart sein. Ich stehe ahnungsvoll an dem Wendepunkt meines Lebens. Wird es kein Traum sein, daß jetzt meine Zeit kommt?

Die Skizze ist kürzlich entstanden. Den Kopf von Dante ganz erfüllt, sah ich wandelnde Frauen im Garten. Durch meine Seele geht ein sanfter Zug, Bild auf Bild. — Plötzlich tritt eines hervor, dann verschleiern sich die andern und weichen zurück.

pag. 98.

Ende des Jahres 1857.

Indem ich aufblicke, sehe ich den Kranz meiner Bilder um mich herstehen. Dies alles in fünf Monaten — und unter welchen Umständen! —

Links im Rahmen das beinahe vollendete Kinderständchen; sechs lebensgroße Putten, die ihre Instrumente stimmen, um ein schlafendes Kind zu erwecken; dann kommt das Bildnis eines Freundes, des Bildhauers Vegas, Violoncello spielend, dann eine Italienerin, fein ausgeführt, in schwarzem Schleier, dann der fertige Dante, mein Liebling und Schmerzenskind, das nach allerlei häßlichen Kämpfen wieder mein Eigen geworden ist. Näheres später. Des weiteren eine Landschaftsstudie, ein antiker Flötenbläser mit einer ruhenden Nymphe am Meere, ferner das Porträt eines lieben Freundes und Zimmernachbars, des Kupferstechers Julius Allgeyer, endlich abermals ein Porträt des schönsten Kindes in Rom, der kleinen Giacinta Neri in einer grünen Laube, mit Federhütchen, ganze Figur. Dies alles ist die Frucht meines schönen Ateliers und kommt im Februar zur Ausstellung.

Eins ist erobert, Rom. Du weißt das und fühlst es mit mir; das Eine aber ist alles. Bei dem Namen Rom hört alles Träumen auf und die Selbsterkenntnis fängt an. Die alte Zauberin weist jeglichem Menschen seinen Platz an. Mein hiesiger Aufenthalt ist eine Entwicklungsgeschichte und voll — voll Poesie.

pag. 102.

Dezember 1859.

Es geht mir gut. Ich fühle die neu errungene Beweglichkeit meiner Gestalten. Die beiden neuen Kinderbilder — zusammen zwanzig lebensgroße Putten — wachsen. Meine Zeichnungsstudien vom vorigen Winter sind ein Segen für mich. Gesund bin ich, ein bißchen reizbar, aber freudig und inwendig still bildend.

Das römische Kind, mußt Du wissen, ist der Keim zu allem menschlich Schönen in der Kunst. Es ist nicht nötig, weit danach zu gehen; man stolpert auf der Straße darüber bei jedem Schritt. Ich habe mir zwei

kleine Buben aufgelesen, die ich füttere und im Atelier herumtollen lasse. Was ich erhaschen kann, findet Ihr auf der Leinwand.

Ein recht talentvoller junger Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, bin ich doch wirklich. Als ich Riedel, der mich öfters besucht, neulich sagte, man wundere sich draußen, daß ich mir so viele Mühe gäbe, Kinder zu malen, schlug er sich vor die Stirne und sprach: „Mein Gott, was kann es denn Schöneres geben! Wenn sie nur still hielten.“

pag. 138.

Ferienreise 1875.

Gottlob, ich stehe nach häßlichen Kämpfen wieder auf meinem Boden, ein zweiter Antäus. Der erste hatte wenigstens einen Herkules, der ihn erwürgte; ich verblute mich an Nadelstichen, gegen die ich mich nicht wehren kann.

Ich bin, wie ein anderer, zerschlagener, jedoch berühmterer Wandersmann, schlafend, zwar nicht in Ithaka, aber in Rom angekommen. Es ist mir, als wäre ich nie fortgewesen und ich freue mich, durch die zwei Jahre in Wien nichts eingebüßt zu haben von dem, was mir als festes Eigentum in der Seele liegt.

Rom ist sehr bescheiden. Die Schönheit der Menschen ist mir als eine ganz neue aufgefallen. Sie ist, im Verein mit der plastischen Sprache und einer naiv harmlosen Art sich zu geben, rein erfreulich. Ich sehe meine alten Freunde und empfinde fortwährend eine innere Heiterkeit, wie es draußen nicht möglich ist.

In Wahrheit genügen stets nur wenige Tage, um mein ganzes Wesen zu verändern. Ich bin mir über vieles klar geworden, was mich bis jetzt dunkel bedrängte. Es ist wie ein stiller Friede über mich gekommen. Ich habe die Bitterkeit des letzten Jahres schon verschmerzt. Ohne Opfer geht es in meiner Kunst nicht ab, und ich bin bereit, Opfer zu bringen bis an das Ende, wenn ich sie nur rein erhalten kann.

pag. 139.

Rom, Ostersonntag 1875.

Es ist herrliches Frühlingswetter. Ich arbeite bei offenen Fenstern, durch welche Lorbeer, Platanen, Moen und immergrüne Eichen hereinschauen. Ich selbst bin um zehn Jahre jünger geworden. Ein so heiteres, stilles Glücksgefühl habe ich kaum je gekannt. Dem alten Riedel sind, als er mich sah, fast die Augen feucht geworden. Bei meinem englischen Freunde war ich zu Tische; der große Bernhardinerhund hat mich sogleich erkannt. Des Abends trinke ich ein Glas Wein in einer Osterie der fontana Trevi gegenüber. Wenn die Thür aufgeht, hört man das Wasser rauschen. Gott sei Dank, ich bin wieder Künstler!

Arnold Böcklin.

Mus.: Rudolf Schick, Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1866, 1868, 1869 über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Hugo von Tschudi, gesichtet von Cäsar Flaisschen. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1901.

B. wurde 1827 in Basel geboren. 1846 ging er nach Düsseldorf, wo er besonders bei A. W. Schirmer Anregung fand. 1847 ging er nach Brüssel, anfangs 1848 nach Paris, das er jedoch bald verließ, um nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Vaterstadt sich nach Italien zu wenden. Im März 1850 kam er in Rom an. 1853 heiratete er Angelina Pascucci. Er verkehrte dort namentlich mit Dreber, Feuerbach, Reinhold Vagas, Lenbach u. a. Später malte er in der Villa eines hannöverschen Kunstfreundes einen Speisesaal aus und hielt sich in München auf, von wo er 1858 einem Rufe an die neugegründete Kunstschule in Weimar folgte. 1861 war er wieder in Rom, wo er bis 2. September 1866 blieb. In diesem Jahre siedelte er nochmals in seine Vaterstadt über, wo er das Treppenhaus des Museums ausmalte. 1871 ging er wieder nach München und von dort nach Florenz, woselbst er (in San Domenico di Fiesole) seinen dauernden Wohnsitz nahm bis zu seinem Tode am 16. Januar 1901.

(Rudolf Schick, geb. 1841, reiste 1864 mit dem Staatspreise für Geschichtsmaler nach Rom. Am 1. Dezember 1865 machte er die Bekanntschaft Böcklins, mit dem er bis zu dessen Abreise von Rom nahe verkehrte. Vom 16. August 1868 bis zum 8. August 1869 lebte er mit ihm in Basel, wo er ihm bei den Museumsfresken half. Er starb am 26. Februar 1887 in Berlin.)

pag. 29.

Rom, 27. Mai 1866.

Sonntagspaziergang nach Tre Fontane.

Sonntag. Nachmittags mit Böcklin, Marées und Augusto vor Porta S. Paolo in Tre Fontane.

Alles war in herrlicher Entwicklung. Wir fuhren beim Vestatempel und am Aventin vorbei, auf dem der Fenchel sehr schön in üppigen gelbgrünen Doldenstengeln wuchs; auch wucherte rotviolettcs Löwenmaul an den Mauern. Der Omnibus hielt bei S. Paolo. Zu Fuß ging es dann bei Ponticelli vorbei, wo links schöne Situationen: Hügel mit leichten graziosen Bäumchen, steilen Abfällen, auch schönen Felsabstürzen; zuweilen verdichtete sich der Baumwuchs zu kleinen Hainen. An der Seite des Weges begleitete uns in dichter Reihe die hohe violette Distel, rechts auch weiße wilde Rosenbüsche (wie Jasmin). Unter vielen andern Pflanzen auch der hellblaue Borag und eine große Art Natterkopf.

Bis man nach Tre Fontane kommt, sieht man über verschiedene Campagnatäler nach den fernen Bergen hin. Kurz vor Tre Fontane kommt eine schöne Fernsicht, wo die fernen Berge ganz schmal eine hohe einförmige, etwas schiefe Weidefläche begleiten; vorn Bäume. Die drei Kirchen selbst liegen einsam zwischen öden Campagnahügeln in einer kleinen grünen, etwas schilfigen Fläche zwischen einigen Bäumen. Besonders schön war es, als die letzten Sonnenstrahlen den oberen Theilen noch einen blassen Schimmer gaben, die unteren Teile aber schon in blassem Schattenton waren.

Der Hauptreiz lag aber darin: daß die Straße scheinbar ohne Verbindung mit den Kirchen einsam und trostlos über dürre Hügel weiter führte (keine Spur von anlockender Ferne), während die Kirchen zwischen Bäumen auf fruchtbarer Wiesenfläche abseits vom Wege als trauliches Nahdalagen, wobei es aber wieder einen ernsten Reiz dadurch erhielt, daß es keine Wohnplätze, sondern Kirchen waren. Und dann endlich dazu die Grabesstille in der Landschaft (ohne irgend ein lebendes Wesen).

Westlich von den Kirchen ist ein weites abenteuerliches, hegenhaftes Terrain (ein Tal), das von senkrechten Puzzolanabfällen (vielleicht Puzzolan-gruben) eingeschlossen wird, mit einigen Höhlen. Ein wahres Terrain für einen Historienmaler! Schöne Aus- und Fernsichten jenseits des Weges. — Sehr schön war auch ein von der Abendsonne grüngoldig beleuchteter Hügel mit schwarzbraunen und weißen Ziegen mit ihrem Hirten. — In der Digne, wo wir Wein tranken, war ein interessantes Ziehbrunnenhäuschen, in welches antike Bruchstücke eingemauert waren.

pag. 31.

Rom, Mai 1866.

Böcklins Art, zu beobachten.

Wir gehen Sonntags auch öfter nach S. Carlo zur Zeit der Messe. Man sieht dort dann die schönen Frauen Roms. Heute fiel uns als sehr schön eine große, etwas dicke Römerin auf, die nach Schluß der Messe mit zwei Kindern draußen promenierte. Man sah auch schöne Stoffe und farbenzusammenstellungen; z. B. eine mit rotbraunen Haaren und mittelblaugrünem Hutband, was das Fleisch sehr fein machte, nur müßte (wie hier) das rötliche Haar stumpf im Ton sein und das Grün nicht gegen das Fleisch stehen, wie Böcklin meinte. Zwei Schwestern (blond und brünett) hatten auf ihren Strohhüten deckgrüne Schleifen, was dem blonden Teint sehr gut stand, den brünetten aber etwas zu bläulich erscheinen ließ (nach Böcklins Äußerung, die ich nicht recht verstand).

Es ist höchst anregend, mit Böcklin spazieren zu gehen. Er beobachtet fortwährend und weiß aus allen Beobachtungen die geistvollsten folgerungen zu ziehen. Er äußerte sich einmal über das Studieren der Natur: Oft gehe man in der Natur zwischen Steinen, Bäumen und Büschen umher,

ohne etwas zu finden, das wert wäre, gezeichnet zu werden, und plötzlich werde man durch eine Kleinigkeit (einen Busch, der gegen die Luft steht oder dergl.) überrascht. Wenn man sich dann fragt: woher kommt es, daß man sich hier sagen muß: das ist so schön, wie man es sich zum Bilde nur wünschen kann, so wird man durch die Lösung einer solchen Frage mehr lernen, als durch vieles Studienzeichnen.

Als wir Mitte Mai einmal nach der Arbeit zur Porta del Popolo hinausgingen, bewunderte er rechts die Tuffelsen mit den kurzanschließenden Büschen und machte mich auf das rotblühende zierliche Löwenmaul und Hauslaub auf den Mauern aufmerksam. Weiterhin bei der Vigne des Michele war auf der linken Seite des Weges ein blühender Granatbusch mit weißen und rosa Rosen durchwachsen, deren Blätter, auch etwas länglich, von dem Granatlaub schwer zu unterscheiden sind. Rechts auf dem Felsen die dunkeln festen Zypressen, daneben (höchst grazios und leicht) junge schlanke Bäumchen. Ein schönes Motiv war ihm zerstört: feste, große Oleanderbüsche, aus denen zierlich eine kleine Weinlaube herausfah.

pag. 43.

Rom, den 16. Juni 1866.

Villa Borghese.

Nachmittags mit Böcklin in Villa Borghese.

Das Wetter drohte anfangs mit Regen, so daß wir unter Büschen Schutz suchen mußten, wurde dann heiter, später wieder Regen. Die Pflanzen sind prachtvoll entwickelt. Vor der Höhle war der grüne Grasteppich mit grauen, blühenden Halmen durchmischt, wie grüner Sammet. An feuchteren Stellen dunkelgrün. Bei dem kleinen Wasserfall vorn war schönes Schilf, mit lang herunterhängender Waldrebe durchflochten, an deren senkrechten trocknen Gehängen das Wasser herunterfloß. Die Moose waren von der Feuchtigkeit ganz schwarz (mit bläulich-schwarzen Reflexen), darauf hellgrüne Blätter in hartem Kontrast. Im Lorbeerhain lagerten wir. — Verschiedene Spezies von Lorbeer. — Die Stämme mannigfaltig mit langen dunkelgraugrünen Moosen, zwischen denen der Stamm hellgrün. Für Lorbeerstämme sind kleine runde weißliche Flechten (grünlichweiß) charakteristisch.

Boden mit vielen trockenen Blättern zwischen grünen Blättern. Gegen ein durchscheinendes Blatt zeigte mir Böcklin, wie schwachgrün das Bodengrün ist, und welche reiche Skala bis zum Grün jenes Blattes, und wie sehr man sich vor starkem Grün im Bilde hüten mußte. Weiterhin auf der Wiese viele Malven, Ahorn und deutsche Eichen, die hier auf dem fetten und weichen Boden einen rundlicheren Charakter als in Deutschland haben.

pag. 59.

Rom, den 1. Juli 1866.

Aquacetosa.

Nachmittags mit Böcklins (Arnold und Klara) in Aquacetosa.

Hier war belebtes Treiben: Leute, die Wasser aufluden, Flaschen füllten, Patienten, Karren, Soldaten, Hunde u. s. w. Wir lagerten am Ufer im Schatten der waldigen Felswand. Dann wurde eine Ziegenherde bei uns vorbeigetrieben, die sich an den steilen Terrainabfällen hinauf oder am Flußufer hinunter vereinzelt. Drollig sah es immer aus, wenn sie sich an einer Hecke nagend aufrichteten. Die Hinterbeine erscheinen dabei verhältnismäßig kurz. Der Oberschenkel konnte zum Unterschenkel nicht gestreckt werden und bildete stets noch einen stumpfen Winkel, da das Becken eine ganz andere Lage als beim Menschen hat. Der Leib tritt dick hervor, und die Hinterbeine der Ziegen stehen breit voneinander. Die Unterschenkel (Mittelfuß wohl?) reichen in dieser Stellung bis zum Anfang der Oberschenkel. Hals dünn; bei einigen, wie es scheint ohne Geseß, Zipfel am Halße von der Farbe des Felles daneben.

pag. 66 und 69.

Rom, den 10. und 11. Juli 1866.

Tal der Egeria.

Mit Böcklin im Val d'Egeria.

Rendezvous einhalb sieben morgens im Café nuovo. Dann zur Porta S. Giovanni hinaus. Die Sonne stand noch tief und beleuchtete warm die schwefelgelb blühenden Akazien der Landstraße, dazwischen mit hartblauen Tönen Blätter, die auf ihren Schattenseiten Lustreflexe auffingen, was unangenehm bunt aussah. Böcklin nannte das „falsche Töne“.

Vorn Tor wurde, je höher die Sonne stieg, die Beleuchtung immer schöner. Am schönsten und einfachsten ist sie stets am Mittag. Als wir von der Landstraße rechts zum Tal abbogen, wurde der Weg wunderschön. Der Pflanzenwuchs war in schönster Entwicklung. Wir gingen zwischen Hecken und zierlichen Bäumen, worüber oft blühendes Gaisblatt rankte, dessen faserige lose Rebstämme 2—3" dick zwischen den Hecken sichtbar waren. Hinter und zwischen den Hecken sah man Canna und schwärzlich braungraue vertrocknete Fenchelstengel; beides manchmal mit Gaisblatt bekleidet. Sehr schön sah es aus, als einmal das Gaisblatt über Hollunder rankte und die grünlichweißen Knospen und weißen Blüten jener Pflanze neben den schwarzen Beerendolden des Holunders erschienen.

Im Tal war ungemeine Klarheit der Luft. Wenn man nach Deutschland zurückkehrte, meinte Böcklin, fielen es einem recht auf, wie die klarsten Tage fernere Sachen stets dunstig verschleiern. Das hätte auch seinen Reiz, aber schöner sei es fast, wenn die weiteste Ferne immer noch formenvoll sei.

Wunderschöne Pflanzengruppen wuchsen seitwärts des Weges. So bei der Brücke eine etwa 4" hohe Pflanze mit violetten Blüten, über welche sich blühende weiße Winde mit ihren sauberen Blüten rankte. Ihre Blätter hängen, vielleicht wegen Schwächlichkeit des Blattstiels, fast immer senkrecht, die Blüten sind meist nach dem Stande der Sonne gerichtet.

Wir überschritten mehrere Bäche mit Entengröße, die dunkeln Schatten auf den Boden warf; der eine Bach aber, der von der Grotte kam, rieselte in schönster Klarheit über den Kiesboden, und die kleinen Wellen, die durch das Rieseln entstanden, warfen zitternde Schatten (und Lichtstellen) auf den Boden.

Obwohl die Waldung über der Grotte fortgeschlagen, hat sie doch immer noch durch die Schlingpflanzen (Geißblatt, Wein und Winden, auch Efeu) ungemeinen Reiz. Das Bosko, eine kleine dichte Baumgruppe in der Nähe, hatte durch den zitternden Sommerduft davor schönen duftigen Ton.

Böcklin machte mich auf den großen Farbenumfang dieser Stelle (von der Luft an, über dem sehr unterschiedenen Berg, über die Hügel, die Wiese bis zu den dünnen braungelben Halmen mit roten Mohnblumen des Vordergrundes) aufmerksam. Er hob eine blaßrote Mohnblume auf, hielt sie gegen diese Töne und bewunderte die schöne Harmonie zu allen Farben und meinte, wie schön sich ein Seidenkleid von dieser Farbe hier annehmen würde.

Wir zeichneten darauf beim Turm am Bach Lattich. Dann aßen wir Mittag in einer Campagnaosteria an der Straße nach Albano und hielten auf den Tischen Mittagsruhe. Am Nachmittag wieder zu den Lattichblättern am Bach. — Böcklin sagte sehr richtig, wie es doch eigentlich recht unflug wäre, so vieles anzusehen. Wenn man dieser Blätter wegen allein hinausginge und diese recht studierte und beobachtete, würde man mit viel bleibenderen Eindrücken heimkehren.

Nachdem wir hier ein zweites Bad genommen, kehrten wir über das braune Stoppelfeld und am Bacchustempel vorbei bei Sonnenuntergang heim. Auf der Landstraße trafen wir die Maler Eindemann-Frommel und Bénouville, die per Kutsche vom Studienmalen heimkehrten, und nahmen gern ihr Anerbieten, mit ihnen heimzufahren, an, denn die Mauern strahlten eine Hitze aus wie Backöfen.

pag. 69.

Rom, den 11. Juli 1866.

Böcklin war von dem gestrigen Spaziergange nach Val d'Egeria sehr angeregt und brachte heute sein Bild bedeutend vorwärts. Er malte rechts die großen Huflattichblätter, die als größte Pflanzen und an der vordersten Stelle viel zur plastischen Wirkung des Bildes beitragen. Dann, dem Schilfgehänge von links entgegenstrebend, malte er schwungvoll überhängende Pflanzen mit violetten Blüten, über die weißblühendes Geißblatt

klettert. Dieses Blütengehänge über der Quelle hat (besonders bei der Dämmerstimmung im Bilde) etwas Märchenhaftes und Melancholisches.

Böcklin meinte, wenn man hinauskommt in die Natur, lernt man fast stets einsehen, daß Schlingpflanzen und dergleichen viel massiger auftreten und daß man solche Pflanzen fast immer zu dünn malt. Alles im Bilde erschiene ihm dürrig, schwächlich und unwirksam, wenn er an den prächtigen Lattich von gestern zurückdenke, wo er sich immer staunend sagen mußte: „Donnerwetter, ist das eine schöne, stattliche Pflanze!“

pag. 69.

Rom, 12. Juli 1866.

Böcklins „Kitschmalerei“.

Als wir von der Kneipe (bei P. Navona) zurückkommend, bei Bildergalerien in Via Condotti vorbeigingen, erzählte mir Böcklin, er habe manchmal, um sich in der Zeit der Not Geld zu verschaffen, auch für solche Händler gemalt. Sie bezahlen schlecht (5—15 Scudi). Man könnte aber, wenn man vorsichtig anfängt, fast in einem halben Tag solch Bild malen. Man müsse nur mit einer grauen (nach Umständen vielleicht grünlichgrauen) Untermalung beginnen und dazu die Übermalung mit Benutzung des Grundes einrichten. Niemand könne einem nachweisen, ob das dann Grund oder gemalt sei. So hätte er ein paarmal das Forum malen müssen, als er einmal notwendig Geld brauchte.

pag. 102.

Rom, den 16. August 1866.

Allegris Miserere.

Böcklin war in letzter Zeit sehr entzückt von dem Miserere Allegris, das er auf seinem Harmonium jetzt spielt. Als wir neulich in der Dämmerstunde durch die Straßen (S. M. Maggiore) gingen und der Tageschein oben an den Häusern schon mit dem Lampenreflex kämpfte, erzählte mir Böcklin, daß das Miserere ihm immer im Sinn wäre und daß das nächste Bild, das er malen wolle, diesen Inhalt haben solle. Er erinnerte sich dabei der Grabausstellungen in den Kirchen und alter Bilder, wo der tote Christus dargestellt ist, und gedenkt das Bild in diesem kämpfenden Zwielicht zu malen: vorn verlöschende Lichter, deren Dampf lang hinzieht.

Neulich äußerte ich, gehört zu haben, daß die hohen Sätze im Miserere die fliegenden Frauenstimmen am Grabe bedeuten sollen. Böcklin tadelte, daß ich auslegen und erklären wolle. Ein Künstler müsse sich nichts dabei denken. Allegrì habe eben nur einen gefühlten Eindruck herausbilden wollen. Der Text sei nur ein Klaggesang.

pag. 166.

Basel, den 13. September 1868.

Warum Italien so malerisch ist.

Wenn man aus Deutschland oder der Schweiz zum zweitenmal nach Italien zurückkommt, dann gehen einem erst die Augen auf, warum es dort so schön ist: die Üppigkeit der Vegetation, die Schönheit der Bauformen, das Einzelstehen der Gruppen auf Heideflächen, dahinter eine senkrechte Felswand, eine Hochebene, die Mäßigkeit des Grüns und die Fülle von grauen Tönen; das Vasenhafte der einzelnen Baumgruppen in wüster Fläche und die herrliche Felsbodenformation. Die römische Campagna übertriffe darin auch weitaus die Gegend von Neapel, und das empfindet fast jeder, der von Neapel durch die Campagna nach Rom zurückkehrt. Hier in der Schweiz findet sich blutwenig, das einen zum Malen anregt. Im Gebirge finden sich wohl Stellen, wo die Situationen im ganzen nicht übel sind, doch sie werden durch tausenderlei kleine Dinge, die sich malerisch gegenseitig stören, um ihre Wirkung gebracht. Zu viel und zu scharfes Grün in Terrain und Vegetation. Unruhige Felsenformationen, struppige Bäume, langweilige, unendliche Wiederholungen u. s. w.

pag. 170.

Basel 1868.

Sehnsucht nach Italien.

Böcklin äußerte den Wunsch: nach etwa dreieinhalb Jahren, wenn sein Junge die Schulzeit hinter sich habe, wieder nach Italien überzufiedeln. In Italien entwickle man sich fortwährend und suche Probleme zu lösen, während man in Deutschland wohl auch vorwärts kommen könne, aber nur in einer beschränkten Weise. Man schaffe allerdings mehr, suche aber nur das früher Erworbene auszubeuten. In Rom ist das Arbeiten ein fortwährendes Kämpfen und Aufwärtsringen, und bei einem strebenden Künstler bezeichnet dort fast jedes Werk eine neu erklimmte Stufe.

Böcklin war bereits neun Jahre in Italien, als er zum erstenmal nach Neapel kam. Der Eindruck war so gewaltig, daß er ganz aus der bisherigen Bahn getrieben wurde. Er bedaure sehr, daß er darüber fast ein ganzes Jahr verloren hätte, bis er wieder mit sich ins Reine kam. Dann hätte er aber einen ganz neuen Weg eingeschlagen. Auch Anno 1861, als er im Herbst wieder von Weimar nach Italien zurückkehrte, haben die neuen Eindrücke ihn wiederum völlig sich umändern gemacht. Und was diesmal auf ihn so große Wirkung machte, waren die Stenzen Raffaels, besonders das Bild des Heliodor. Es schien ihm klar, daß es das Großdekorative in den Bildern ist, was selbst auf den Sinn des rohesten und ungebildetsten Menschen Eindruck macht; und das suchte er auch in seinen nachherigen Bildern mehr anzustreben.

Man müsse sich in Rom nur vor dem Fremdenhandel bewahren; ließe man sich einmal damit ein, so sei man für die Kunst verloren.

August Wilhelm Ambros.

Aus: Aus Italien. Von A. W. Ambros. Erster Band der nachgelassenen kleineren Schriften. Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast's Nachf. (R. Drootleff), 1880.

A. ist am 17. November 1816 zu Mauth in Böhmen geboren. Er studierte die Rechte in Prag, wurde 1848 Staatsanwalt, widmete sich aber später wesentlich der Musik. 1869 wurde er Professor der Musik an der Prager Universität, 1872 Professor des Konservatoriums in Wien. Sein erster Aufenthalt in Rom erstreckte sich vom 1. Dezember 1865 bis 6. Februar 1866 (Wohnung: Via Frattina 122), der zweite vom 9. November bis Ende dieses Monats 1866, der dritte vom 8. April bis Mitte Mai 1868. Er starb am 23. Juni 1876 in Wien.

pag. 351.

Rom, am 13. April 1868 (Ostermontag).

Ostermusik.

Donnerstag, am 9., es war der Gründonnerstag, eilten wir in die Peterskirche und sahen dort die Zeremonie der Fußwaschung, welche der Papst an 13 Greisen verrichtet. Vom Balkon unter der Kuppel wurden die großen Reliquien der Peterskirche gezeigt, das Schweigstuch Veronikas, die Lanze u. s. w. Plötzlich höre ich einen freudigen Ausruf, und A. fliegt auf mich zu. „Wie wird sich Liszt freuen, Sie hier zu sehen, er hängt mit einer fast schwärmerischen Freundschaft an Ihnen.“ Indessen psalmodiert die Sängerkapelle und singt dazwischen Sätze im Palestrinastil, unendliche Menschenmengen wogen in dem ungeheuren Raume auf und ab, oder umknien das in einem Feuermeere von Kerzen flammende heilige Grab. Jetzt ziehen auch die Pilgerprozessionen ein, der poetisch=sonderbarste Anblick. Voraus eine gespensterhaft vermummte Bruderschaft. Jeder Vermummte trug eine brennende Kerze in der Hand. Ein Kreuz ragte wie eine Standarte inmitten. Sie intonieren mit scharf gellenden Stimmen einen Bußgesang, welcher durch Mark und Bein geht. Dann folgen die Pilger paarweise, Pilgerstäbe tragend, ein blinder Greis wird von einem der Gespenster geführt, hinter dessen verhüllender Kapuze vielleicht das Gesicht eines römischen Nobile steckt. Dann drei herrliche Gestalten, drei wunderbar schöne Damen, ernstblickend, in schwarze Schleier gehüllt, in schwarze Seide gekleidet, die mittlere trägt ein hohes Kreuzifix, die beiden andern tragen brennende Kerzen, nebensitzende Livreedienere lassen erkennen, daß die drei Damen etwas sehr Vornehmes sind. Hinter ihnen ein Zug Pilgerinnen. Feierlich durchschreitet der Zug die Kirche und entfernte sich dann wieder. Indessen

stellen Kololithen auf den Altar der Kirche eine Reihe Kristallvasen. In feierlichem Aufzuge nähern sich unter den Gesängen der Kapelle sämtliche Kardinäle, jeder trägt eine Art zierlichen Besens in der Hand. Sie treten zum Altar, gießen, indem sie die Kristallvasen mit leichter Bewegung umstürzen, deren Inhalt auf den Altartisch und waschen diesen mit ihren zierlichen Besen ab, die ganze Waschung keine wirkliche Reinigung, sondern eine symbolische Zeremonie. Am Karfreitag machte ich vormittags einen Gang über das Kapitol, trat einen Augenblick in die Kirche Gesu, die ich durch Vorhänge tief verfinstert fand, was einen merkwürdigen Eindruck machte. So ist es auch eigentümlich ergreifend, die Lampen am Petersgrabe ausgelöscht zu finden. Man ist sonst so sehr gewohnt, dort jenen kleinen Sternenhimmel flammen zu sehen, daß man völlig erschrickt, alles finster und tot zu erblicken. Nachmittag sahen und hörten wir den Gottesdienst in der sixtinischen Kapelle. Ich habe von der wunderbaren Wirkung dieser Zeremonien, dieser Musik Zahlloses gehört und gelesen, aber meine Erwartungen wurden übertroffen. Das stundenlange Psalmodieren, während eine Kerze nach der andern erlischt, ist allerdings sehr ermüdend. Aber endlich wird die letzte Kerze ausgelöscht, die herabblickenden Riesengestalten der Propheten und Sibyllen Michel Angelos bekommen in der eingetretenen tiefen Dämmerung geradezu etwas Geisterhaftes, eine lange, bange Stille folgt. In der benachbarten Sala regia verstummt das englische Froschgequak und französische Spazengezwitscher, ein lang gedehntes St! von hundert Stimmen ermahnt zur Aufmerksamkeit. Jetzt ist es so still, daß man eine Stecknadel fallen hören könnte. Da beginnt leise zu immer volleren Klängen anschwellend das Miserere der Kapelle, und da ist's nun rein aus. Darüber gibt es schwerlich etwas! Der Vortrag dieses berühmten Stückes hat etwas Unbeschreibliches. Jeder Ton ist ganz Seele, Liebe, Andacht, Schmerz. Die Stimmen von himmlischer Klarheit und Reinheit fließen wie Wellen ineinander, jetzt erhebt sich kristallhell der Sopran, jetzt tönt der ernste, gleichsam trauervolle Bass, jetzt dringt der metallhaltige Klang der Tenore, der milde Klang des Altus dazwischen. Die Stimmen durchdringen sich, trennen sich, schwellen, verflingen, wachsen endlich gewaltig an, ohne im mindesten schreiend zu werden. Kein Singverein der Welt leistet etwas Ähnliches. Man denkt sich diesen Musikstil wohl jezuweilen so vorgetragen, aber man verzweifelt an der Möglichkeit, ihn je so zu hören, bis man hier endlich das Ideal verwirklicht findet. Den folgenden Tag hörte ich die Kapelle im Lateran eine Messe singen, und so auch am Ostertage in St. Peter. Das singen sie nun in den weiten Räumen stark und gleichmäßig ab, es verhält sich gegen den feinfeseelten Vortrag in der Sixtina etwa, wie eines der Tribunenmosaiken, welches nur Umrisse und wenige kräftige ungebrochene Farben gibt, aber mit dieser derben Technik eine eigene Großartigkeit erzielt, zu einem überaus durchgebildeten Tafelbilde voll feinsten Züge, Casuren u. s. w.

Ferdinand Gregorovius.

Aus: Römische Tagebücher von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von Friedrich Althaus. Stuttgart, Cotta, 1892.

G. wurde am 19. Januar 1821 zu Neidenburg in Ostpreußen geboren. Seit 1831 besuchte er das Gymnasium zu Gumbinnen und bezog 1838 die Universität Königsberg, die er 1841 nach Bestehung des ersten theologischen Examens verließ. Die nächsten Jahre verlebte er als Hauslehrer und Privatgelehrter, seit 1846 in Königsberg, sich historischen Studien widmend. 1848 vollendete er seinen „Kaiser Hadrian“, der 1851 im Drucke erschien. Im April 1852 trat er eine italienische Reise an und kam am 2. Oktober 1852 in Rom an. Seine erste Wohnung war Via felice 107. Seit 1854 (Oktober) wohnte er Via della Purificazione 63, Casa della Signora Marzia Pellicani. Schon bald nach seiner Ankunft konzipierte er den Plan einer Geschichte Roms im Mittelalter, die ihn denn auch bis zum Jahre 1874 beschäftigte. In diesem Jahre verließ er Rom und zog nach München, brachte aber die Winter noch vielfach in Rom zu. 1889 erschien seine Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. Er starb am 1. Mai 1891.

pag. 105.

Rom, den 1. April 1860.

Die Exkommunikationsbulle.

Gestern Nachmittag ging ich nach dem St. Peter, der durch Prozessionen sehr belebt war. An den beiden Säulen des Eingangs zum Vestibulum war die Exkommunikationsbulle aufgeklebt, und so zogen die heiligen Prozessionen des Osterfestes zwischen zwei Klüchen hindurch in den Tempel Gottes. Zufällig waren über diesen Plakaten noch alte Zettel angeheftet, Warnungen, nicht zu fluchen. Man las unmittelbar über der Proklamation des Papstes: Bestemmiatori! pentitevi, pensateci bene! Nel momento stesso del bestemmiare potete precipitare nell'inferno.

pag. 360.

Rom, den 8. Juli 1867.

Das Centennarium Petri.

Der Juni brachte die Messkapitel. Das Centennarium Petri versammelte gegen 490 Prälaten und Bischöfe, alle Patriarchen des Morgenlandes und etwa 14000 Priester. Selbst in meinem Hause lagen Spanier, der Erzbischof von Barcelona und der von Palenza mit Gefolge. Das ganze Haus roch vom Morgen bis Abend nach Ölgeschmore. Unaufhörlich warf die Eisenbahn schwarze Scharen nach Rom. Die italienische Presse

nannte dies höhnisch den Wanderzug der Krähen, il *passagio delle cornuchie*. Rom war ganz finster geworden. Alle Gasthäuser, Cafés, Wohnungen erfüllt von Priesterinvasion. Auf einem Gang von 50 Schritten begegnete man in jeder Straße wohl an 50 Pfaffen aller Nationen.

Franzosen: am zivilisirtesten aussehend, kleine bewegliche Gestalten, voll Selbstgefühl, als der „großen Nation“ angehörend und sich bewußt, daß der Geist der katholischen Kirche in ihrem Lande sei.

Spanier: mit Don Bartolo-Hüten, fest und ruhig, die Bischöfe elegant und würdevoll.

Italiener, namentlich Römer: die klassischen Stamm- und Musterkleriker, vom freiesten und natürlichsten Benehmen, mit dem Bewußtsein, die wahre alte Garde der Kirche zu sein; alle anderen erscheinen gegen sie wie klerikale Landwehr.

Deutsche: meist Landgeistliche aus Tirol, Bayern und Oesterreich; vierschrötige Menschen, hohe Zylinderhüte tragend, äußerlich ohne Kultur.

Slaven mit Schnurrbärten.

Orientalen: wie wirkliche Patriarchen, noch vom Alten Testament her, den Zusammenhang des Kultus mit dem Orient darstellend, in prächtigen Kostümen. Auch Chinesen und Mohren sah man. Ein Erzbischof soll einen Ring in der Nase getragen haben.

Es gab ein fortgesetztes Fest von Prozessionen, Erleuchtungen, musikalischen Aufführungen für Isis und Osiris und den Ochsen Apis. Der St. Peter bot in seiner Beleuchtung am 29. Juni einen feenhaften Anblick dar. In der großen Prozession, wo mehr wie 400 Erzbischöfe und Bischöfe mit hohen Mützen oder Kronen, in goldstarrenden Gewändern, Kerzen in der Hand, einherwandelten, zwei volle Stunden lang, wurde die ganze katholische Hierarchie entfaltet. Die Fahnen der neuen Heiligen, mit Abbildern ihrer Martern, wurden einhergetragen.

Verwandte oder Landsleute der Heiligen trugen die Quasten dieser Bilder, welche gut gemalt waren — viereckige Tableaus, 20 Fuß hoch —. Als die Standarte des gräßlichen Inquisitors Pedro de Arbues aus den Kolonnaden trat, sank sie zu Boden und riß ein paar Menschen mit sich. Ich sah das mit großer Schadenfreude.

pag. 397.

Rom, den 17. Mai 1868.

Ausgrabung des Emporiums bei der Marmorata.

Seit dem Januar wird das alte Emporium bei der Marmorata ausgegraben. Dieser Stapelplatz der kaiserlichen Stadt für ihren Marmorbedarf liefert einen Beweis mehr für die Größe Roms. Allem Anschein nach erstreckt sich die Marmorlage bis gegen S. Paul hin. 30 Fuß hoher Schutt, teils Tiber Schlamm, teils Material zerstörter Bauten, bedeckt das alte Emporium. Daß die Marmorblöcke noch bis ins 10. Jahrhundert

hinein dort zutage lagen, beweist der damals gebräuchliche Name Ripa Marmorea für jenes ganze Tiberufer. Im Mittelalter baute man Mauern und Türme über dem verschütteten Emporium; an einer Stelle befanden sich riesige Marmorblöcke, welche später einem aufgesetzten Gemäuer als Felsenfundament gedient haben, ohne daß bei ihrem Bau sich der Wertmeister dessen bewußt war. Der alte Aufstieg vom Flußufer ist als eine mit Ziegelfliesen gepflasterte Straße an den Tag gekommen; auf ihr gingen die Lastträger. Sie ist nur 4 Fuß breit, und darüber steigt eine das Ufer haltende Mauer von Nezarbeit auf. Zwei Marmorsteine mit runder Öffnung dienten zum Festbinden der Barken. Die ganze Uferstrecke war ungefähr so eingefaßt, wie heute die gegenüberliegende Ripa Grande. Man hat mehr als 600 Stücke Serpentin gefunden, dessen man sich für das Opus Alexandrinum bediente; auch fand man Stücke des köstlichen Steins Murrha, wovon der Papst einige den Jesuiten geschenkt hat, den Hochaltar ihrer Kirche damit zu zieren. Schon jetzt stellt der Fund edler Marmorsteine ein großes Kapital dar, und das Material ist hinreichend, die Fußböden aller Kirchen mit alexandrinischer Arbeit zu bedecken, wie überhaupt alle Basiliken der Stadt mit Schmuck zu versorgen. Der Papst hat zu Ehren Viscontis eine goldene Medaille prägen lassen mit der Inschrift:

P. H. Visconti V. C.
 OB
 Emporium Et Marmora
 Ad Tiberim Reperta
 Optime
 De Principe Et Patria
 Merito
 A. MDCCCLXVIII.

Visconti strahlt vor Freude und Glück. Er führte mich dort umher und stellte mich dem Grafen Sartiges und dem Kardinal Berardi vor. Es ist Absicht der Direktion, die angeschwemmten Gelände am Fluß wegzuräumen und diesem die alte Uferlinie wiederzugeben. Der Tiber hat sein Bett im Lauf der Jahrhunderte beträchtlich erhöht.

pag. 401.

Rom, den 4. Juli 1868.

Verlesung der Einberufungsbulle des Konzils.

Am 29. Juni wurde die Bulle verlesen, welche das Konzil zum 8. Dezember 1869 beruft — dies geschah mit mittelalterlichem Zeremoniell. Eine Kanzel stand auf der Plattform des St. Peter; dorthin begab sich der Notar, andere päpstliche Notare saßen dabei auf Bänken, dazu acht Schweizergarden und vier fedeli des Senats, welche vor der Verlesung der Bulle in

Trompeten stießen. Sodann hefteten sie die Bulle an die Türen von St. Peter, warfen sich in Wagen und fuhren fort, um sie an den herkömmlichen Orten anzuschlagen: S. Johann, Santa Maria Maggiore, Cancelleria und Campo di Flora.

pag. 419.

Rom, den 11. April 1869.

Pius IX. 50jähriges Priesterjubiläum.

Der Papst feiert heute sein 50jähriges Priesterjubiläum, und diese persönliche Angelegenheit ist zu einem großen Ereignis der katholischen Welt geworden. Alle Länder haben Deputationen, Adressen und Geschenke geschickt, welche täglich in den Vatikan einliefen. Gregor XVI. hatte also unrecht, die Erfindung der Eisenbahnen und Telegraphen ein Werk des Teufels zu nennen, denn ohne sie könnten heute so großartige Demonstrationen nicht in Szene gesetzt werden. Dies fest soll der Welt dartun, daß Rom noch immer der große Opferaltar für die zahlende Menschheit ist. Als ich gestern das Gewühl des römischen Volks um den Vatikan sah, wünschte ich Gerwinus herbei, damit er sich von der Lebensfähigkeit des Papsttums überzeuge.

Die Kundgebungen des katholischen Deutschlands sind sehr groß, alle Journale reden davon. Das Zentralkomitee der dortigen Vereine hat eine Riesenadresse eingefandt mit einer Million Unterschriften in 17 prachtvollen Bänden; jede Diözese hat Geld geschickt; die katholischen Hauptstädte schickten besondere Festgaben, so Köln das Bild seines Doms. Man berechnet, daß eine Million Taler allein aus Deutschland eingegangen sei. Auch der „sehr protestantische“ König von Preußen hat durch seinen Abgesandten, den Herzog von Ratibor, ein Gratulations Schreiben und eine Vase geschickt. Er hat fast mehr getan, als die katholischen Souveräne, worauf man hier großes Gewicht legt. Gemälde, Mosaiken, Goldpokale, Kruzifixe, Reliquiarien, Teppiche; alles das ist seit 14 Tagen nach dem Vatikan gelangt. Sechs große Kisten kamen aus Amerika mit der Adresse des Papstes und der Bezeichnung, sie sei am 11. April zu eröffnen. Man machte eine derselben auf und fand darin Schokolade, unter dieser Goldklumpen aus Kalifornien.

Alle Gemeinden des Kirchenstaats haben Gaben eingefandt. Sie kamen zum Teil auf schön geschmückten Wagen. Ich sah den von Subiaco, welcher ganz mit Blumen überdeckt war. Weißgelbe Fahnen ragten aus den Ecken, mit der Aufschrift la devotissima Subiaco. Eine Kommission der Aufseher des heiligen Papstes empfängt alle diese Festgeschenke und stellt sie in den Hallen des Hofes Bramantes auf, wo ich sie gestern gesehen habe. Sie bilden eine kleine Industrie- und Produktausstellung von Latium und Tuscan. Man sieht dort römische Seide, Töpfe aus

Civita Castellana, Früchte aus Nemi, Schwefel und Alaun aus Viterbo und Tolfa, Marmor von Scurcola, Filzhüte aus Matri, Decken aus Veroli, Wein aus der Sabina, aus Frascati und Velletri, selbst vergoldete Fässer; Kringel aus den armen Orten der Volsker; selbst Kohlen, selbst lebendige Kälber; 12 Säcke mit Korn tragen den Namen Mentana. Der päpstliche Hof könnte sich mit diesen Virtualien lange Zeit versorgen. Sie sollen an die Armen verteilt werden.

Der Papst hat seinen schönsten Tag erlebt. Welcher Mensch ist irgendwo so reich beschenkt worden? Welch ein Monarch kann sich rühmen, daß sein Ehrentag zu einem Festtage für die Welt geworden sei? Das Papsttum ist also noch eine moralische Idee, man sage, was man wolle; es kann noch auf die Liebe vieler Menschenklassen zählen, man bestreite dies, wie stark man wolle. Die Thatfachen reden.

Als Pius IX. die Deputation der römischen Provinzen empfing, sagte er, daß bald die Tage des Friedens und Glücks über dem schönen Italien aufgehen würden, „sul bel paese che Apennin parte e' l' mar circonda e l'Alpi.“ Seit seiner Thronbesteigung hat er nicht soviel zu reden gehabt. Man sieht ihm keine Ermüdung an; er strahlt von Glück. Er war 27 Jahre alt, als er heute vor 50 Jahren in der Kirche Sant Anna dei Falegnami seine erste Messe las und damals Lehrer am Institut Tata Giovanni. Man nennt ihn hier einen der glücklichsten Päpste. „Sehen Sie,“ so sagte mir gestern ein Priester, der sich die Miene des Liberalen gab, „statt heute ausgedienter Nobelgardist mit 40 Scudi Einkommen zu sein, ist er noch Papst und wird von der ganzen Welt mit Geschenken überschüttet. Er wird auch die fabel non videbis annos Petri zuschanden machen, denn ihm glückt alles.“



Annalen.

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>Clemens XI. (Kard. Giovanni Francesco Albani, aus Urbino) 23. Nov. 1700 bis 19. März 1721. (Grabmal in der Peterskirche.)</p>	<p>1700. Sechzehntes Jubiläum.</p>	<p>Gebäude der Accademia Ecclesiastica.</p>
<p>1708. Mißhelligkeiten zwischen dem Papst und dem Kaiser Josef I. Der letztere macht Ansprüche auf die Investitur der Herzogtümer Parma und Piacenza und den Besitz von Comacchio. — Comacchio wird von kaiserlichen Truppen besetzt. — Kriegsrüstungen des Papstes. — Graf Daun schlägt die päpstlichen Truppen überall, nötigt sie, die Blockade von Comacchio aufzuheben; nimmt (27. Oktober) einen Teil derselben bei Bondeno gefangen, bezieht Winterquartiere in Ferrara, Bologna und der Romagna.</p>	<p>1703. Überschwemmung der Tiber. Erdbeben in Rom.</p>	<p>Erneuerung der Porta fabrica.</p>
<p>1709. 15. Jan. Päpstlich kaiserlicher Vertrag, in dem der Papst insgeheim den österreichischen Prätendenten in der spanischen Erbfolge Erzherzog Karl dem französischen gegenüber anerkennt.</p>	<p>1705. 25. Sept. Ausgrabung der Antoninischen Säule. Aufrichtung des Obeliskens auf dem Brunnen der Piazza Rotonda.</p>	<p>Erneuerung von Santa Maria in Cosmedin, S. Anastasia, S. Clemente, S. Gregorio, S. Angiolo in Pescaria, S. Anastasia, S. Salvatore al Ponte di S. Maria, S. Maria.</p>
<p>1713. Bulle Unigenitus, Verdammung der jansenistischen Lehren, spez. 101 Sätze aus dem „neuen Testamente“ des Paschasius Quesnel.</p>	<p>1716. 137 958 Einwohner.</p>	<p>1702. Neuer Bau von SS. Apostoli. Ausbesserung von S. Teodoro, Kirche und Kloster S. Maria della Distazione e S. Francesco di Sales. Heutiger Porticus von S. Maria in Trastevere.</p>
<p>Innocenz XIII. (Michele Angelo Conti, Römer) 8. Mai 1721 — 7. März 1724 (Grabmal in der Peterskirche).</p>		
<p>Benedikt XIII. (Vincenzo Maria Orsini, Römer) 19. Mai 1724 — 21. febr. 1730 (Grabmal in der Peterskirche).</p>		<p>Neuer Porticus der Paulskirche, Erneuerung der Kirche S. Sisto, Kirche und Hospital di S. Maria e S. Galicano Martire; Neuer Bau von SS. Biagio e Cecilia.</p>
<p>1724. 25. November. Vergleich zwischen dem Papst und dem Kaiser, wodurch Comacchio dem päpstlichen Stuhle zurückgegeben wird.</p>		<p>Treppe von Piazza di Spagna nach S. Trinità de' Monti.</p>
<p>(Allmächtiger Günstling Benedikts seine Creatur Cardinal [1725] Nicolaus Coscia aus Pietro di Fusi bei Benevent. Zerüttung der Finanzen durch dessen Corruption und Erpressungen.)</p>	<p>1725. Siebenzehntes Jubiläum.</p>	<p>Erneuerung der Kirche S. Sisto, Kirche und Hospital di S. Maria e S. Galicano Martire; Neuer Bau von SS. Biagio e Cecilia.</p>
<p>Nach Benedikts Tode 1730 Verjagung Coscias durch Volksaufstand. Verurteilung</p>	<p>1726. 145 937 Einwohner.</p>	

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Vangeschichte.
<p>deselben unter Clemens XII. zu 10jähriger Haft in der Engelsburg, Herausgabe des Geraubten, Zahlung von 100000 Scudi, er wird seines Erzbistums verlustig erklärt 2c.</p>		
<p>Clemens XII. (Lorenzo Corsini, Römer) 12. Juli 1730—7. Februar 1740 (Grabmal in der Laterankirche in der Cappella Corsini). Clemens gibt das Lotto frei, zur Aufbesserung der Finanzen, das Benedict XIII. anfänglich zu regulieren suchte und später unter Androhung der Exkommunikation verbot. Clemens' Spiel-erlaubnis galt nur für das römische Lotto, während die ausländischen Lotterien (Neapel, Genua) mit Exkommunikation belegt wurden.</p>	<p>1734. Gründung des capitulnischen Museums (Grundstück die Kaiserbüsten- und Inschriftensammlung des Kardinals Albani, diesem mit 66 000 Scudi bezahlt).</p>	<p>Heutige Vorderseite der Laterankirche. Capella Corsini in derselben. Gebäude der Penitenzerei des Laterans. Neue Vorderseite von S. Giovanni de' Fiorentini. S. Giuseppe alla Lungara. — Erneuerung von SS. Celso e Giuliano in Vancifi.</p>
<p>Benedict XIV. (Prospero Lambertini, aus Bologna) 10. Aug. 1740—2. Mai 1758. (Grabmal in der Peterskirche.)</p>	<p>1736. 150 649 Einw.</p> <p>1740. Zerstörung eines Teils des angeblichen Tempels der Venus und des Cupido (Nymphaeum Alexandri) zu dem Bau des Porticus von S. Croce. Ausgrabung des Obeliskens im Campo Marzo (jetzt auf Monte Citorio).</p>	<p>Palast der Consulta. Teatro Argentina. Erneuerung des Palasts Corsini. Heutiger Platz vor der Laterankirche. Bau der Fontana Trevi wird begonnen.</p>
<p>1743. Der Kirchenstaat wird zum Kriegstheater des österreichischen und spanisch-neapolitanischen Heeres.</p>	<p>1743. Die 14 Regionen (Rioni), in die Rom eingeteilt ist (im 13. Jahrhundert wurden deren 13 gebildet, Sixtus V. fügte den Borgo als 14. hinzu) werden auf des Papstes Befehl von einer Kommission unter Vorstz des Kardinals Camerlengo Hannibal Albani neu umgrenzt. Die Namen sind seither folgende: Monti, Trevi, Colonna, Campo Marzo, Ponte, Parione, Regola, St. Eustachio, Pigna, Campitelli, S. Angelo, Ripa, Trastevere, Borgo.</p>	<p>1740. Erneuerung von S. Croce und heutiger Portikus dieser Kirche. Erneuerung von S. Maria Maggiore und Aufführung der heutigen Vorderseite derselben. — Neue Erbauung von S. Eusebio, SS. Pietra e Marcellino bei dem Lateran, S. Apollinare.</p>
<p>1744. 24. Mai. Der Fürst von Lobcowitz, österreichischer Feldherr, kommt auf seinem Kriegszuge gegen das Königreich Neapel nach Rom. — 11. August. Treffen bei Velletri. Rückzug der Oesterreicher. — 3. November. Ankunft des Don Carlos, Königs von Neapel, in Rom.</p>	<p>1746. 151 188 Einw.</p>	<p>Vergrößerung des Hospitals von S. Spirito.</p>
	<p>1748. Bereicherung des capitulnischen Museums durch ägyptische Marmorstatuen aus der Hadriansvilla.</p>	<p>1743. 24. August. Die Wasser der Fontana Trevi laufen zum ersten Male.</p>
<p>1749. Anlegung der Bildergalerie im Konservatorenpalast.</p>	<p>1750. Ahtzehntes Jubiläum (im Dezember). Große Tiber-Überschwemmung.</p>	<p>1749. Umbau von S. Maria degli Angioli durch Vanvitelli, wodurch Michelangelos Werk so gut wie zerstört wird.</p>
		<p>1750. Erneuerung von S. Alessio.</p>

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>Clemens XIII. (Carlo Rezzonico, Venetianer) 6. Juli 1758—2. Febr. 1769. (Grabmal in der Peterskirche.)</p> <p>1758. Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, da sie der Urheberschaft oder wenigstens Teilnahme an dem Attentate auf den König (3. Sept. 1758) bezichtigt werden. Deswegen:</p> <p>1760. Bruch des Papstes mit dem portugiesischen Hofe.</p> <p>1763. Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich. (Das französische Parlament erklärt 6. Aug. 1762, daß der Orden der Jesuiten nach Unabhängigkeit von geistlicher und weltlicher Autorität strebe und selbst die Gewalt zu usurpieren suche, er sei daher aus Frankreich auszuschließen.)</p> <p>1765. 1. Januar. Bulle „Apostolicum pascendi“. Lobpreisung der Jesuiten. Dieselbe wird in Frankreich, Portugal, Neapel, Venedig, Mailand verboten.</p> <p>1767. Vertreibung der Jesuiten aus Spanien und dem Königreich Neapel.</p> <p>1768. Desgleichen aus Parma und Piacenza. — 30. Juni. Monitorium des Papstes gegen die durch die Herzöge von Parma 1764 und 1768 erlassenen, die kirchliche Freiheit beschränkenden Gesetze. Bedrohung der Urheber derselben mit der Exkommunikation. Die bourbonischen Höfe von Frankreich, Spanien und Neapel vereinigen sich gegen den Papst, um ihn zum Widerruf dieses Breve und zur Aufhebung des Jesuitenordens zu vermögen. Als Re-pressalie wird Avignon und Venaissin von den Franzosen, Benevent und Pontecorvo von den Neapolitanern besetzt.</p>	<p>Errichtung einer Accademia del Tundo auf dem Capitol durch Kardinal Valenti.</p> <p>1751. Im Kolosseum wird durch P. Leonhard von Porto S. Maurizio aus dem Ertrage von Moses eine via crucis mit 14 Kapellen errichtet und ein Eremit als Custode bestellt.</p> <p>1756. Benedikt XIV. läßt das Kolosseum zur Chiesa pubblica weihen und hindert damit dessen weitere Zerstörung.</p> <p>1756. 153 848 Einwohner.</p> <p>1761. Mengs vollendet den „Parnas“ in der Villa Albani.</p> <p>1765. Die beiden Centauren und das Taubensmosaik werden aus der Erbschaft des Kardinals Furietti für das capitolinische Museum erworben.</p> <p>1766. 157 868 Einwohner.</p>	<p>Erneuerung der Kirche S. Maria del Priorato.</p> <p>1762. Enthüllung der Statuen an der Fontana Trevi. Architekt: Nicola Salvi. — Neptun und Gefolge: Pietro Bracci. Gesundheit und Fruchtbarkeit: Philippo Valle.</p>

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>1769. Jan. Die Gesandten der bourbonischen Höfe verlangen nacheinander die unwiderrufliche Aufhebung des Jesuitenordens. Der Papst beruft auf den 3. Februar ein Consistor, um die Sache in Überlegung zu ziehen; am Abend vorher trifft ihn ein Schlagfluß.</p>		
<p>Während des Konklave Ankunft Kaiser Joseph II. und Leopolds, Großherzogs von Toscana in Rom.</p>		
<p>Clemens XIV. (Lorenzo Francesco Ganganelli, von S. Angelo in Vado) 9. Mai 1769—22. Sept. 1774. (Grabmal in der Kirche SS. Apostoli.)</p>		
<p>1770. Die bourbonischen Mächte und der König von Portugal erneuern das Ansuchen an den Papst, den Jesuitenorden aufzuheben. — Abschaffung des Verlesens der Bulle „in Coena Domini“ am grünen Donnerstage.</p>	<p>1770. Die Niobe und der Statuenschatz der Villa Medici wird von Peter Leopold v. Medici nach Florenz verbracht.</p>	<p>1771. Beginn der Bauten für das vatikanische Museum (später Museo Pio-Clementino). Simonetti gibt dem Belvedere die jetzige Gestalt.</p>
<p>1773. 16. August. Aufhebung des Jesuitenordens in Rom durch das Breve „Dominus ac redemptor“. — Herstellung des guten Einvernehmens zwischen dem Papste und den bourbonischen Mächten: Der Papst erhält Avignon, Venaisün, Benevent und Pontecorvo zurück. — Der Jesuiten-General Lorenzo Ricci in der Engelsburg gefangen gesetzt.</p>	<p>1774. 160 896 Einwohner. 1775. 165 047 Einwohner. Neunzehntes Jubiläum.</p>	<p>1773. Das Museo lapidario wird durch Gaetano Marini fertig gestellt (geplant schon von Clemens XI.).</p>
<p>Pius VI. (Angelo Braschi von Cesena) 15. Febr. 1775—29. Aug. 1799. (Grabmal in der Peterskirche vor der Konfession.)</p>	<p>1776. 163 310 Einw. 1777. 163 102 „ 1778. 162 442 „ 1779. 162 243 „ 1780. 163 428 „</p>	<p>1776—1784. Ausbau der Sakristei von St. Peter durch Carlo Marchionne.</p>
<p>1778. Versuche, die pontinischen Sümpfe trocken zu legen, unter persönlicher Mitwirkung des Papstes, der die Trace des Hauptentwässerungskanales bestimmt: Ingenieur Rapini aus Bologna setzt den vom Kardinal Medici gegrabenen Kanal il portatore di Badino fort bis zur Via Appia, dann parallel derselben 1781 bis Bocca di fiume, später bis Torre tre ponti (Einea Pia) und zum Hafen von Terracina. (1785—86 Erneuerung des fiume Sisto.)</p>	<p>1780. Entdeckung des Grabmals der Scipionen. Anordnung der Wiederherstellung der alten Via Appia, die bis Terracina der Richtung des Cenfor Appius Claudius folgend dort in die Straße nach Neapel einmünden soll.</p>	<p>1783. Kardinal von York läßt den Jupitertempel auf dem Monte Cavo zerstören, um dasselbst ein Kloster zu errichten.</p>
<p>1782. 27. Februar. Abreise des Papstes nach Wien zum Besuche Joseph II. — 13. Juni. Zurückkunft des Papstes.</p>	<p>1781. 161 895 Einw. 1782. 162 803 „ 1783. 163 996 „ 1784. 161 552 „ 1785. 162 452 „ 1786. 163 956 „ 1787. 164 595 „</p>	<p>1786. Aufrichtung des Obelisken aus dem Grabmale des Augustus auf der Piazza di Monte Cavallo und Gruppierung der Koffebändler um denselben durch Antinori.</p>
<p>1783. 23. Dezember. Kaiser Joseph II. kommt, den Besuch des Papstes erwidern, zum zweiten Male nach Rom: Er erhält vom Papste das Recht der Ernennung der Bischöfe und der Erteilung der Benefizien in der österreichischen Lombardei.</p>		<p>1787. Grabdenkmal Clemens XIV. Ganganelli von Canova in SS. Apostoli enthüllt.</p>

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>1788. Der König von Neapel dekretiert den Lehnzins (7000 Dukaten und ein geschmückter Selter, die sonst am Peter- und Paulstage feierlich übergeben wurden), den er schon seit 1776 verweigerte, für durchaus abgeschafft.</p>	<p>1788. 165 441 Einw.</p>	
<p>1789. In Frankreich: Beschlagnahme des gesamten Kirchengutes für Rechnung der Nation auf Antrag Talleyrands, Bischofs von Autun.</p>	<p>1789. 163 034 Einw.</p>	<p>1789. Aufrichtung des salustischen Obelisken vor Trinità de' Monti.</p>
<p>1790. In Frankreich: Aufhebung der Rechtsverbindlichkeit der Ordensgelübde, Aenderung der Diözesaneinteilung, Wahl der Bischöfe und Pfarrer durch die Gemeinde. Kirchenangelegenheiten sind durch die heimische Gesetzgebung zu regeln.</p>	<p>1790. 162 982 Einw.</p>	
<p>1791. Proklamation der Zivilverfassung der katholischen Geistlichkeit, Eid der Priester auf die Verfassung. — 10. März. Breve Pius VI. gegen die französische Auffassung der politischen Freiheit und des Gottesgnadentums. — Juli. Bannbulle gegen die französischen Priester, die den Eid auf die Verfassung geleistet haben. — Der päpstliche Nuntius verläßt Paris. — Revolution in Avignon und Carpentras. — 14. Sept. Die Nationalversammlung erklärt die Vereinigung von Avignon und Venaisin mit Frankreich.</p>	<p>1791. 163 393 Einw.</p>	<p>1792. Aufrichtung des Obelisken vom Marsfeld auf Monte Citorio.</p>
<p>1793. Nach Proklamierung der französischen Republik sucht der französische Konsul das Lilienwappen von seiner Wohnung und dem Gebäude der französischen Akademie (Palast des Herzogs v. Nevers auf dem Corso) zu entfernen. — 8. Jan. Protestation der päpstlichen Regierung dagegen und Bewachung der betreffenden Gebäude. — Der französische Gesandte in Neapel, Makau, sendet gegen diese Protestation den Marineoffizier La Flotte und den Gesandtschaftssekretär Basseville nach Rom mit einer Note an den Staatssekretär Kardinal Zelada und dem Auftrage, das republikanische Wappen eventuell mit Gewalt aufzurichten. — 13. Jan. La Flotte und Basseville erscheinen auf dem Corso mit Nationalfokarden und der dreifarbigem Fahne. Das Volk erregt deswegen einen Aufstand, ermordet Basseville, dringt in den Palast der französischen Malerakademie, plündert einige Kaufläden und sucht den Ghetto ebenfalls zu plündern. — Anfangs Februar erneuter Aufstand gegen die Franzosen.</p>	<p>1793. 165 316 Einw.</p>	
	<p>1794. 166 948 „</p>	
	<p>1795. 164 586 „</p>	
	<p>1795. April. Ausstellung Carstenscher Werke „im Hause des verstorbenen Signore Pompeo Battoni im zweiten Stockwerke“ (via bocca di Leone).</p>	<p>1795. Vollendung des Grabmales des Papstes Clemens XIII. Rezzonico in St. Peter (Canova).</p>

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>1796. 14. Juni. General Augereau rückt in den Kirchenstaat ein. — 23. Juni. Abschluß eines Waffenstillstandes zu Bologna zwischen General Bonaparte und dem päpstlichen Bevollmächtigten Gnudi. Die Franzosen erhalten die Legationen, Bologna und Ferrara, sowie die Citadelle von Ancona und 100 Meisterwerke der Kunst. Die päpstliche Regierung sucht die Friedensverhandlungen in die Länge zu ziehen, um den Ausgang des Feldzuges der Franzosen gegen die Oesterreicher abzuwarten. Frankreich verlangt als Friedensbedingung den Widerruf der antiansehnlichen Bulle: „Autorem fidei“, die der Papst verweigert. — Kriegsrüstungen des Papstes.</p>	<p>1796. Ein großer Teil der Titusthermen wird als Baumaterial zur Anlage von Pulvermühlen benutzt.</p>	
<p>1797. Erneuerung der Feindseligkeiten der Franzosen gegen den Kirchenstaat. — 2. Febr. Niederlage der päpstlichen Truppen bei Faenza. — 19. Februar. Friedensschluß zu Tolentino zwischen dem Papst und der französischen Republik, unter Bedingung der Abtretung der Legationen von Bologna, Ferrara und Ravenna, der Grafschaften Avignon und Venaisin, ferner werden Frankreich 100 römische Hauptwerke der bildenden Kunst (darunter Apoll von Belvedere, Laokoon, Torso) und 500 Manuskripte zugesprochen, eine Zahl, die erheblich überschritten wurde. — 5. Juni. Ancona empört sich gegen den Papst und erklärt sich zur Republik. — 27./28. Dez. Republikanischer Erhebungsversuch der römischen Patrioten auf dem Pincio, der durch das Militär vereitelt wird. Am 28. Dez. morgens sammeln sich die Verschwörer beim Palazzo Corsini, wo Joseph Bonaparte als französischer Gesandter residirt, um Beistand von Frankreich zu begehren. Der französische General Duphot wirft sich zwischen die Republikaner und das päpstliche Militär und wird von letzterem erschossen. Joseph Bonaparte verlangt nach nicht erhaltener Genehmigung seine Pässe und reist noch in derselben Nacht ab.</p>	<p>1796. 166 417 Einw.</p>	
<p>1798. 10. und 11. Febr. Die ersten Franzosen rücken in Rom ein, besetzen Castell S. Angelo und geben den gefangenen Jakobinern die Freiheit. Einige Hundert Mann lagern auf Monte Cavallo und Araceli. — 12. Febr. Verstärkung derselben durch eine ganze Brigade. — 13. Febr. General Berthier lagert auf dem Monte Mario. — 15. Febr. 300 römische „Pa-</p>	<p>1797. 166 280 Einw.</p>	
	<p>1798. 70 Statuen aus der Villa Albani werden nach Paris entführt.</p>	<p>Zerstörung der Kirchen: S. Matteo in Merulano, S. Lorenzo in Damaso, S. Trinità de' Monti, S. Maddalena alle Convertite, S. Pancrazio, S. Prisca.</p>

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>trioten" proklamieren das Aufhören der Papstherrschaft, pflanzen auf dem Kapitol den Freiheitsbaum auf und wählen 7 Konsuln. Proklamation der römischen Republik auf dem Campo vaccino. Glänzender Einzug Berthiers auf Einladung der 7 Konsuln. Dem Papste wird vom französischen Platzkommandanten General Cervoni seine Entthronung angezeigt. — 28. Febr. Der Papst erhält, auf seine Weigerung, die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen, die Weisung, binnen 2 Tagen die Stadt zu verlassen. — 20. Februar. Pius VI. wird durch die Porta Angelica nach Siena abgeführt. — Wegführung der Kardinäle und Verweisung aller fremden Geistlichen aus Rom. — Plünderung des Silbergerätes der römischen Kirchen. — Das französische Direktorium konfisziert das Eigentum der Familien Albani und Braschi. Die Skulpturen der Villa Albani werden nach Paris verbracht. — 24. Febr. Aufrührerische Versammlung der französischen Offiziere zur Forderung ihres rückständigen Soldes. — 25. Febr. Aufstand der Trasteveriner, sowie der Bauern in Albano und Marino, hauptsächlich gegen die Erpressungen französischer Kommissare. Nach 3 Tagen Ruhe wiederhergestellt, 22 der Aufständischen werden zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt. — Der General Massena proklamiert die von Frankreich der römischen Republik erteilte Konstitution: Einteilung des Kirchenstaates in 8 Departements unter Konsularpräfekten. Zwei gesetzgebende Kammern: Tribunal und Senat. 5 Konsuln haben die ausführende Gewalt, über denselben steht aber einstweilen der französische Oberbefehlshaber. Infolge des Geldmangels Papierzettelwirtschaft und rapide Entwertung dieser Noten. Große dem römischen Staate auferlegte Kontribution und dadurch verursachte Zerrüttung des öffentlichen Kredites. — 3. Mai. General Dombrowski zieht mit der polnischen Legion in Rom ein. — 30. Mai. Pius VI. bezieht die Certosa bei Florenz. — August. König Ferdinand von Neapel erbittet sich von Oesterreich einen General: Maß.</p>		
<p>1798. 21. Nov. König Ferdinand erläßt aus dem Lager von San Germano ein Manifest, in dem er die Absicht ankündigt, den katholischen Glauben und die Regierung des legitimen Souveräns in Rom wiederherzustellen. Der französische</p>	<p>1798. 151 652 Einw.</p>	

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Vaugeschichte.
<p>Befehlshaber Championnet räumt mit den Konsuln und seinen Truppen Rom, wobei jedoch die letzteren im Besitze der Engelsburg bleiben. — 27. Nov. Die Neapolitaner rücken in die Stadt ein. — 29. Nov. Ankunft König Ferdinands in Rom. — 6. Dez. französische Kriegserklärung an Neapel. Macs Heer überall geschlagen, muß den Rückzug antreten. — 12. Dez. Räumung Roms seitens der Neapolitaner. Wiedereinzug der Franzosen und des republikanischen Magistrates. — 20. Dez. Championnet erobert Neapel. König Ferdinand flieht mit Frau und Kindern nach Palermo.</p>		
<p>1799. Hungersnot in Rom. — März. Pius VI. wird über Parma, Tortona, Turin nach Briançon, dann nach Valence, (Dauphiné) gebracht. — Anfang Mai. Die Franzosen geben Neapel gezwungen durch die Siege der Koalltirten auf. — 11. Juli. Der französische Kommandant, General Garnier, erklärt Rom in Belagerungszustand, hebt die Konsuln, Senatoren und Tribunen auf und setzt eine provisorische Regierung nieder. — 29. August. Pius VI. stirbt zu Valence. — Mitte September. Die Neapolitaner nähern sich Rom, und ein englisches Geschwader erscheint vor Civita Vecchia. — 27. September. Kapitulation des Generals Garnier mit dem englischen Commodore Crowthbridge, vermöge deren das römische Gebiet von den französischen Truppen geräumt und Civita Vecchia und Corneto den 29. September den Engländern, Rom nebst der Engelsburg den 30. September den Neapolitanern übergeben wird. Den Republikanern steht es frei, sich den Franzosen anzuschließen, oder unter Gewährleistung der Person und des Eigentums in Rom zu bleiben. — 3. Oktober. Der neapolitanische General Bourchard überträgt im Namen des Königs von Neapel die Regierung des römischen Staats einer dazu ernannten Giunta. Reaktionäre Schreckensherrschaft. — Mitte Oktober. Ankunft des Generals Diego Tafelli in der Eigenschaft eines neapolitanischen Oberkommandanten. — 1. Dezember. Konflave in Venedig.</p>	<p>1799. 147 026 Einw.</p>	
<p>Pius VII. (Gregor Barnabas Chiaramonti, Kardinalbischof v. Imola) 14. März 1800 — 20. August 1823. (Grabmal in der Peterskirche.)</p>		
<p>1800. 22. Juni. Rom der Kirchenstaat (ohne die Legationen) wird dem</p>	<p>1800. 153 004 Einwohner.</p>	

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>päpstlichen Legaten von den Neapolitanern und Osterreichern übergeben. — 3. Juli. Einzug des Papstes in Rom. — 11. August. Consalvi Kardinal. — 30. Okt. Die päpstliche Konstitution „Post diuturnas“ spricht im Prinzip die Wiederaufrichtung der durch die Republik gestürzten Ordnungen aus. — 31. Oktober. Verkündigung einer Amnestie zugunsten der Patrioten.</p>		
<p>1801. 15. Juli. Konkordatsabschluss mit Frankreich. Anerkennung des Verlustes der geistlichen Güter (im Werte von 400 Millionen Frks.). Neuorganisation der französischen Geistlichkeit, die besoldet und von der Regierung ernannt wird. Der Papst behält das Recht der kanonischen Institution im früheren Umfange.</p>	<p>1801. Die Villa Medici wird von Bonaparte als Sitz der römischen Académie de France erworben.</p>	
<p>1802. Begründung der preussischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhle.</p>	<p>1803. Unterer Teil des Triumphbogens des S. Severus freigelegt.</p>	<p>1803. Restauration des Kolosseums. Die dem Lateran zugewandte Seite durch Strebepfeiler gesichert.</p>
<p>1804. 2. Nov. Da Napoleon auch nach dem Konkordate die Rechte der Staatsgewalt der Kirche gegenüber rücksichtslos vertritt, läßt sich der Papst bewegen, zur Krönung zu reisen, in der Hoffnung, durch persönlichen Verkehr mit Napoleon verständlich zu wirken. — 2. Dez. Krönung Napoleons in Notre-dame.</p>	<p>Überschwemmung der Tiber.</p>	<p>Erneuerung des Ponte Molle.</p>
<p>1805. 16. Mai. Pius VII. trifft wieder in Rom ein, ohne seine Wünsche (in erster Linie wohl Rückgabe von Romagna und Legationen, sowie Bruch mit der gallikanischen Erklärung von 1682) in irgend einer Weise erreicht zu haben. Nach seiner Rückkehr neue Forderungen Napoleons. — 26. Mai. Italienische Krönung Napoleons. — Oktober. Die Franzosen besetzen die Citadelle von Ancona trotz Protestes des Papstes.</p>	<p>Humboldt als Ehrenmitglied in die Academia di San Luca aufgenommen.</p>	
<p>1806. Februar. Durchmarsch der Franzosen durch Rom nach Neapel zur Einsetzung Joseph Bonapartes als König beider Sizilien. — 26. April. Note Consalvis, in der er aus Anlaß der Anerkennung Josephs die Lehnsabhängigkeit Neapels vom römischen Stuhle zur Sprache bringt. — Juni. Benevent und Pontecorvo werden dem Papste von Napoleon weggenommen. — 17. Juni. Consalvi auf Drängen Napoleons entlassen. — Beschwerden des Papstes gegen Napoleon wegen der Besetzung von Ancona, der von demselben vorgegebenen Oberherrschaft über Rom und der Unterhaltung der französischen Truppen auf Kosten der päpstlichen Regierung.</p>		

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Vangeichte.
<p>1807. Die fortdauernden kleinen Kämpfe zwischen dem Kirchenstaate und Frankreich sucht Napoleon durch folgende Forderungen zu beseitigen: Allianz des Papstes mit Frankreich. Französische Garnisonen in Ancona, Civitavecchia, Ostia. Anerkennung König Joseph Bonapartes unter Wegfall der angeblichen Lehnsverpflichtung gegen den hl. Stuhl. Geltung des französischen und italienischen Konkordates auch für die neu angegliederten Provinzen. Ein Drittel der Kardinäle sollen Franzosen sein. Die Verhandlungen scheitern an der Weigerung des Papstes bezüglich des ersten und letzten Punktes. — Die Häfen des Kirchenstaates werden wegen der Weigerung des Papstes, sie den Engländern zu verschließen, von den Franzosen besetzt. — 1. Nov. General Lemarois proklamiert sich als Gouverneur der Mark Ancona, Provinz Urbino und Macerata.</p> <p>1808. Der Papst verwirft, mit Napoleon in ein Bündnis gegen England zu treten. — 2. Febr. Rom wird von französischen Truppen unter der Anführung des Generals Miollis besetzt. — Lemarois reißt die in seinem Gouvernement befindlichen päpstlichen Truppen der französischen Armee ein. — 16. März. Protest des Papstes gegen die Einreihung. — 16 Kardinäle werden genötigt, die Stadt zu verlassen, darunter der Pro-Segretario di Stato, Kardinal Gabrielli. — Der Papst ruft seinen Nuntius von Paris zurück und die französische Gesandtschaft verläßt Rom. — 2. April. Napoleon dekretiert die Einverleibung der päpstlichen Provinzen Mark, Urbino, Macerata, Comerino in das Königreich Italien.</p>	<p>Nov. Die Antiken der Villa Borgheese werden nach Paris verkauft.</p>	<p>1808. Begründung des Museo Chiaramonti.</p>
<p>1809. 17. Mai. Napoleon erklärt Rom als kaiserliche unmittelbare Stadt, nimmt dem Papste die weltliche Herrschaft. Roms Weichbild wird ihm gelassen, der Rest des Kirchenstaates zum französischen Kaiserreich geschlagen. — 10. Juni (bis Ende 1810). Außerordentliche Konsulta zur Ordnung der Regierung der unmittelbaren Stadt Rom. Bannbulle des Papstes „Quam memoranda“ gegen alle Teilnehmer der Invasion des Kirchenstaates seit 2. Febr. 1808 (Napoleon in kleiner Exkommunikation). — 6. Juli. Pius VII. wird durch General Rudet gewaltsam aus Rom entführt, über Florenz und Turin nach Savona. — Massenhafte Auswande-</p>	<p>1809. 136 268 Einwohner.</p>	

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>zung päpstlich Gesinnter. — November. Ankunft des Königs Joachim von Neapel in Rom.</p>	<p>21. Dez. Tiberüberschwemmung.</p>	<p>Gartenanlagen auf Monte Pincio. Niederreißung der Kirchen S. Eufemia und dello Spirito Santo bei der Ausgrabung des Forum Trajans, desgleichen der Klöster S. Maria del Popolo und S. francesca Romana.</p>
<p>1810. 17. februar. Durch Senatuskonsult wird Rom als endgültig mit dem Kaiserreich vereint und zur „zweiten Stadt“ desselben erklärt. — 18. April. Alle fremden Geistlichen werden aus Rom verwiesen. — 7. Mai. Aufhebung der geistlichen Orden und Kongregationen. — Befehl an die Bischöfe, Domherren und Pfarrer des römischen Staates, der französischen Regierung den im Konkordat von 1801 bestimmten Eid zu leisten. Verfolgung derjenigen, die sich dessen weigern.</p>	<p>Ausgrabung des Forum Trajans, des Kolosseums. Entdeckung der Gemächer unter der Arena desselben. Ausgrabung des sog. Friedenstempels, des Tempels der Venus und Roma und der antiken Gebäude des Forum Romanum. — Entdeckung des Postamentes mit der Inschrift der Säule des Phocas.</p>	
<p>1812. 10. Juni. Papst Pius VII. von Savona nach Fontainebleau verbracht, wo er am 20. Juni ankommt.</p>	<p>1810. 20. Juni. Overbeck, Pforf, Höttinger und Vogel kommen in Rom an.</p>	
<p>1813. 25. Januar. Papst Pius VII. willigt durch Konkordat in die Übertragung des hl. Stuhles nach Avignon. 25. Nov. Einrückten der neapolitanischen Truppen in Rom.</p>	<p>1813. 117 882 Einwohner.</p>	
<p>1814. 11. Jan. König Joachim Murat fällt von Napoleon ab und tritt der Koalition bei. Auf Ansuchen der Römer übernimmt er die provisorische Regierung Roms. — 19. Jan. General Pignatelli nimmt im Namen des Königs von Neapel vorläufig Rom in Besitz. Blockade der Engelsburg, in welche sich der General Miollis mit den französischen Truppen begeben. — 23. Jan. Pius VII. tritt von Fontainebleau aus die Rückreise nach Rom an. — 24. Jan. König Joachim kommt nach Rom. — Kardinal Rivarola, der als Legat a latere dem Papste vorausgereist ist, nimmt im Namen des Papstes die Stadt in Besitz, setzt die französischen Gesetze und Verordnungen außer Kraft. Wiederherstellung der Baronalgerichtsbarkeit und der Glaubensinquisition, Abschaffung der Straßenbeleuchtung, Rekonstituierung von 1800 Mönchs- und 600 Nonnenklöstern, die Napoleon aufgehoben zc. — 24. Mai. Pius VII. Ankunft in Rom und feierlicher Einzug. folgenden Tages verlassen die neapolitanischen Truppen Rom. — 7. August. Restitution der Jesuiten durch die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum“.</p>	<p>1815—16. Die meisten der nach dem Frieden von Tolentino nach Frank-</p>	
<p>1815. März. Neuerlicher Anschluß Murats an Napoleon. Er verlangt den Durchzug durch Rom zu einem Feldzuge gegen die Alliierten, gedenkt dabei den Papst ge-</p>		

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>fangen zu nehmen und nach Gaeta zu führen. Der Papst verweigert den Durchzug. Die Neapolitaner rücken über Frascati, Tivoli, Albano vor. — 22. März. Der Papst flieht nach Genua. — 3. Mai. Treffen bei Macerata. Murat geschlagen. — Der Papst kehrt nach Rom zurück. Restitution der Bourbonen in Neapel. — 9. Juni. Wiener Schlußakte. Die Herzogtümer Camerino, Pontecorvo und Benevent, die Marken Ancona, Macerata und Fermo, die Legationen Ravenna und Bologna werden dem Papste zurückgegeben.</p>	<p>reich entführten Kunstwerke werden durch englische Fregatten zurückgebracht. Der familie Albano wird das Antinousrelief auf ihren Protest gegen die Konfiskation von 1798 zurückgegeben, die übrigen Skulpturen werden von Ludwig XVII. für das Louvre angekauft. — 3. Jan. 1816. Rückkehr und festlicher Empfang Canovas, der 1815 nach Paris gesandt, wesentlich durch seinen Eifer und diplomatisches Geschick 69 antike Skulpturen, 10 Hauptgemälde, 461 Manuscripte für Rom zurück erlangte. Sein Name wird vom römischen Senate dem goldenen Buche des Capitols eingefügt. Der Papst ernennt ihn zum Marchese v. Ischia.</p>	<p>Herstellung der Kirchen S. Pancrazio, S. Trinita de' Monti. Neuer Bau der Klöster S. Maria del Popolo und S. Francesca Romana. Erneuerung von S. Cecilia in Trastevere.</p>
<p>1816. Beschwerden des Papstes gegen den König Ferdinand von Neapel wegen der Nichtentrichtung des Lehnzinses für dieses Reich an den päpstlichen Stuhl. — 6. Juli. Motuproprio des Papstes über Reformen im Kirchenstaate in Consalvis Sinne.</p>	<p>1817. febr. Marchese Massimi verhandelt mit Cornelius wegen Ausmalung seiner Villa. — Vollendung des Grabmonuments der Stuaris (Canova) in St. Peter.</p>	
<p>1817. Konkordate des päpstlichen Stuhls mit Bayern, Frankreich und Sardinien. — Wiedereröffnung des Collegio Urbano de propaganda fide (von Napoleon 1809 als unnütz aufgehoben).</p>	<p>1819. 3. April. Eröffnung der Ausstellung von 178 Werken meist deutscher Künstler in 2 Sälen des Palazzo Caffarelli.</p>	
<p>1818. 16. februar. Unterzeichnung des Konkordats mit Neapel.</p>	<p>Stiftung der preussischen Gesandtschaftskapelle in der Wohnung Niebuhrs im Marcellustheater.</p>	
<p>1819. 3. April. Besuch des Kaisers v. Oesterreich mit der Kaiserin und Tochter in Rom.</p>	<p>1819. 27. Juni. Erster protestantischer Gottesdienst daselbst (seit 1823 im Palazzo Caffarelli).</p>	
<p>1820. Juli. Revolution in Neapel.</p>	<p>1820. Die Büsten ausgezeichneter Italiener werden auf Befehl des Papstes aus dem Pantheon in die Protomotheca</p>	

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>1821. febr. Oesterreicher auf dem Zuge gegen Neapel vor Rom. Hardenberg in Rom. Abschluß der Verhandlungen Niebuhrs mit dem Papste (Ordnung der Diözesanangelegenheiten der katholischen Kirche 2c.).</p> <p>1822. November. König Friedrich Wilhelm III. besucht mit den Prinzen Wilhelm und Carl (im Gefolge General v. Wittleben, A. v. Humboldt) Rom.</p> <p>Leo XII. (della Genga) 28. Septbr. 1823—9. febr. 1829. (Grabmal in der Peterskirche.)</p>	<p>im Conservatoren-Palast verfehzt.</p> <p>1820. 135 046 Einwohner.</p> <p>1822. 13. Okt. Canova f.</p> <p>1822. Novbr. Ausstellung von Bildern deutscher Künstler unter Capestels Direktion in der Casa Bartholdy.</p>	<p>1822. Aufrichtung des Obeliskens aus dem sog. Zirkus des Aurelian in den Gartenanlagen des Monte Pincio. Wiederherstellung und Ergänzung des Titusbogen.</p>
<p>1824. 24. Jan. Kardinal Ercole Consalvi † 67 Jahre alt. Seine Büste von Thorwaldsen wird am 17. Sept. 1824 im Pantheon aufgestellt.</p> <p>1825. Die Parteien der Carbonari (Liberale) und Sanfedisten (Papsttreue), die beide im Anfange des Jahrhunderts sich bildeten, spielen eine immer größere Rolle im öffentlichen Leben. Verfolgung der Carbonari durch Kardinal Rivarola.</p> <p>1825. 31. August. Derselbe verurteilt als Legat a latere 508 Personen, meist Carbonari; 7 zum Tode, 13 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit 2c.</p>	<p>1824. 24. Jan. Kardinal Ercole Consalvi † 67 Jahre alt. Seine Büste von Thorwaldsen wird am 17. Sept. 1824 im Pantheon aufgestellt.</p> <p>1825. 20. Jubiläum. Ca. 400 000 Pilger. Ca. 2 Millionen Scudi gehen ein, die zum Wiederaufbau von San Paolo fuori le mura verwandt werden sollen, der in diesem Jahre begonnen wird, nach dem ursprünglichen Plane.</p>	<p>1823. 15. Juni. S. Paolo fuori le mura brennt ab.</p> <p>1824. Die protestantische Grabstätte an der Cestiuspyramide wird auf Bunsens Veranlassung mit einer Mauer geschützt und umgeben.</p>
<p>1828. 23. Oktober bis Mitte November. Kronprinz von Preußen (später Friedrich Wilhelm IV.) in Rom.</p> <p>Pius VIII. (Kardinal Franz Xaver Castiglione, Bischof v. Frescati) 31. März 1829—1. Dez. 1830. (Grabmal in der Peterskirche.)</p> <p>Während der Sedisvakanz Verschwörung, an der sich unzufriedene päpstliche Offiziere und die Brüder Napoleon und Ludwig Bonaparte (Söhne des Erzkönigs von Holland) beteiligen, die Engelsburg zu überumpeln und die Papstherrschaft zu stürzen. Dieselbe wird bald unterdrückt.</p>	<p>1827. Beschluß, die Ausgrabung des Forums fortzusetzen.</p> <p>1828. Gründung des Istituto di corrispondenza archeologica unter des Kronprinzen von Preußen Protektorate. Erster Präsident Herzog v. Blacas, französischer Botschafter. Generalsekretär Bunsen, preussischer Ministerresident. Dirigierende Sekretäre Prof. Gerhard und Dr. Panofka.</p>	<p>1827. Beschluß, die Ausgrabung des Forums fortzusetzen.</p>
<p>Gregor XVI. (Mauro Cappellari aus Belluno) 2. febr. 1831—1. Juni 1846. (Grabmal in der Peterskirche.)</p> <p>1831. 8. Februar. In Bologna wird die italienische Trifolore aufgehißt und die weltliche Papstherrschaft für abgeschafft</p>	<p>1830. 147 285 Einwohner.</p>	

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Vaugeschichte.
<p>erklärt. Die Bewegung ergreift rasch die übrige Romagna, die Marken, Umbrien. In Rom werden die Karnevalslustbarkeiten suspendiert. — 12. Februar. Revolte in Rom, Angriff auf die Postwache, wird rasch niedergeschlagen. — 21. März. Die vom Papste um Intervention angerufenen Österreicher ziehen in Bologna ein. — Mai. Ein Memorandum der 5 Großmächte, notwendige Reformen im Kirchenstaate betreffend, wird dem Staatssekretär Kardinal Bernetti übergeben: Selbstverwaltung der Gemeinden durch gewählte Vertreter, Zulassung der Laien zur politischen und Justizverwaltung, Bildung beratender Körperschaften für Angelegenheiten der Provinzen und einer Staatskonsulta für das ganze Land, Aufsichtsbehörde über die finanzielle Gebahrung. — 5. Juli. Päpstliches Motuproprio, umgeht mit halben Zusagen die Forderungen der Mächte. Die österreichischen Truppen räumen den Kirchenstaat. — Vergebliches Drängen von Deputierten der päpstlichen Provinzen um Reformen. Konflikte der Liberalen mit päpstlichen Truppen und Sanfedisten.</p>	<p>1833. 12.—16. Sept. Eröffnung der Gruft Raffaels im Pantheon. 17. Okt. Wiederbeisetzung seiner Reste.</p> <p>1834. Einrichtung einer Nationalbank in Rom. — Eröffnung des Friedhofes bei San Lorenzo fuori le mura.</p>	
<p>1832. Januar. Die Österreicher besetzen Bologna wieder. — 22. März. 1500 Franzosen besetzen Ancona. — Organisation sanfedistischer Miliz: „Centurionen“, durch den außerordentlichen päpstlichen Kommissar Kardinal Albani und seinen Nachfolger Kardinal Brignole, zur Unterdrückung liberaler Regungen.</p>	<p>1835. 152 457 Einwohner.</p> <p>1836. Eröffnung einer Sparkasse in Rom.</p> <p>1837. Cholera in Rom (die Sterblichkeit wird dadurch von 3000 auf 12 000 erhöht) Ostern 1837: 156 552 Einwohner. Ostern 1838: 148 903 Einwohner. Einführung einer allgemeinen Versicherungsgesellschaft gegen Hagel und Feuer im Kirchenstaate.</p>	
<p>1836. Kardinal Bernetti wird des Staatssekretariates enthoben, das dem Kardinal Lambruschini übertragen wird.</p>	<p>2. febr. Eröffnung des etruskischen Museums im Vatikan durch Gregor XVI. — Die vatikanische Pinakothek wird in die jetzigen Säle verbracht (früher in den Appartamenti Borgia zc.).</p>	
<p>1838. Die Legationen werden von den Österreichern, Ancona von den Franzosen geräumt. — Dezember. Der Großfürst Thronfolger, nachmals Alexander II., in Rom.</p>	<p>Zu Ehren des Großfürsten Ausstellung von Werken deutscher Künstler in den Ateliers von Elsasser, Catel, Reinhart und Lindau.</p>	<p>Die mittelalterlichen Befestigungen der Porta Maggiore werden abgebrochen und als Kern einer Bastei das Grabmal des Eurysaces gefunden.</p>

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>1839. 3. Dezember. Bulle „In supremo apostolatus fastigio“ gegen den Sklavenhandel.</p>	<p>1839. Auffindung einer Grabkammer in der Vigna Argoli zwischen Porta Pia und San Lorenzo. — 2. Febr. Eröffnung des ägyptischen Museums im Vatikan durch den Papst.</p>	
<p>1843. Guerillakrieg mazzinistisch Gesinnter (Muratori, Ribotti) in der Romagna, direkt veranlaßt durch die übergroße Strenge des Legaten Kardinal Spinola. Scharfe Justiz gegen die Gefangenen.</p>	<p>1840. Frühling. Aufdeckung eines Kolumbariums in der Nähe der Porta Latina durch Cav. Campana.</p>	<p>1840. 5. Okt. Einweihung des Querschiffes von San Paolo fuori le mura durch den Papst.</p>
<p>1844. 7. Mai. Hinrichtung von 7 derselben. Verschärfte Repressivmaßregeln nach Niederwerfung des Aufstandes. Summarisches Verfahren ambulanter Kriegsgerichte.</p>	<p>1842. 167 121 Einw. 1843. 6.—9. Februar. Tiberüberschwemmung.</p>	<p>1843. S. Maria dell' Anima wiederhergestellt und mit neuer Orgel versehen. — Vollendung des Hauptaltars und der Tribuna durch den Architekten Sarti.</p>
<p>1845. 12.—18. Dez. Kaiser Nikolaus in Rom. 13. Dez. Empfang beim Papste.</p>	<p>1845. Gründung des deutschen Künstlervereins.</p>	
<p>Pius IX. (Kardinal Giovanni Maria Mastai Ferretti, Bischof von Imola) 16. Juni 1846. (Grabmal in S. Lorenzo fuori le mura.)</p>	<p>1846. Frühling. Erste deutsche Buchhandlung in Rom (Spithöver, Piazza di Spagna) eröffnet.</p>	
<p>(Während des Konklaves zahlreiche Bittschriften um Reformen an die Kardinäle.) Pius IX. hält jeden Donnerstag öffentliche Audienz, schränkt den Hofhalt ein, schlägt Verfolgungen liberal Gesinnter nieder. — 16. Juli 1846. Amnestiedekret, das aber von den Legaten und Delegaten nur mit Widerstreben ausgeführt wird. — 8. August. Kardinal Gizzi wird zum Staatssekretär ernannt. Einsetzung von Kommissionen zur Einleitung von Reformen.</p>		
<p>1847. 1. Januar. Der Getreideexport wird verboten. — 13. Februar. Von den Gerichtshöfen des Kirchenstaates werden Monatsberichte eingefordert. — 12. März. Zensuredikt, welches in zweiter Instanz Apellation von dem einzelnen Zensor an eine aus 4 Laien und 1 Geistlichen bestehende Kommission gestattet. — 14. April. Bildung einer Staatskonsulta. (Aus jeder Provinz sollen 3 Kandidaten von den Legaten und Delegaten vorgeschlagen werden, aus denen der Papst einen auswählt als</p>		<p>1847. Neuweiheung der wiederaufgebauten Kirche San Paolo fuori le mura.</p>

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>Mitglied der Consulta, die dem Papste in Verwaltungsangelegenheiten mit Rat beistehen sollen. — 5. Juli. Bildung einer Bürgerwehr in Rom. Gizzi, der damit nicht einverstanden, wird durch Kardinal ferretti ersetzt. — 21. Juli. Gerüchte einer sanfedistischen Verschwörung. Verhaftungen. Die gerichtliche Untersuchung bleibt ohne sicheres Resultat. Die Sen- turionen werden überall entwaffnet. — 20. Okt. Motuproprio, in welchem die Neuordnung der römischen Stadtgemeinde vollzogen wird: Gemeinderat von 100 Mitgliedern, vom Papste ernannt, von denen nur 4 Kleriker. Stadtmagistrat aus dem Senator und 8 Konservatoren bestehend. — 24. Nov. Der neu einberufene Gemeinderat tritt zusammen. — Dem Verlangen der Gemäßigten und Liberalen nach einer Laienregierung wird nicht entsprochen, der Consulta keinerlei gesetzgeberische Initiative eingeräumt. — 30. Dezember. Motuproprio: Konstituierung des Ministerates und Neuverteilung der Ministerien ohne Zuziehung des Laienstandes.</p>		
<p>1848. 8. Februar. Volksauflauf in Rom: „Keine geistlichen Minister mehr! rechtschaffene Laien! sofortige Bewaffnung!“ (gegen eine gefürchtete österreichische Invasion). — 10. Februar. Proklamation des Papstes, die Laienminister verspricht. — 12. febr. 3 Laienminister: Graf Pasolini (Handel, Ackerbau, Industrie, schöne Künste), Sturbinetti (öffentliche Arbeiten), Gaetani (Polizei). — 10. März. Neues Ministerium mit 6 Laien. — Antonelli Staatssekretär. — 14. März. Veröffentlichung einer Repräsentativverfassung für den Kirchenstaat. Dreikammersystem: 1. Kardinalkollegium, 2. erste Kammer aus vom Papste ernannten Mitgliedern, 3. zweite Kammer vom Volke erwählt. Das Kardinalkollegium hat das Recht, auch übereinstimmende Beschlüsse beider Kammern zu fassen. — 24. März. Päpstliche Truppen unter General Durando ziehen aus, um sich am Kriege gegen Oesterreich zu beteiligen resp. die Grenzen des Kirchenstaates zu verteidigen. Schwankende Haltung des Papstes. — 29. April. Allokution des Papstes, in der er erklärt, daß er nicht am Kriege gegen Oesterreich teilnehmen könne, „weil er kraft seines Amtes des obersten Apostolates alle Völker mit der gleichen Liebe umfange“. — Das Ministerium mit Ausnahme des Staats-</p>		<p>April. Pius IX. ordnet die Niederreißung der Ghettomauern an.</p>

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Vangeschichte.
<p>sekretärs Antonelli reicht seine Entlassung ein. — 5. Juni. Eröffnung der Kammern. Ministerkrisen. — 26. Juni. Ver- tagung der Kammern. — 16. Sept. Neue Regierung mit Pellegrino Rossi an der Spitze konstituiert. — 15. Nov. Wieder- eröffnung der Kammern in der Cancellaria. Ermordung Rossis (1 Uhr nachm.). — 16. No- vember. Pöbelunruhen. Verlangen eines demokratischen Ministeriums, daß sich einer italienischen Konstituante von vornherein unterwerfe. Bewaffnete Angriffe auf den Quirinal. Ein Hausprälat, Monsignore Palma, wird am Fenster stehend erschossen. Nachts beauftragt der Papst, der Gewalt weichend, Galetti, ein populäres Ministe- rium zu bilden. — 24. Nov. Pius IX. flieht nach Gaëta mit Hilfe des bayrischen Gesandten Grafen Spaur. — 27. Nov. Pius IX. erklärt durch ein Breve die ihm abgezwungenen Akte für nichtig, das Mi- nisterium Galetti für abgesetzt und setzt durch Motuproprio eine Regierungskom- mission ein. Die Kammer hält an dem Ministerium fest. — 11. Dez. Kammer- dekret: Einsetzung einer provisorischen Re- gierungsjunta, bestehend aus dem Senator von Rom (Corfini), dem Senator von Bo- logna, dem Bannerträger von Ancona. — 17. Dez. Protest des Papstes gegen die Einsetzung der Junta. — 20. Dez. Ein- berufung einer konstituierenden Versamm- lung für den Kirchenstaat.</p>		
<p>1849. 1. Januar. Päpstliches Moni- torium: Alle die sich an der Wahl für die Konstituante beteiligen, werden in den großen Kirchenbann getan. — 25. Jan. Wahl zur konstituierenden Versammlung. — 5. Februar. Eröffnung derselben. — 9. Februar. Die Konstituante beschließt die Aufhebung der weltlichen Papstgewalt, erklärt Rom mit dem Kirchenstaate zur Republik. — 10. Februar. Wahl eines provisorischen Exekutivkomitees. — 29. März. An Stelle des Exekutivkomitees wird ein Triumvirat mit außerordentlichen Voll- machten betraut; Triumvirn: Mazzini, Armanelli, Saffi. — 30. März. Die Ver- treter Oesterreichs, Frankreichs, Spaniens und Neapels eröffnen in Gaëta eine Kon- ferenz behufs Vereinbarung einer Inter- vention. — 24. April. 15 000 Franzosen unter Oudinot landen in Civitavecchia. — 28. April. Oudinot marschiert auf Rom. — 30. April. Die Franzosen werden vor Porta S. Pancrazio zurückgeworfen.</p>		

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>Garibaldi. — 15. Mai. 16 000 Neapolitaner rücken bei Albano vor, werden am 20. Mai bei Velletri von den Römern geschlagen. — Belagerung Roms durch das auf 30 000 Mann verstärkte Oudinotsche Korps. Verhandlungen zwischen Lesseps und dem Triumvirat werden von Oudinot mißachtet. — 2. Juni. Villa Pamfili und Corfini von den Franzosen besetzt. — 24. bis 29. Juni. Hauptkampf um Rom. In der Nacht vom 1. zum 2. Juli verläßt Garibaldi mit ca. 5000 Mann die Stadt. — 3. Juli. Rom erobert. Die konstituierende Versammlung löst sich unter Protest auf. Oudinot übersendet die Schlüssel Roms dem Papste. Dieser ernennt Ende Juli die Kardinäle Altieri, della Genga und Vannicelli zur Regierungskommission für den Kirchenstaat. — 31. Juli. Oudinot übergibt der Kommission die politische Gewalt über Rom.</p>		
<p>1850. 12. April. Wiedereinzug des Papstes in Rom. — Die legislative Gewalt in Piemont erklärt die bischöflichen Tribunale, die geistlichen Standesvorrechte, das kirchliche Asyl, die Erwerbungen der toten Hand für unstatthaft.</p>		
<p>1851. Konkordat mit Spanien. U. a. Wiederherstellung der geistlichen Aufsicht und Leitung des Unterrichtes.</p>		
<p>1852. Piemont führt die Zivilehe ein.</p>		
<p>1854. 8. Dez. Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariä.</p>	<p>1854. 6. Januar. Der Corso zum ersten Male mit Gas beleuchtet.</p>	
<p>1855. Konkordat mit Oesterreich. Beseitigung der josephinischen Beschränkungen der geistlichen Prärogativen.</p>	<p>Palazzo Caffarelli wird für die preußische Regierung erworben.</p>	<p>1856. Enthüllung der Mariensäule auf dem spanischen Platze.</p>
<p>1857. Frühjahr. Reise des Papstes in Mittelitalien.</p>	<p>Dezember. Die Basilika des Papstes Alexander vor der Porta nomentana wird entdeckt.</p>	
<p>1859. Frühjahr. Friedrich Wilhelm IV. und Prinz v. Wales in Rom. — 4. Juni. Schlacht bei Magenta. — Revolution in Ravenna, Bologna und der ganzen Romagna behufs Anschluß an das geeinigte Italien, die auch zur Vereinigung führt. — 20. Juni. Gleiche Revolutionen in Ancona und Perugia werden durch die päpstlichen Truppen blutig niedergeworfen. — 24. Juni. Schlacht bei Solferino. — 9. Juli. Frieden von Villafranca. — 1. September. Nationalversammlung. — 31. Dezember. Schreiben Napoleons an den Papst, in dem die Abtretung der Romagna sowie die Ausföhrung der schon</p>	<p>1857. Ruinen des von Leo I. erbauten S. Stefano an der Via latina nebst 2 antiken Grabkammern von Fortunati entdeckt.</p>	

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>beschlossenen Reformen in den übrigen Provinzen verlangt wird.</p> <p>1860. 19. Jan. Enzyklika des Papstes, in der er mittheilt, daß er darein nicht willigt. — 26. März. Exkommunikationsbulle gegen die Usurpatoren der päpstlichen Rechte. — April. Eröffnung des italienischen Parlamentes unter Teilnahme von Zentralitalien. — 7. September. Cavour richtet an Antonelli ein das Ultimatum enthaltendes Schreiben. — 9. September. General Fanti übersendet ein Ultimatum an General Lamoriciere (päpstlich) und kündigt eventuell die Eröffnung der Feindseligkeiten an. — 10. September. Im Kardinalskollegium wird das Ultimatum zurückgewiesen. — 11. September. Antonelli läßt seine Abgabe an Cavour abgehen. Fanti überschreitet die päpstliche Grenze. — 15. September. Der Kardinalvikar ordnet die für Kriegszeiten vorgeschriebenen Gebete an. — 18. September. Treffen bei Castelfidardo. Niederlage des päpstlichen Heeres. Der Papst verliert das Adriatico samt 5 Provinzen des Mediterraneo, es bleiben ihm Rom und Comarca, Civita Vecchia, Frosinone, Pontecorvo, Velletri, Viterbo, mit zusammen 684 791 Einwohnern. (Bestand des Kirchenstaates vor 1860: 1. Mediterraneo, 10 Provinzen mit 1 187 484 Einwohnern; 2. Adriatico, 10 Provinzen mit 1 937 184 Einwohnern.)</p> <p>1861. 12. Februar. Fall Gaëtas. — 15. Februar. Franz II. von Neapel und seine Gemahlin Sophie treffen in Rom ein. — 14. März. Victor Emanuel als König Italiens proklamiert. — 21. Mai. Adresse der Römer (10 000 Unterschriften) an Victor Emanuel mit der Aufforderung, Rom als Hauptstadt Italiens zu besetzen. — 6. Juni. Cavour †. — 9. Juni. Fürst Piombino-Ludovisi und Herzog Fiano-Ruspoli gehen als Untersreiber der Adresse ins Exil.</p> <p>1862. Pfingsten. Heiligssprechung von 26 Märtyrern, Ordensbrüdern, die im 17. Jahrhundert in Japan ihren Tod gefunden, „weil die Kirche in den bedrängten Zeiten neuer Fürsprecher bedürfe“. 240 deshalb in Rom befindliche Bischöfe richten eine Adresse an den Papst, worin betont wird, daß die Erhaltung seiner weltlichen Macht im kirchlichen Interesse liege. Herbst. Kronprinz und Kronprinzessin von Preußen und Prinz v. Wales in Rom.</p>	<p>1861. Sommer, Franz II. verkauft die farnesischen Gärten und Palatin an Napoleon.</p> <p>1862. 27. Jan. Einweihung der „lateinischen Bahn“ (provisorischer Bahnhof an der Porta Maggiore) durch Hohensolche, Erzbischof von Vissibis in partibus. — 1. Dezember. Eröffnung der Eisenbahn nach Neapel (Zentralstation an den Bädern des Diocletian).</p>	

Politische Begebenheiten, Papstgeschichte.	Besondere Geschichte der Stadt.	Baugeschichte.
<p>1864. September. Vertrag Napoleon III. mit Italien. Ersterer verspricht, binnen 2 Jahren seine Truppen aus Rom abzurufen, letzteres, den Kirchenstaat in seinen nunmehrigen Grenzen weder anzugreifen, noch angreifen zu lassen. — 6. Dezember. Der Papst fordert in einer Sitzung der Kongregation de ritibus die Kardinäle zu einem Gutachten über die Einberufung eines Konzils auf. — 8. Dezember. Enzyklika gegen die der kirchlichen Doktrin feindslichen Meinungen, vor allem gegen die Allgewalt des Staates, gegen die Forderung der Freiheit des Gewissens und der Kultur, gegen Pressefreiheit, gegen den Protestantismus.</p>		
<p>1865. März. Erste Sitzung der Kommission zur Vorbereitung des Konzils.</p>	<p>1866. Fürst Corslonia erwirbt die Villa Albani von der Familie Castellarco, den Erben des Kardinals Albani für 3 Millionen Franks.</p>	
<p>1866. 7. Dezember. Die letzten französischen Truppen verlassen Rom bis auf die Engelsburg, die am 11. Dezember von ihnen verlassen wird.</p>	<p>1866. Neues Münzsystem: Lire in Rom eingeführt.</p>	
<p>1867. September. Versuch Garibaldis zur Eroberung des Kirchenstaates. — 22. Oktober. Revolutionsversuche in Rom (Mine bei Palazzo Serristori im Borgo). — 25. Oktober. Neue Putschversuche, Petardenwerfen. Rom im Belagerungszustand, wird befestigt. Garibaldianer in nächster Nähe Roms (Bande des Enrico Cairoli auf dem Monte Parioli). — 26. Oktober. Garibaldi erstürmt Monte Rotondo. — 30. Oktober. Wiedereinzug der französischen Truppen. — 3. Nov. Garibaldi bei Mentana von päpstlichen und französischen Truppen geschlagen.</p>	<p>1867. Sommer. Chorea in Rom.</p>	
<p>1869. 11. April. 50jähriges Priesterjubiläum Pius des IX. — 8. Dezember. Eröffnung des Konzils (fest der unbefleckten Empfängnis). 764 Teilnehmer (276 aus Italien, 84 Frankreich, 41 Spanien, 35 England, 19 Deutschland, 48 Osterreich etc. Päpstliche Majorität: 550).</p>		
<p>1870. 14. Mai. Beginn der Generaldebatte über das Unfehlbarkeitsdogma. — 6. Juni. Beginn der Spezialdebatte. — 18. Juli. Das Konzil wird vertagt nach definitiver Abstimmung über das Infallibilitätsdogma, an der 535 teilnehmen, von denen nur 2 mit „non placet“ stimmen. — Anfang August. Die französischen Truppen verlassen Rom. 20. September. Einzug der Italiener. — 1. November. Pius IX. erläßt die Excommunicatio major gegen die Invasoren. — 31. Dezember. Victor Emmanuel in Rom.</p>		

Verzeichnis der wichtigeren Personen-, Orts- und Sachnamen.

A.

Abeken 199.
 S. Agata alla Suburra 211.
 S. Agnesefest 175.
 S. Agnese 173. 226.
 Albani, Kardinal, Alessandro, geb. zu Urbino 19. Okt. 1692, wurde 1721 Kardinal, bewohnte den Palaſt in der Via quattro fontane, baute zur Aufnahme ſeiner Antikensammlung von 1757 bis 1763 die Villa, die ſich jetzt im Beſitze des fürſten Corloina befindet. † 11. Dezember 1779. 3. 4. 6.
 S. Alessio 221.
 Alexander VII., Papſt, 1665—1667 220
 Allegri, Gregorio, geb. 1590, † 1652 in Rom, Mitglied der päpſtlichen Kapelle und Komponiſt des neunſtimmigen Miſerere 189. 254. 255.
 Allerheiligen 228.
 Allgeyer, Julius, Kupferſtecher, geb. 1829 in Haſbach (Baden), Schüler von Joſeph Keller in Düſſeldorf, 1856—1860 in Rom, ſpäter Photograqh in Karlsruhe 249.
 Allſoli 242.
 Ambros 258.
 (Anna) Amalie, Herzogin zu Sachſen-Weimar, geb. Prinzefſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, geb. 24. Okt. 1739, vermählt mit dem Herzog Ernſt Auguſt II., nach deſſen Tode Landesregentin 1758 bis 1775. Sie verweilte vom Sept. 1788 bis zum Mai 1790 in Italien, † 10. April 1807. 34.
 S. Anna dei Falegnami 264.
 Antinous des Belvedere 22. 238.
 Aquacetosa 254.
 Araceli 38. 92. 111. 213.
 S. Antonius Abbasfeſt 23.
 S. Apollinare 206. 220.
 Apollo des Belvedere 11. 17. 21. 75. 238.
 Archinto, Kardinal, war bis 1754 polniſcher Nuntius in Dresden, kam im

Auguſt 1754 nach Rom, wurde am 5. April 1756 Kardinal, im Herbſt deſſelben Jahres Viſezanzler und Staatsſekretär. † 1758. 3. 6.
 Ariadnekopf (Kapitol. Muſeum) 22.
 Arricia 123. 246.
 Attems 226.
 Auguſt, Prinz von England 35.

B.

Bacchusſtatue 22.
 Bach, Sebaſtian 187.
 Bär (Eiſland) 139.
 Baini, Abbate Giuſeppe, geb. 21. Okt. 1775 zu Rom, † 21. Mai 1849 daſelbſt, 1795 Sänger, 1814 Direktor der päpſtlichen Kapelle. Sein 1817 komponiertes Miſerere iſt das einzige moderne Werk, das in Rom in der hl. Woche geſungen wird 182.
 S. Balbina 224.
 Bartholdi 77, 85.
 Battoni oder Batoni, Pompeo, geb. 5. Sept. 1708 zu Eucca, † 4. febr. 1787 zu Rom, Hiſtorien- und Porträtmaler, Schüler von Conca, Maſucci und Piazzetta 8. 12. 13.
 Becker 102.
 Begas, Reinhold, Bildhauer, geb. 15. Juli 1831 in Berlin. Schüler von Wichmann und Rauch, in Rom von 1856 bis 1859, 1864 und ſpäter. Lebt in Berlin 249.
 Bellini 67.
 Bembo 10.
 Bendemann, Eduard Julius Friedrich, Hiſtorienmaler, geb. 3. Dez. 1811 in Berlin, † 27. Dez. 1889 in Düſſeldorf. Ging 1830 mit Hübner, Hildebrand und Sohn auf ein Jahr nach Italien, wohin er ſpäter mehrmals zurückkehrte. 1839 bis 1867 Direktor der Düſſeldorfer Akademie 152.
 Benedikt XIV., Papſt, 1740—1758 60
 62. 174.

- Benouville 256.
 Berardi 262.
 Bergler, Joseph, geb. 1. Mai 1753 zu Salzburg, † 25. Juni 1829 zu Prag als Direktor der Kunstschule. War Schüler von Knoller in Mailand, von Mengs, David zc. in Rom 8.
 Bernhard 100.
 Bismarck 210.
 Bissen, Hermann Wilhelm, Bildhauer, geb. 13. Okt. 1798 in Schleswig, † 10. März 1868 in Kopenhagen. Von 1823 bis 1833 Schüler von Thorwaldsen 127.
 Bobola 240.
 Böcklin 251.
 Böhm, Joseph Daniel, Bildhauer, geb. 16. März 1794 in Wallendorf (Ungarn), † 15. Aug. 1865 als Hofmedaillör in Wien. Von 1821—1823 in Florenz, später Schüler von Thorwaldsen in Rom 167.
 Boisserée 197. 203.
 Bonaparte 45. 57.
 Bonifazius IV., Papst, 608—615. 173.
 Both 119.
 Bracciano-See 56.
 Bramante 10. 172. 263.
 Brandis, Christian August, geb. 13. Sept. 1790 zu Hildesheim, † 24. Juli 1867 in Bonn. Philologe und Philosoph. Ging 1816 als Niebuhrs Legationssekretär nach Rom, Freund Bunsens. Abreise aus Rom am 2. Mai 1819. Seit 1821 Professor in Bonn 102.
 Braun 126. 127. 128.
 Brisbane 183.
 Brun 35. 37.
 Bünau, Graf Heinrich, geb. zu Weissenfels 2. Juni 1697, † 7. April 1762 zu Osmannstedt. Staatsmann und Gelehrter, widmet sich nach bewegtem Leben auf seinen Gütern Dahlen und Nöthnitz ganz seiner Bibliothek und seinem großen Werke der deutschen Kaiser- und Reichshistorie 2.
 Bunsen 102. 110. 111. 113. 116. 133. 180. 191.
 Buonarotti, Senator 5.
 Bury, Friedrich, geb. 1763 in Hanau, kommt 1782 nach Rom, wo er bis 1800 verbleibt. Dort Goethes Hausgenosse. Später in Cassel, in Haag, in Berlin und Dresden 24. 28.
 Buti 97. 142.
 Buttarni 228.
- C.**
- Café Greco 119. 120. 126. 134. 154. 158. 176. 180.
 Calaman, Pensionär der französischen Malerakademie 45.
 Calderon 227.
 Caldoni 136. 137—140.
 Campagna 1. 47. 48. 111. 124. 154. 157. 203. 224. 246. 248. 255.
 Campo di Fiori 263.
 Campo Vaccino 48. 66. 110. 133.
 Cancellaria 3. 263.
 Canisius 220.
 Canova, Antonio, geb. in Possagno, Prov. Treviso, 1. Nov. 1757. Bildete sich anfangs in Venedig unter Corretti und Ferrari. Kam im Oktober 1779 nach Rom, † auf einer Reise nach Venedig 13. Okt. 1822. Er vollendete das Grabdenkmal Clemens XIV in St. Apostoli 1787, das Clemens XIII in St. Peter 1795, das der Stuarts 1817. 31. 38. 44. 45. 76. 100.
 Canova Abbate 58.
 Caracallathermen 223.
 Caradori 54.
 Carl August 23. 26. 97.
 S. Carlo 252.
 Carpegna 5.
 Carracci oder Terracci Joseph, modellierte eine Kolossalbüste Napoleons in Mailand, ferner eine Büste Winkelmanns und Metastasio's für das Pantheon, jetzt im Konservatorenpalast 45.
 Carracci 13.
 Carstens 30. 68. 69. 125. 200. 239.
 Carus 177.
 Casa Bartholdi 76. 85. 100. 131.
 Catel, Franz, Landschaftsmaler, geb. 22. Februar 1778 in Berlin, † 19. Dez. 1856 in Rom. Ging 1809 nach Italien 100. 121. 150.
 Cavaceppi, Bartolomeo. Etwa seit 1735 berühmter Restaurator antiker Statuen in Rom 5.
 Centennarium Petri 260.
 Cervarastef 126. 127.
 Cervinus 219.
 Cestiuspyramide 18. 135. 163.
 Christina, Königin von Spanien 99.
 Christine, Erzherzogin 45.
 Circus maximus 48.
 Cisterna 216.
 Claude le Lorrain 24.
 Clemens X., Papst, 1670—1676. 174.
 Clemens XI., Papst, 1700—1721. 6.
 Clemens XIII., Papst, 1758—1769. 60. 62.
 Collegium germanico-hungaricum 206.
 Colombo Giovanni, aus Brescia, wurde am 2. Jan. 1804 in die Wiener Kunstakademie aufgenommen. † 1853. 79.

Consalvi Hercules, geb. 8. Juni 1757 zu Rom, † 24. Jan. 1824 das. Staatssekretär Pius VII, theilte dessen Verbannung, führte 1801 in Paris geschickt die Concordatsverhandlungen mit Napoleon 106. 107.

Cornelius 68. 72. 74. 76. 77. 78. 87. 88. 102. 103. 121. 131. 150. 151. 164. 191. 195. 199. 200. 239. 243. 245. 246.
Sta Croce in Gerusalemme 25. 216.

D.

Dannecker, Johann Friedrich, geb. 15. Okt. 1738 in Stuttgart, † 8. Dez. 1841 das. Von 1785 bis 1790 in Rom. Später bis 1839 Direktor der Stuttgarter Kunstschule 42. 43.

David, Jacques Louis, geb. 30. Aug. 1748 in Paris, † 29. Dez. 1825 in Brüssel. War in Rom in den Jahren 1775 bis 1781 und 1784. 12. 15.

Deger, Ernst, geb. 15. April 1809, † 21. Jan. 1885 zu Düsseldorf. Malte als Schadow-Schüler mit den Brüdern Andreas und Karl Müller und Franz Ittenbach die Apollinaris-Kirche bei Remagen aus und ging, um Studien dazu zu machen, vorher (1837) zu Overbeck nach Rom 203.

Depreux 220.

Diaconus 224.

Diocletiansthermen 17. 52.

Diodati 184.

Discuswerfer 11.

Domeier 35.

Domine quo vadis 216.

Dominichino 6. 10.

Hl. Dominicus 221. 222.

Draeger, Joseph Anton, Historienmaler, geb. 1800 in Trier, † 1833 in Rom. Schüler Kügelgens, seit 1823 in Rom 150.

Dreikönigstag 92.

Dürer 73. 88.

E.

Eberhard, Conrad, Bildhauer und Maler, geb. 25. Nov. 1768 in Hindelang im Allgäu, † 12. März 1859 in München. Wurde vom Kronprinzen Ludwig 1806 nach Rom gesandt, schloß sich dort den Nazarenern an. Seit 1816 Professor an der Münchener Akademie 89. 102. 103.

Eggers, Karl Johann, Landschaftsmaler, geb. 1. Okt. 1787 in Neustrelitz, † am 24. Juli 1863 das. Verheiratet mit Elise Seizen, der vormaligen Gesellschaftlerin der Gattin Overbecks. Wohnte seit seiner Verheiratung 1840 im Palazzo Caffarelli 110. 117.

Elgin, Thomas Bruce, geb. 20. Juli 1766, † 14. Nov. 1841 in Paris. War 1799 englischer Gesandter in Konstantinopel, brachte die Parthenonskulpturen nach England, die 1816 vom englischen Parlamente angekauft wurden 39.

Engelsburg 59. 100. 167. 236.

Erdmannsdorf, Friedrich Wilhelm von, Architekt, geb. 18. Mai 1736 in Dresden, † 9. März 1800 in Dessau. Baute 1769 bis 1772 das Schloß in Wörlitz und legte den Park bei Dessau und das Lütsum an 35.

Erleuchtung der Stadt, St. Peters usw. 58.
Excommunicationenbulle 260.

F.

farnese, Alessandro und Odoardo 206.

Farnesina 20. 89.

fede 3.

Fernow, Karl Ludwig, geb. 19. Nov. 1763 in Blumenhagen bei Pasewalk, † 4. Dez. 1808 in Weimar. Kommt am 29. Sept. 1794 nach Rom, verbleibt hier, verheiratet mit einer Römerin, bis Mitte Juli 1803; hielt unter anderem zweimal wöchentlich Kunstvorlesungen nach Kantschen Prinzipien. Er wohnte in der Casa Franzoni (via 4 fontane 49). Von Rom zog er zunächst nach Jena, wo er kurze Zeit Philosophie dozierte, von 1804 bis 1807 war er Bibliothekar der verw. Herzogin Amalie von Weimar 35. 44.

feuerbach 247.

fiesole fra Angelico da 35. 76. 88.

flatz, Gebhard, Historienmaler, geboren 11. Juni 1810 zu Wollfurt bei Bregenz, Schüler von Cornelius in München, später von Overbeck in Rom 242.

flir 240.

flor 120. 122. 126. 128.

Fontana Trevi 250.

Forum 90. 169. 232. 254.

Forum trajanum 167.

franzesco di Girolamo 60. 61. 62.

francia 67.

franken, Johann Michael, geb. 1717 zu Ebersbach, † 19. Juni 1775, Nachfolger Winkelmanns als Gräflich Bünauscher und später Kurfürstlich Sächsischer Bibliothekar 1.

franz 1., Kaiser von Oesterreich, geboren 12. Febr. 1763 in florenz, † 2. März 1835 in Wien 100. 101.

Frascati 2. 18. 24. 37. 151. 199. 245. 248. 264.

frei 125.

freiburg 120.

freund, Hermann Ernst, geb. 15. Okt. 1786 in Uthlede (Hannover), † 30. Juni 1840 in Kopenhagen. Seit 1817 Schüler Chornwaldsens in Rom 127.

Friedenstempel 107. 110. 154.

Fronleichnamfest 39.

füger, Heinrich, geb. 8. Dez. 1751 zu Heilbronn, † 5. Nov. 1818 in Wien. Ging 1774 nach Wien, von dort 1775 als kaiserlicher Pensionär nach Rom, 1782 nach Neapel. 1784 nach Wien zurückgekehrt, wurde er Direktor der Gemäldegalerie, Hofmaler und Professor 8. 12.

führioh 152. 153.

Fußwaschung u. Speisung der Pilger 177.

G.

Galeria Borghese 202.

Galeria Corsini 152.

Galeria Doria 202.

Gall, Franz Joseph, geb. 9. März 1758 zu Tiefenbrunn bei Pforzheim, † 22. Aug. 1828 zu Montrouge bei Paris. Begründer der Phrenologie 149.

Galla Placidia 226.

Gasser 240.

Genelli Bonaventura, geb. 27. Sept. 1800 in Berlin, † 13. Nov. 1868 in Weimar, lebte von 1822—1833 in Italien 150. 151. 152.

Genzano 246.

Genzener, Universitätsfreund Winkelmanns, Konrektor in Havelberg, Lehrer der mecklenburgischen Prinzen, starb als Probst in Mecklenburg-Stargard 1771. 3.

Gervinus 263.

Gésu 206. 259.

Ghirlandajo 67.

Giacomelli Michelangelo, geb. 1695 zu Pistoja, † 17. April 1774 in Rom, Hausprälat des Papstes, unter Clemens XIII. Sekretär der Breven. Vorzüglicher Kenner des Griechischen, Übersetzer des Aristophanes 2c. 6.

Gibbon 202.

Giotto 67. 82. 88.

S. Giovanni in Laterano s. Lateran.

Girandola 59.

Görres, Jacob Joseph, geb. 25. Januar 1776 in Coblenz, † 29. Jan. 1848 in München. Revolutionärer, später streng katholischer Schriftsteller 80.

Goethe 16. 29. 34. 34. 44. 46. 65. 123. 125. 144. 151. 152. 215. 238.

Goethe, August v., geb. 25. Dez. 1789 in Weimar, vermählt 1817 mit Ottilie v. Pogwisch, † 27. Oktober. 1830 in Rom 144. 151. 152.

Goetzenberger, Jacob, geb. 1800 in Heidelberg, † 6. Oktober 1866 in Darmstadt. Seit 1820 Corneliusfschüler, 1828—1832 in Italien 176.

Goetzloff 124. 125.

Grandjean 8.

Gregor I. der Große, Papst 590—604. 224. 225.

Gregor XIII. Papst 1572—1585. 218. 219. 224.

Gregor XVI. Papst 1831—1846. 184. 228. 229. 244. 245. 263.

Groffi 228.

Günther, Anton, geb. 17. Nov. 1783 in Lindenau (Böhmen), † 24. Febr. 1863 in Wien. Spekulativer katholischer Theolog, sucht in Polemik gegen Hegel und Herbart nachzuweisen, daß die Offenbarungslehre die philosophische Kritik nicht zu scheuen brauche 242.

H.

Hackert, Jacob Philipp, geb. 15. Sept. 1737 zu Prenzlau, † 28. April 1807 in Florenz. Ging 1768 nach Italien, wo er sich zuerst in Rom, dann in Neapel niederließ. Mit dem Hofe floh er bei dem Einmarsche der Franzosen 1798 nach Palermo, von da wandte er sich nach Florenz 19. 24. 35.

Hadrian I. Papst 772—795. 224.

Hadrians Grabmal (s. auch Engelsburg) 53. 134.

Hadrians Villa 2.

Hahn 191.

Hartmann, Matthäus aus Stuttgart 1803 in Rom, seit 1805 in Dresden 35.

Heinitz, v. 30.

Herder reiste am 6. Aug. 1788 von Weimar ab, kam am 18. Sept. in Rom an, war am 9. Juli 1789 wieder in Weimar 18. 34.

Hermann, Karl Heinrich, geb. 6. Jan. 1802 in Dresden, † 13. April 1880 in Berlin. Corneliusfschüler 127.

Herz, Henriette, geb. 5. Sept. 1764 in Berlin, † 22. Okt. 1847 daselbst, war in Rom vom 11. Okt. 1817 bis 2. Mai 1819. 93. 95.

Hettinger 205.

Heydeck, Adolf v., Maler und Radierer aus Dessau, kommt 1813 nach Rom, Schüler Reinharts. Geht 1820 nach Neapel, 1821 nach Basel, 1824 nach Dresden. Kehrt 1837 wieder nach Rom zurück, wird aber von dort nach kurzem Aufenthalte durch die Cholera vertrieben 147. 148.

Hl. Hieronymus 215.

Hilbebert von Tours 214.
 Hirt, Moys, geb. 27. Juni 1759 in Behla (Baden), † 29. Juni 1856 in Berlin, lebte von 1782—1796 als Altertumsforscher in Italien, wurde 1796 Mitglied der Berliner Akademie und bei Gründung der dortigen Universität Professor der Archeologie 28. 32. 34. 35. 36.
 Hoff, Joh. Nicolaus, geb. 4. Mai 1798 in Frankfurt a./M., † 6. März 1873 das. 128. 129.
 Hornmayer, Freiherr, Joseph v., geboren 20. Jan. 1781 zu Zunsbrunn, † 5. Okt. 1848 zu München, Historiker, seit 1828 Ministerialrat im bayerischen Ministerium des Äußeren 167.
 Hospitium Lateranense 165.
 Hottinger 80.
 Humboldt 44. 96. 97. 100.
 Hübner, Julius, geb. 27. Jan. 1806 in Ols, † 7. Nov. 1882 in Loschwitz. 1829 bis 1852 in Rom. Schadowsschüler 152.

J.

Jacobi, Friedrich Heinrich, geb. 25. Jan. 1745 in Düsseldorf, † 10. März 1819 in München. Philosoph, wird 1805 an die Münchener Akademie der Wissenschaften berufen, deren Präsident seit 1807. Gegner Schellings und der nachkantischen Philosophie. Die „schöne Seele“ ist ihm Basis der Erkenntnis des Schönen und Guten 103.
 Jean Paul 169.
 St. Isidoro, Kloster und Kirche 65. 160.
 Julius II. Papst 1503—1513 88. 224.
 Julius III. Papst 1550—1555 219.
 Juno, die schönbekleidete (Kapitol. Museum) 22.

K.

Kadliff 167.
 Kant 226.
 Kapitol 2. 20. 27. 58. 110. 111. 114. 135. 154. 185. 198.
 Kapitolinisches Museum 21. 22.
 Kardinalskronung 250.
 Karl der Große 88. 89. 222.
 Karneval 184. 185. 213. 217.
 Katakomben 5. 215. 221. 225. 226. 243. 244.
 Kanfmann, Angelika, geb. 30. Okt. 1741 zu Chur, aufgewachsen im Geburtsorte des Vaters, Schwarzenberg im Bregenzer Wald, † 7. Nov. 1807 in Rom. Lebte von 1763 bis 1766 in Rom, dann in London, wo sie 1781 den Maler Antonio Zucchi aus Venedig heiratete. Seit 1782 lebte sie dauernd in Rom. In S. Andrea delle fratte ist sie begraben 17. 20. 32. 33. 95.

Ein Jahrhundert römischen Lebens.

Kaulbach 201.
 Kestner 116. 117. 151.
 Khevenhüller 50.
 Klein 117.
 Klopstock 33.
 Knip, Christoph Heinrich, geb. 1748 in Hildesheim, † 9. Juli 1825 in Neapel als Professor und Rat der Akademie. Er verkehrte in Neapel mit Tischbein und Hackert und machte mit Goethe eine Reise nach Sizilien 125.
 Kobell, Franz, Landschaftler, geb. 1749 in Mannheim, † 1822 in München. Ging 1776 nach Italien, 1785 nach München, wo er königlicher Hofmaler wurde 8.
 Koch, Joseph Anton, geb. 27. Juli 1768 in Elbingalp (Tirol), † 12. Jan. 1839 in Rom. Kam 1795 nach Rom, wo er sich an Carstens anschloß. Von 1812 bis 1813 lebte er in Wien und kehrte 1817 nach Rom zurück. 1824—25 malte er die Danteszimmer der Villa Massimo. Freund Reinharts und Mitbewohner der Casa Franzoni, Via fontane 49 103, 121. 122. 123. 148. 150. 151. 155. 156. 160. 161. 168. 191. 203.
 Kolosseum 17. 20. 27. 33. 64. 90. 110. 135. 154. 173. 238.
 Columbarium vor Porta Latina 235.
 Kommunion, erste 232.
 Konklave 106, 107, 119, 181.
 Konstantinsbogen 48.
 Konzil 262.
 Corso 27, 185, 215.
 Krabbe 215.
 Künstlerfest zu Ehren der Einnahme von Paris 71.
 Künstlerfest zu Ehren des Kronprinzen Ludwig von Bayern 87.

L.

L'Abruzzi 8.
 Lambruschini, Luigi, Kardinal und römischer Staatssekretär, geb. 16. Mai 1776 in Genua, † 12. Mai 1854 in Rom 244.
 Laokoon 11. 21. 75. 238.
 Lateran 25. 133. 157. 163. 216. 217. 224. 259. 263.
 Launiz, Nicolaus Carl Eduard Schmidt von der L., Bildhauer, geb. 23. Nov. 1797 in Grobin (Kurland), † 12. Dez. 1869 in Frankfurt a. M. In Rom Schüler und Freund Thorwaldsens 152.
 Hl. Laurentius 226.
 Lauska 176, 177.
 Leichenbegängnis 49. 99. 105.
 Lengereich 97.
 Leo X. Papst 1513—1521 88. 173.

Leo XII. Papst 1825—1829 119. 220.
 Lindemann-Fronmuel, Karl, geb. 19. Aug. 1819 in Markirch (Elsass), Schüler Rottmanns, lebt seit 1844 meist in Italien 256.
 Lips, Johann Heinrich, geb. 29. April 1758 in Kloten bei Zürich, † 5. Mai 1817 in Zürich. Ging 1783 nach Rom, 1785 nach Zürich zurück, 1786 wieder nach Rom. War 1789—1794 Professor an der Weimarer Kunstakademie 28.
 Liszt, Franz, geb. 22. Oktober 1811 in Raiding (Ungarn), † 31. Juli 1886 in Bayreuth. Ging 1859 nach Rom, lebte seit 1863 bald in Weimar, bald in Budapest, bald in Rom. Hier wohnte er 1861 Via felice 115; von Sommer 1863 bis April 1865 im Hause der Oratorier (Madonna del Rosario) auf dem Monte Mario. Im frühling 1865 im Vatikan beim Fürsten Hohenlohe, in dessen Kapelle er am 25. April 1865 die niederen Weihen erhielt. Von Juni 1866 bis Dez. 1868 wieder auf Monte Mario, im Winter 1869/70 in Villa d'Este 258.
 v. Loewenich 95. 94.
 Logen Rafaels 9. 17. 19. 20. 76. 154. 155.
 Logen Giovanni da Udine 75. 154.
 S. Lorenzo fuori le mura 25. 216. 217.
 Loyola 218.
 Lucas 150.
 Lucius II. Papst 1144—1145 224.
 Ludwig I. König von Bayern, geb. 25. Aug. 1786 in Straßburg, folgte seinem Vater Maximilian I. in der Regierung am 12. Okt. 1825, dankte ab am 20. März 1848, † 29. febr. 1868 in Nizza. 1805 erster Romanfenthalt. Am 21. Januar 1818 zweite Anknüft in Rom. Der Hofstaat bestand aus dem Grafen Scverras, Grafen Seinsheim, Leibarzt Dr. Rings-eis, Landschaftsmaler Dillis, Klenze (seit dem 5. März 1818). Am 50. April 1818 Abreise aus Rom. Der Kronprinz wohnte in Villa Malta, die er später um 1500 Scudi erwarb. (Die Villa ging dann in den Besitz des Grafen Bobrinski über, der die Gebäude niederreißen und prunkvoll wieder aufbauen, den Garten völlig umgestalten ließ.) Später besuchte Ludwig noch sehr häufig Rom 87. 102. 115. 117. 158. 167. 168. 229. 241. 242.
 Luise von Anhalt-Deßau 32. 34.
 Lund 89.
 Luther 175. 219.

III.

Madonna della pietà 174.
 Magnus, Eduard, Porträtmaler, geb. 7. Januar 1799 in Berlin, † 5. Aug. 1872 das. Bereiste 1826—1829 Italien 152.

Marc Aurelstatue 27. 59. 111.
 San Marco 198.
 Marées, Hans v., geb. 24. Dez. 1857 in Elberfeld, † 5. Juni 1887 in Rom. Kam 1864 nach Rom und blieb dort mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode 251.
 S. Maria dell' Anima 206. 241. 242.
 S. Maria del Aventino od. del Priorato 222.
 S. Maria del buon viaggio 163.
 S. Maria della pace 202.
 S. Maria maggiore 25. 99. 157. 159. 167. 216. 217. 254. 263.
 S. Maria sopra Minerva 167.
 Marfo, Karl, Landschaftler, geb. 1790 in Leutschau (Ungarn), † 20. Nov. 1860 in Villa Upeggi bei Antella 201.
 Marmorata 261.
 Masaccio 67.
 Massimi 77. 147. 148. 154. 155.
 Massimiliano 45.
 Matthiffon 32.
 Max II., König von Bayern, geb. 28. Nov. 1811 in München, bestieg den Thron am 20. März 1848, † 10. März 1864 das. 202.
 Maximilian 88.
 v. Maybell, Ludwig, geb. 29. Nov. 1795 auf dem Gute Stenhusen in Esthland, † 6. Sept. 1846 in Neval 128. 129. 130. 135.
 Mechau, Jacob Wilhelm, geb. 1745 in Leipzig, † 1808 in Dresden. Ging 1776 nach Rom, bildete sich im Anschlusse an Hackert und Claude le Lorrain zum Landschaftler, kehrte 1780 nach Leipzig zurück, war 1790 wieder in Rom und gab mit Reinhart und Dies römische Veduten in Tuschanier heraus.
 Medusa Rondanini 21.
 Meleager (Mus. Pio-Clementino) 22.
 v. Melem 191.
 Mengs, Anton Rafael, geb. 12. Mai 1728 in Aufsig (Böhmen), † 29. Jan. 1779 in Rom. Schüler seines Vaters Jsmael Mengs. Verweilte 1741—1744 mit seinem Vater und 2 Schwestern in Rom, ebenso vom frühjahr 1746 bis Winter 1749. In der Zwischenzeit und nach dem zweiten Aufenthalte weilte er in Dresden. 1752 kehrte er zu dauerndem Aufenthalte nach Rom zurück. 1766 zum spanischen Hofmaler ernannt, verweilte er längere Zeit in Madrid, Neapel, Florenz; von 1775 an bis zu seinem Tode wohnte er wieder dauernd in Rom 2. 11. 12.
 Mesmer 246.
 Meyer, Johann Heinrich 24. 28. 29.
 Meyer aus Dresden 151. 152.

Michelangelo 10. 28. 29. 50. 45. 53. 67.
79. 88. 115. 164. 172. 196. 201. 203.
238. 259.

Milde 192.

v. Moltke, Helmuth 235.

v. Moltke, Ludwig, geb. 1805, von 1841
bis 1850 Amtmann zu Sehmarn 235.

Monte Aventino 163. 221. 223. 251.

Monte Cavallo 4. 39. 50. 51. 58. 69.
105. 107. 243.

Monte Celio 224.

Monte Gianicolo 163.

Monte Mario 175. 176. 235.

Monte Pincio 76. 94. 119. 120. 154. 206. 242.

Monte Testaccio 163.

Montfort 183.

Moosbrugger, Friedrich, geb. 19. Sept.
1804 in Konstanz, † 17. Okt. 1830.
1822 in München, 1827 in Italien,
1829 Konstanz 150.

Moro 11.

Morone 219.

Mosler 78. 79. 80. 102.

Mozart 180. 249.

Müller, Friedrich, „Maler Müller“ oder
„Teufelsmüller“, geb. 13. Jan. 1749 in
Kreuznach, † 23. April 1825 in Rom.
Seit 1778 in Rom, scharfer Gegner
Carstens (sein „Schreiben über die Aus-
stellung des Herrn Prof. Carstens“ in
Schillers Horen 1797) 68.

Müller, Wilhelm 90. 102.

Münster 35.

Muretus 220.

Museo Chiaramonti 75.

Museo Pio-Clementino 18. 21. 22.

Muzarelli 62.

N.

Napoleon I. 45.

Näher, Bernhard v., Historienmaler, geb.
16. Jan. 1806 in Biberach, † 17. Jan.
1886 in Stuttgart. War von 1828 bis
1832 in Rom 192.

Nemi 151.

Neri Giacinta 249.

Neri Filippo 24. 215.

Nerly, Friedrich, geb. 24. Nov. 1807 in
Erfurt, † 21. Okt. 1878 in Venedig.
Kam 1829 nach Rom 150. 152.

Neros Turm 154.

Nicolaus I., Czar, geb. 25. Juni 1796,
† 18. Febr. 1853, trat die Regierung
an am 1. Dez. 1825 244. 245.

Nicolaus V., Papst, 1447—1455 33. 225.

Niebuhr, Barthold Georg, geb. 27. Aug.
1776 in Kopenhagen, † 2. Jan. 1851
in Bonn. Er war von 1816—1823
preussischer Ministerresident in Rom und

wohnte im Palazzo Savelli (Marcellus-
theater) 102. 103. 111. 112.

Nil 22.

O.

Oktoberfest (Ottobrate) 213.

Oehme, Ernst Friedrich, Landschaftler, geb.
23 Apr. 1797 in Dresden, † 10. April
1855 das. 123. 124. 128. 129. 131. 134.
Oesterley, Karl, geb. 20. Juni 1805 in
Göttingen, war von 1824—1829 in Rom.
Von 1831—1863 Professor der Kunst-
geschichte in Göttingen 159.

Olevano 122. 150.

Olivier, Ferdinand, geb. 1. April 1785,
† 11. Febr. 1841. Seit 1833 Professor
an der Münchener Kunstakademie 94.
109. 112.

Olivier, Friedrich, geb. 23. April 1791,
† 5. Sept. 1859 in Dessau. Kommt am
9. Dez. 1818 nach Rom, wohnt seit Nov.
1819 mit Schnorr und Rehbenitz im Pa-
lazzo Caffarelli, verläßt Rom am 9. Okt.
1822. 94. 109. 110. 112.

Osterwoche 26. 91. 185 ff. 193. 213. 248.
Ostia 52. 216.

Otto III. 221.

Otto I., König von Griechenland, geb.
1. Juni 1815 zu Salzburg, † 26. Juli
1867 in Bamberg, regierte von 1833
bis 1862 196.

Oberbeck 64. 79. 88. 96. 113. 131. 150.
151. 152. 155. 156. 161. 164. 190. 191.
192. 193. 195. 199. 200. 203. 237. 239.
243. 246.

P.

Palazzo Borghese 146.

Palazzo Borromeo 220.

Palazzo Caffarelli 38. 110. 133. 200.

Palazzo Cenci 237.

Palazzo Colonna 58.

Palazzo della Consulta 107.

Palazzo Guarneri 120.

Palazzo Massimi 147.

Palazzo Rondanini 21.

Palazzo Rospigliosi 203.

Palazzo Venezia 50. 206. 212. 213.

Palatin 18. 35.

Palestrina 180.

Pallissier 152.

Pantheon 17. 20. 148. 149. 169. 172.
173. 213.

Papstabsolution 181.

Passavant 87.

Passionei Porporato, Kardinal, geb. 1682
zu Fossombrone, † 5. Juli 1761 zu Rom.
Seine Wohnung und Bibliothek (damals
neben der Bünauschen die bedeutendste

- Privatsammlung Europas) seit 1738 im Palast der Consulta. Später Bibliothek der Vaticana.
- S. Paolo fuori le mura 25. 52. 104. 163. 216. 217. 224.
- Paul III., Papst, 1554—1549 50.
- Paul IV., Papst, 1556—1559 106. 219.
- Hl. Paulus 216. 229. 244.
- Pecht 150. 257.
- Perrone, Giovanni Peter. Katholischer Dogmatiker, geb. 11. März 1794 zu Gieri, † 29. Aug. 1876 als Rektor des Collegium Romanum in Rom 227.
- Peterskirche und -platz 17. 20. 25. 26. 37. 40. 41. 57. 58. 59. 61. 91. 99. 100. 101. 105. 106. 107. 118. 120. 154. 154. 159. 162. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 181. 182. 184. 193. 197. 215. 216. 221. 250. 252. 255. 256. 258. 259. 260. 261. 262. 263.
- Hl. Petrus 55. 216. 229. 244.
- Petrich, Ferdinand, geb. 1798 in Dresden, † 14. Febr. 1872 in Rom 127.
- Pfaff, Christian Heinrich, Physiker und Chemiker, geb. 2. März 1772 in Stuttgart, † 25. April 1852 in Kiel 55.
- Pforr, Franz, geb. 5. April 1788 in Frankfurt a. M., † in Albano am 16. Juni 1812 68. 69. 79.
- Philips 242.
- Phocion (Museo Pio-Clementino) 22.
- Piazza degli Apostoli 252.
- Piazza del Gesù 207.
- Piazza Navona 254.
- Piazza del Popolo 206.
- Pifferari 157. 158.
- Pinturicchio 67. 111.
- Del Piombo 202.
- Piper, Karl Wilhelm Ferdinand, evangelischer Theolog, geb. 7. Mai 1811 in Stralsund, † 28. Nov. 1889 in Berlin. Seit 1849 Direktor des von ihm begründeten christlich-archäologischen Museums das. 243.
- Pettoni 107.
- Pius IV., Papst, 1559—1565 212. 219.
- Pius V., Papst, 1566—1572 219.
- Pius VI., Papst, 1775—1799 40.
- Pius VII., Papst, 1800—1823 39. 40. 51. 52. 56. 57. 58. 61. 62. 98. 105. 106. 212. 220.
- Pius VIII., 1829—1830 186.
- Pius IX., Papst, 1846—1878 220. 240. 263. 264.
- Platner, Ernst Zacharias, geb. 1. Okt. 1773 in Leipzig, † 14. Okt. 1855 in Rom. Kam nach Rom 1823 als Maler. Wandte sich, das Anzureichende seiner Begabung einsehend, historischen Studien zu, Mitarbeiter an der von Niebuhr und Bunsen angeregten Neubearbeitung von „Volkmann und Lalandes Beschreibung Roms“, worin er die Museen und Gallerieen übernimmt. Seit 1832 sächsischer Geschäftsträger 74. 99. 110. 113. 116. 191. 243.
- De Polignac, Melchior, geb. 11. Okt. 1661 in Puy-en-Valay, † 3. April 1742 in Paris. Von 1725—1732 französischer Gesandter in Rom 5.
- Polidor 9.
- Pomarancio 225.
- Ponte molle 57. 119. 154. 193.
- Ponticelli 751.
- Pordenone 181.
- Porta del Popolo 75. 76. 119. 154. 205. 245. 255.
- Porta Pinciana 94.
- Porta San Giovanni 256.
- Porta San Paolo 251.
- Poussin 6. 24. 152.
- Preller 150.
- Pulini 95.

Q.

- Quirinal 50. 52. 106. 107. 154. 185.
- v. Quandt, Johann Gottlob, geb. zu Leipzig 9. April 1787, † 19. Juni 1859 in Dittersbach. Sammler und Kunstschriftsteller, besucht Italien 1811 und und mit seiner Gattin vom Okt. 1819 bis Juni 1820 110. 112. 113. 115.

R.

- Rafael 8. 9. 15. 28. 29. 50. 55. 67. 72. 75. 76. 79. 82. 88. 100. 115. 116. 143. 146. 148. 154. 155. 160. 172. 187. 201. 202. 258. 248. 256.
- Rambour, Johann Anton, geb. 1790 in Trier, † 2. Okt. 1866 in Köln. Seit 1806 Schüler Davids. 1817 bis 1827 und 1829 in Italien 89.
- v. Ratibor 263.
- Raoul-Rochette, Désiré, französischer Archäolog, geb. 2. März 1789 in St. Amand, † 3. Juli 1854 in Paris 225.
- v. d. Recke 49.
- v. Reden, hannoverscher Minister in Rom von 1819—1824 158.
- Rehbenitz, Theodor, geb. 1791 in Borstel (Holstein) kommt im Herbst 1816 nach zweijährigem Kunststudium in Wien nach Rom, wohnt im Palazzo Caffarelli, † 19. Febr. 1861 als Zeichenlehrer in Kiel 102. 110. 112. 191.
- Rehberg, Friedrich, geb. 1758 in Hannover. 1777—1779 Schüler von Mengs

- in Rom. Wird 1788 vom preussischen Minister von Heinitz nach Rom geschickt, um Kopien nach Gemälden und Zeichnungen nach Antiken als Vorlagen für Akademiesthüler anzufertigen und gleichzeitig eine gewisse Aufsicht über dortige Staatsstipendiaten zu führen, † 1855 in München 30. 100.
- Reiffenstein, Johann Friedrich, geb. 1719 in Ragnit (Ostpreußen), † 1793. Pagenhofmeister in Cassel. Kommt 1762 als Mentor des jungen Grafen Lynar nach Rom und bleibt dort als Antiquar und Kommissionsar für den Herzog Ernst von Gotha und die Czarin Katharina 17. 19. 54.
- Reilich 165.
- Reimer, Georg Andreas, Buchhändler, geb. 27. August 1776 in Greifswald, † 26. April 1842 zu Berlin. Gründer der berühmten Verlagsfirma „G. Reimer“ 80.
- Reinhart 35. 58. 72. 75. 121. 147. 191. v. Reisch 220. 244.
- Reis, Guido 9. 10. 203.
- v. Rhoden, Johann Martin, Landschaftler, geb. 30. Juli 1778 in Cassel, † 8. Sept. 1868 in Rom 98. 125. 245.
- Richter 118.
- v. Riedel, August, geb. 27. Dez. 1799 in Bayreuth, † 6. August 1885 in Rom, wo er seit 1829 weilte 150. 250.
- Rietschel, Ernst, Bildhauer, geb. 15. Dez. 1804 in Pulsnitz (Sachsen), † 21. Febr. 1861 in Dresden. Von 1830 bis 1831 in Italien 150. 152.
- Ringseis s. Ludwig I. von Bayern 102. 103.
- Ripa grande 163. 262.
- Riß 124.
- Rösel 100.
- Rößell 117.
- Romano Giulio 111.
- Rossi, französischer Gesandter 231.
- Rossi, Katafombenforscher 244.
- Rothe, Richard, geb. 28. Jan. 1799 zu Posen, † 20. Aug. 1867 zu Heidelberg. Von Oktober 1823 bis Sommer 1828 preussischer Gesandtschaftsprediger in Rom. Später Direktor des Predigerseminars in Wittenberg, Professor in Bonn und Heidelberg 117. 135. 154.
- Rothländer 159. 167.
- Rotonda s. Pantheon.
- Rubens 88. 141.
- Rückert, Friedrich, geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, † 31. Jan. 1866 zu Neuseß. Verweilte 1817 und 1818 in Italien 88.
- Ruscheweyh, Ferdinand, Kupferstecher, geb. 1785 in Neustrelitz, † 1845 das. Ging 1808 nach Rom, trat mit Overbeck und Schadow zum Katholizismus über 74. 99. 103. 191.
- S.
- S. Saba 217. 219. 221. 225. 224.
- S. Sabina 163. 221.
- Sala Borgia 76.
- v. Salis-Seewis 33.
- Saltarello 117.
- Sallustische Gärten 5.
- Santini 183. 184.
- Sartiges 262.
- Schadow, Friedrich Wilhelm, Maler, geb. 5. Sept. 1789 in Berlin, † 9. März 1862 in Düsseldorf. 1810 bis Juni 1819 in Rom, malt in der Casa Bartholdi „Joseph die Träume auslegend“ und „Josephs blutiger Rock“. Konvertiert 1814. Wohnt 1818 bei der Signora Buti. Wird 1819 Professor, geht nach Berlin, 1826 nach Düsseldorf als Akademiedirektor. 1840 nochmals in Rom mit den Brüdern Müller, Ittenbach und Deger, zwecks Vorstudien zu den Fresken der Apollinariskirche 74. 77. 89. 96. 97. 100. 138. 152. 191. 192.
- Schadow, Rudolf, Bildhauer, Bruder des vorigen, geb. 6. Juli 1786 in Rom, † 31. Jan. 1822 das. Schüler seines Vaters, Thorwaldsens und Canovas. Begraben in St. Andrea delle fratte 51. 74. 100. 102. 103.
- Schaller, Joh. Nepomuk, geb. 1777 in Wien, † 1842 daselbst. Kam 1812 als österreichischer Pensionär nach Wien, wo er bis 1822 blieb 74.
- Scheffer v. Leonhardshoff, Johann, Historienmaler, geboren 1795 zu Wien, † 12. Jan. 1822 daselbst. Herbst 1814 bis Frühjahr 1816, sowie Mai 1820 bis Sommer 1821 in Rom 74.
- Schelling 46.
- Schick, Gottlieb 42. 259.
- Schick, Rudolf 251.
- Schiller 33. 97.
- Schinkel 146.
- Schinz, Caspar, Maler, geb. 1775 in Zürich, † 9. Aug. 1852 daselbst. Begleitet Luise Seidler 1818 nach Rom 97.
- Schlegel, Dorothea, geb. 14. Okt. 1763 in Berlin, † 8. Aug. 1839 in Frankfurt a. M. Tochter Moses Mendelssohns. In erster Ehe mit dem Bankier Veit verheiratet (Mutter Philipp Veits), trennt sich 1798 von ihm und heiratet 1804 Friedrich v. Schlegel 95. 109.
- Schmieder, Heinrich Eduard. Kommt als erster preussischer Gesandtschaftsprediger

Mitte Juni 1819 nach Rom, verläßt Rom im Herbst 1823, um Direktor von Schulpforta zu werden. Später Direktor des Predigerseminars in Wittenberg 111. 112. 115.
 Schnorr 89. 94. 105. 109. 131. 132. 135. 148. 155.
 Schrödl 220.
 Schulz 159.
 Schwab 64. 67.
 v. Schwarzenberg 226.
 Scala santa 165.
 Scott 144.
 S. Sebastiano 25. 216.
 Seidler 92. 110.
 Seligsprechungen 60. 240.
 Semper, Gottfried, Architekt, geb. 29. Nov. 1805 in Altona, † 15. Mai 1879 in Rom 150.
 Senff 97.
 Seinsheim (Graf Seinsheim) s. Ludwig I. von Bayern 103.
 Septimius-Severus-Bogen 27. 48. 154.
 Sieg 74.
 Simon 116.
 Sixtus V. Papst 1585—1590 218.
 della Somaglia 61.
 Spanische Treppe 159.
 Stahr 250.
 Stanzen Rafaels 76. 201. 256.
 S. Stefano rotondo 225. 226.
 v. Stein 16. 23.
 Steinle, Eduard, geb. 2. Juli 1810 zu Wien, † 18. Sept. 1886 in Frankfurt a. M. In Rom vom Sept. 1828 bis 1834 167.
 Stier, Wilhelm, Architekt, geb. 1799 in Warschau, † am 19. Sept. 1856 in Berlin als Professor an der Kgl. allgemeinen Bauerschule 117. 129.
 Stirnbrand 127.
 Subiaco 150. 265.
 Sutter, Joseph, geb. 1781 in Lintz, Mitarbeiter Cornelius' bei Ausmalung der Glyptothek, † 1866 65. 66. 68. 70. 71. 73. 80. 88. 109.
 Sylvester II. Papst 999—1003 221.
 hl. Sylvin 224.

T.

Tapeten Rafaels 40. 75. 135.
 v. Carnoczy 226.
 Tempesta 225.
 Thiele 127. 128.
 Thomas, Johannes, geb. 2. Sept. 1795 in Frankfurt a. M., † das. 28. febr. 1865. 128. 129. 131.
 Thorswaldsen, Berthel, geb. 19. Nov. 1770 in Kopenhagen, Schüler von Wiedewelt. Kommt am 8. März 1797 in Rom an.

Mietet im November 1815 an der Ecke des Palazzo Barberini und dem Vicolo delle Colonnate drei kleine Häuser, in denen er sein bis zu seiner Abreise aus Rom benutztes Atelier einrichtet. Am 5. August 1858 Abreise nach Kopenhagen, Rückkehr am 12. Sept. 1841. Zweite Abfahrt nach Kopenhagen am 1. Okt. 1842. † dort am 24. März 1844. 44. 45. 95. 96. 97. 98. 100. 101. 123. 127. 158. 140—145. 150. 151. 152. 191. 200.
 Tischbein Wilhelm 7. 17. 19.
 Tischbein, Friedrich 12.
 Tivoli 2. 18. 24. 38. 47. 121. 124. 125. 177.
 Titusbogen 154.
 Tizian 181. 202.
 Torlonia, Marino, geb. 6. Septbr. 1796, † 30. Sept. 1865 zu Rom, Sohn des Papstbankiers Giovanni T. (1754—1829), der von Pius VII. 1890 zum Herzog ernannt wurde 184.
 Torre Quinto 152.
 Torso (Museo Pio-Clementino) 11. 22.
 Totenamt für Pius VII. 107.
 Totila 224.
 Trajanssäule 48.
 Trasmonti 149.
 Trastevere 91. 165.
 Tre fontane 251. 252.
 Trinità de'monti 8. 12. 15. 28. 32. 76. 111. 114. 119.
 Trippel, Alexander, geb. 1744 zu Schaffhausen, 1761 Schüler von Wiedewelt in Kopenhagen, geht 1771 nach Paris, 1776 nach Rom, † 1795 das. 8. 11. 17.
 v. Truchseß 220.
 Tummer, Joseph, geb. 1792 zu Obergraden bei Köflach, Schüler Friedrichs, seit 1840 Direktor der Kunstschule in Graz, † 16. Okt. 1877 das. 167.
 Da Udine Giovanni 75. 89.
 v. Uhden 35.
 Urban VIII., Papst, 1625—1644 220.

V.

Val d'Egeria 254.
 Vasari 9.
 Vasi 91.
 Vatikan 5. 28. 67. 74. 100. 120. 134. 144. 146. 151. 154. 172. 175. 176. 177. 201. 205. 228. 265.
 Veit, Philipp, geb. 15. februar 1793 in Berlin, † 18. Dez. 1877 in Mainz. In Rom vom Nov. 1815 bis Sommer 1830. Malt in der Casa Bartholdi die Allegorie der sieben fetten Jahre und „Joseph und Potiphars Weib“, in der Villa Massimi Darstellungen zu Dantes Pa-

- radies, im Museo Chiaramontti die „Wiedereinweihung des Kolosseums als Kultstätte“. Von 1850 bis 1843 Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt, seit 1853 Galeriedirektor in Mainz 74. 76. 88. 95. 99. 100. 109. 120. 123. 151. 152. 148. 155.
- Velletri 5. 7.
- Venus (Kapitol. Museum) 22.
- Venus (bekleidete Halbfigur) 22.
- Venustempel 154.
- Vernet, Carl, geb. 14. Aug. 1758 in Bourdeau, † 27. Nov. 1836 in Paris. Seit 1782 in Rom 183.
- Vernet, Horace, Sohn des vorigen, geb. 30. Juni 1789 zu Paris, † 17. Jan. 1865 das. Von 1827 bis 1834 Direktor der französischen Akademie in Rom 182.
- Vestatempel 251.
- Via Appia 216. 225.
- Villa Albani 191.
- Villa Borghese 47. 71. 154. 204. 255.
- Villa Doria Pamfili 205.
- Villa Malta 28. 64. 65. 120. 158. 242.
- Villa Massimi 77. 100. 116. 117. 151. 148. 152. 155. 157. 160.
- Villa Mattei 24. 25.
- Villa Medici 76. 146. 159. 185.
- Villa Pariola 212. 214.
- Villa Raffaele 135. 146.
- Villa Schultheiss 88.
- Da Vinci 10. 33. 88. 178.
- Disconti 262.
- Vogel aus Dresden 89.
- Vogel, Ludwig, geb. 10. Juli 1788 in Zürich, † am 21. Aug. 1879 das. Schüler von Füßli und Gessner. In Rom von 1810 bis 1815. Dort Schüler von Cornelius und Thorwaldsen 71. 74. 76. 77. 79.
- Waagen 154. 159.
- Wach, Wilhelm, geb. 11. Sept. 1787 in Berlin, † am 24. Nov. 1845 in Berlin als Professor der Akademie und Hofmaler. In Rom vom Sommer 1817 bis 1818, wohnt in der Casa Buti 89. 97. 100.
- v. Wächter, Eberhard, geb. 29. febr. 1762 zu Balingen, † 14. Aug. 1852 in Stuttgart als Inspektor der Kupferstichsammlung. Karlschüler, 1781 Schüler Davids, ging dann nach Rom zu Carstens, wo er bis 1798 blieb 69. 259.
- Wagner, Johann Martin, Bildhauer, geb. 24. Juni 1777 in Würzburg, † 8. Aug. 1858 in Rom. Seit 1805 in Rom. Seit Eberhards Abreise aus Rom Kommissar in Kunstangelegenheiten des Kronprinzen, resp. Königs Ludwig 150. 191. 205. 242. 245.
- Wagner aus Meiningen (wohl identisch mit dem vorigen) 120. 121. 124. 155.
- Weihnachtsfeier 57. 69. 109. 158. 166. 171. 195. 213.
- Westhoff 220.
- Wiedewelt, Bildhauer, geb. 1751, † 21. Dez. 1802. Kommt im Spätherbst 1754 als Pensionär des Königs von Dänemark nach Rom, wo er bis febr. 1758 bleibt. Lernt dort Winckelmann kennen und zieht im Juni 1757 mit ihm zusammen. Lehrer Thorwaldsens 6.
- Winckelmann 1. 191.
- Wintergerst, Joseph, geb. 1785 zu Wallerstein (Bayern), † 1867 als Inspektor der Düsseldorfer Akademie. In Rom vom 14. Okt. 1811 bis febr. 1813. 66. 67. 68. 69. 79.
- v. Wolzogen 97.

3.

- Zauner, Franz Edler v. Felspatan. Bildhauer, geb. 1746 in Felspatan (Tirol), † 3. März 1822 in Wien. Studiert 1766 in Wien, geht dann nach Rom, von wo er 1781 als Professor nach Wien zurückkehrt 8.
- Zelter, Karl Friedrich, Komponist, geb. 11. Dez. 1758 in Berlin, † 15. Mai 1832 das. 186.
- Zoëga, Karl, Archäolog, geb. 20. Dez. 1755 in Dahlen (Jütland), † 10. febr. 1809 in Rom. Studierte seit 1775 in Göttingen. Seit frühling 1783 mit kurzen Unterbrechungen in Rom, seit 1798 dänischer Agent und Konsul 35. 47.

Berichtigung.

S. VIII, Zeile 17 v. u.: lies statt „Mai“ „Juni“.

GETTY RESEARCH INSTITUTE



3 3125 01421 6572

